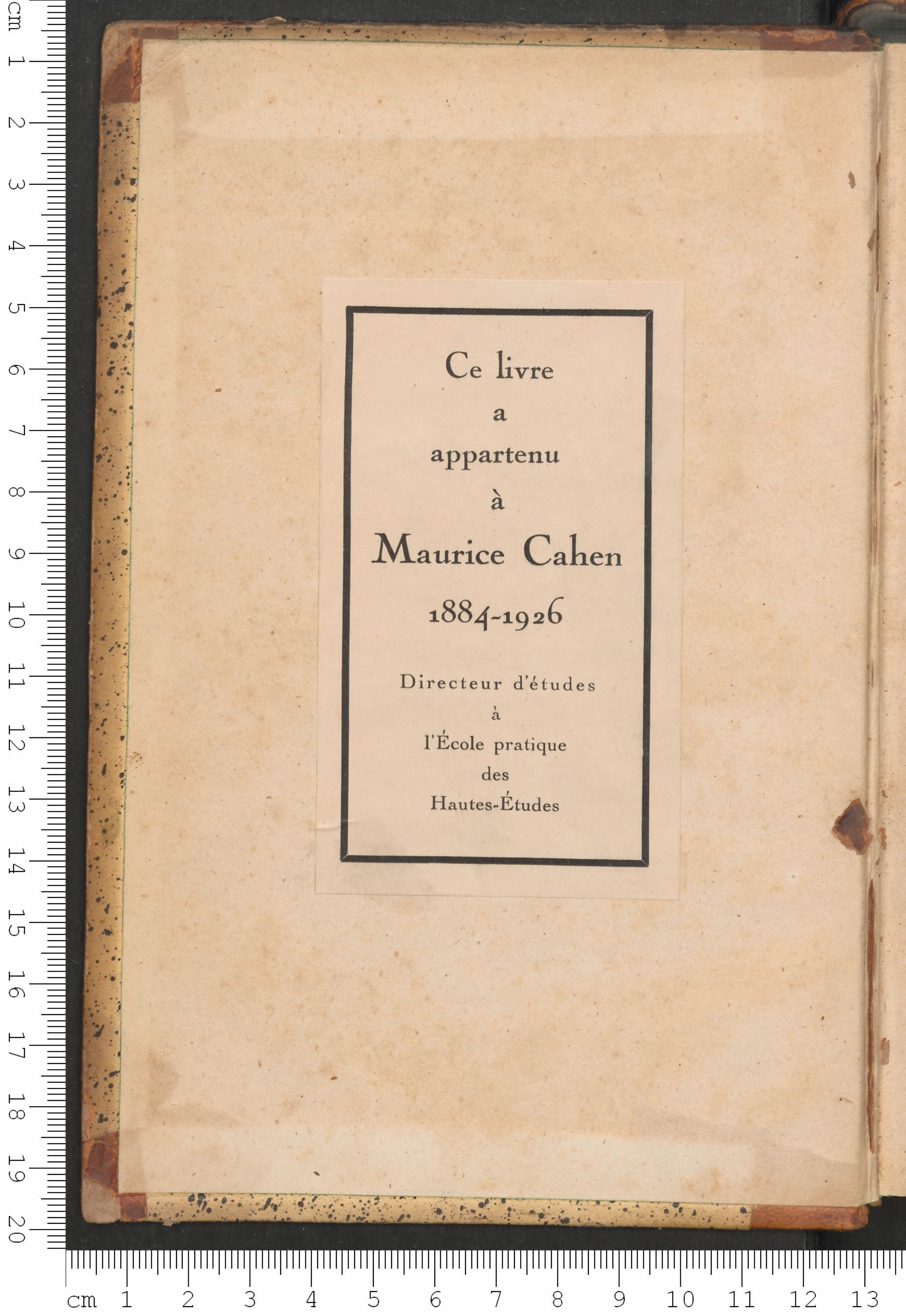
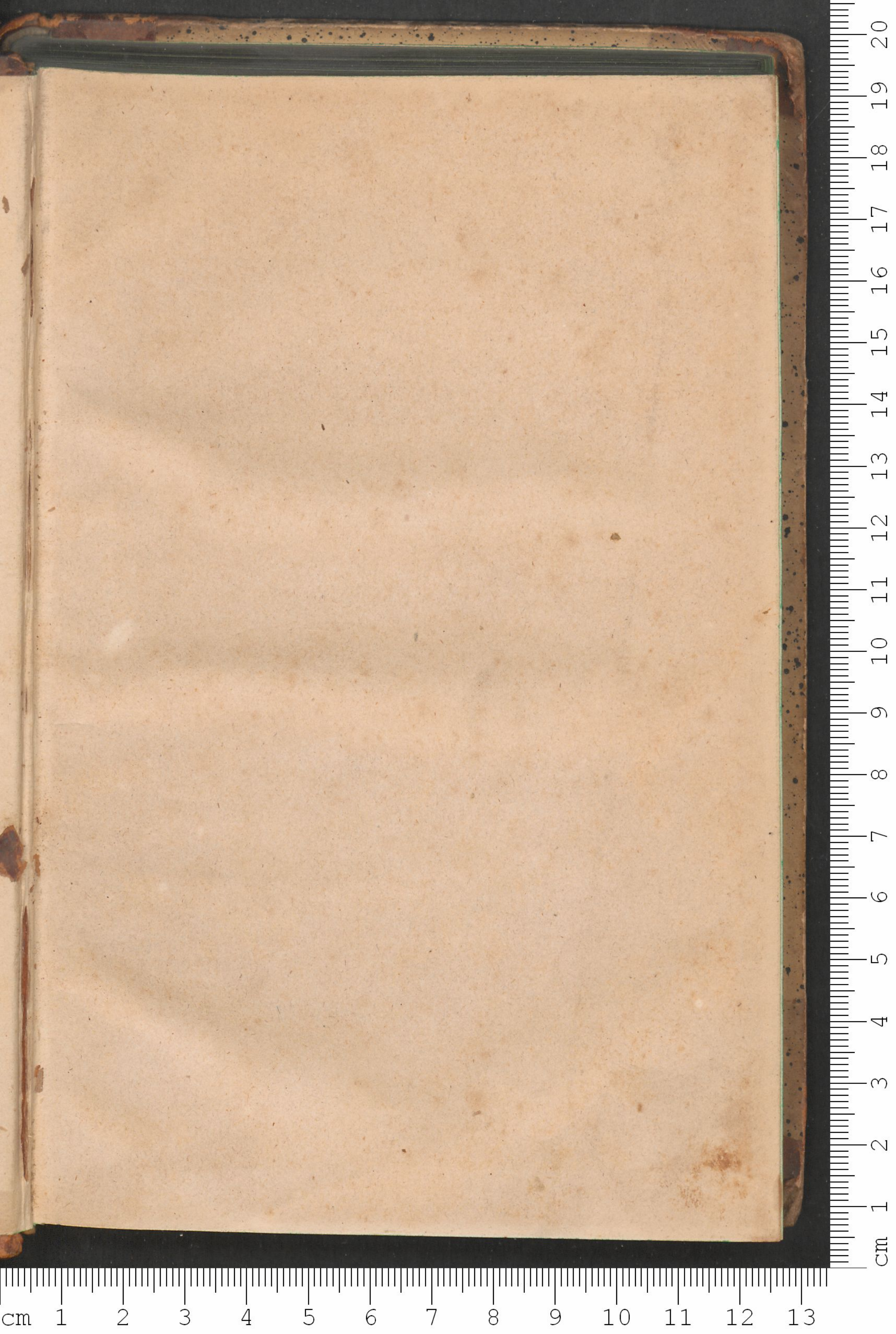
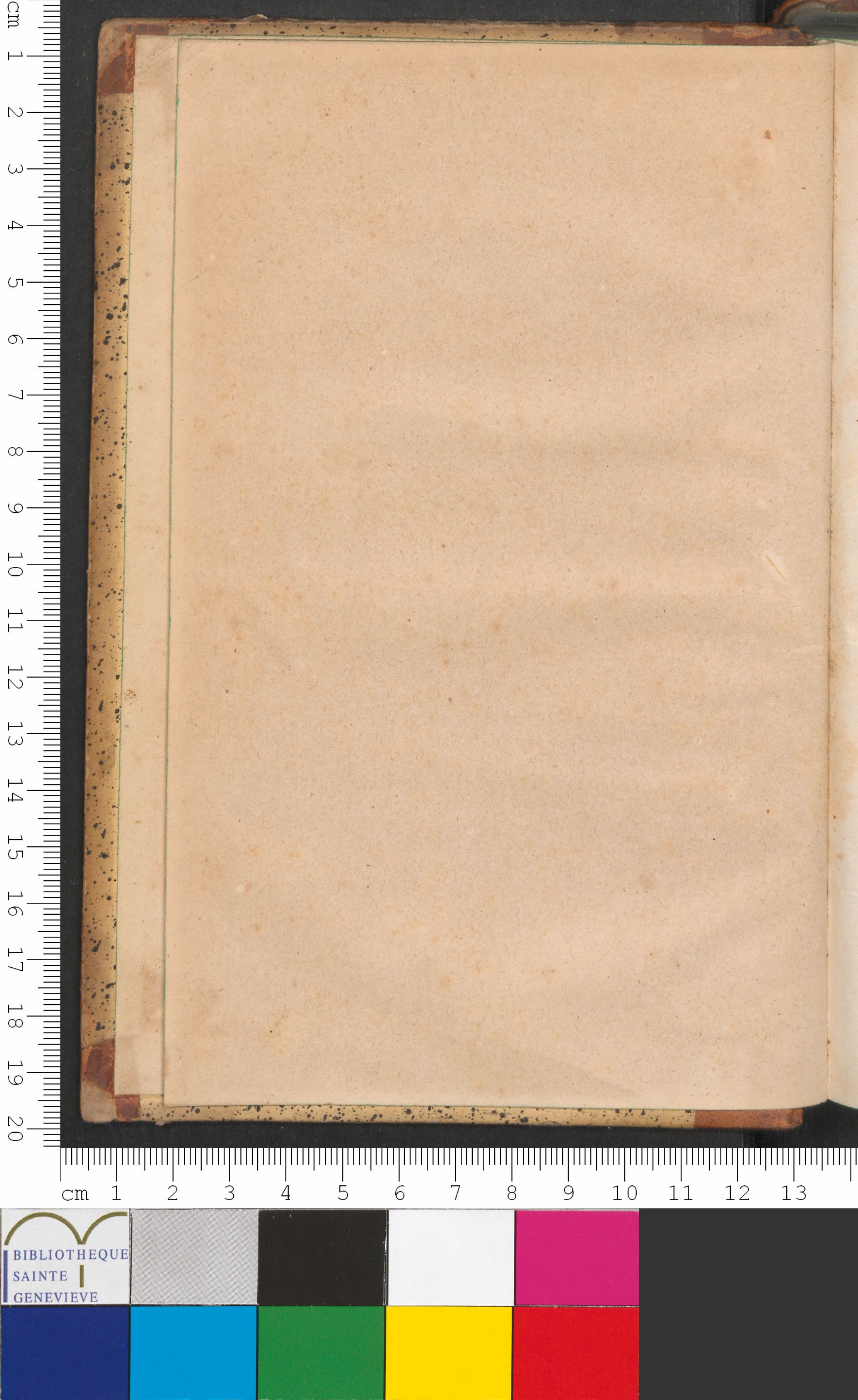
Reisen
in
Dänemark,
Schleswig
und
Holstein.
1

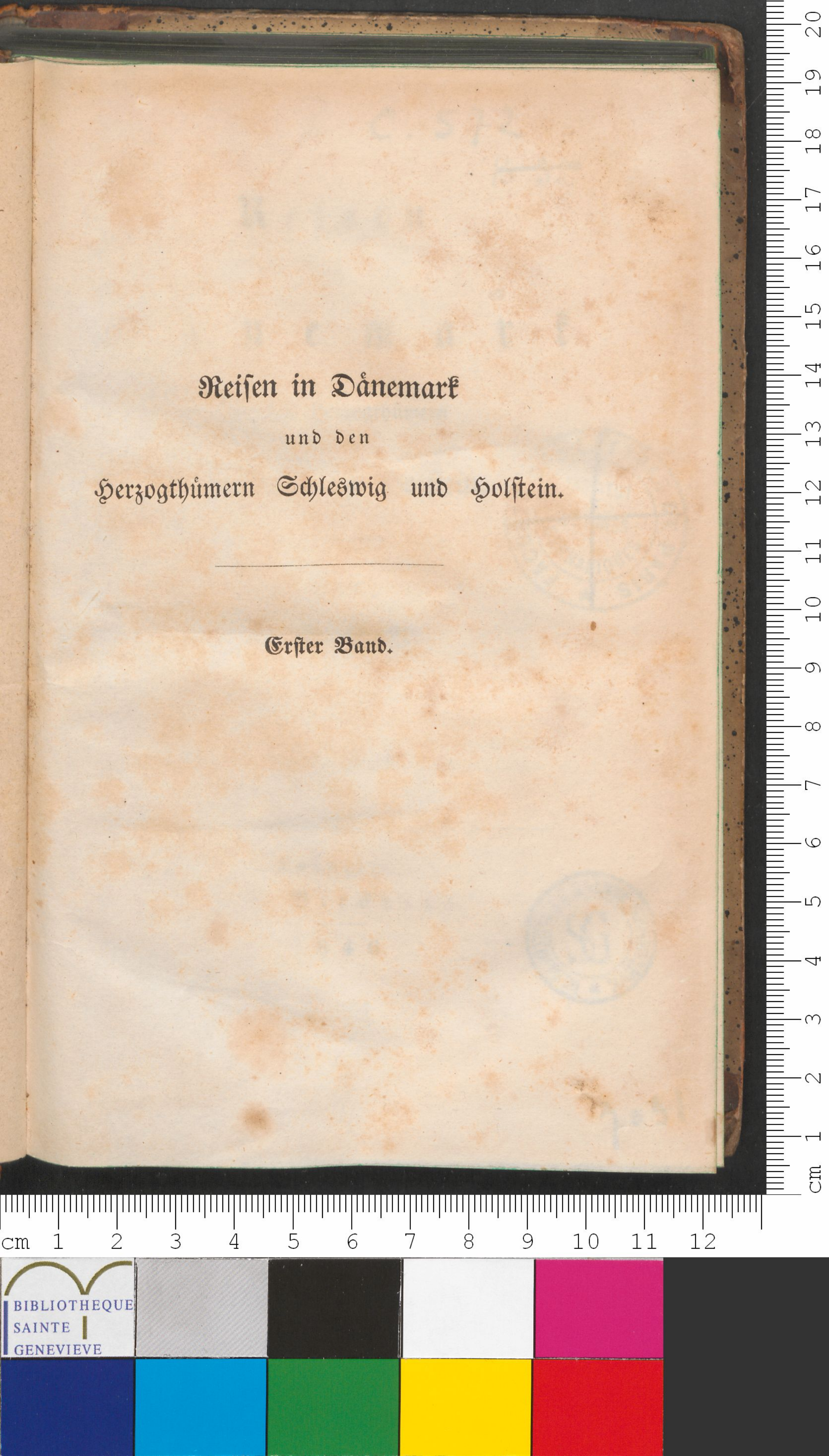










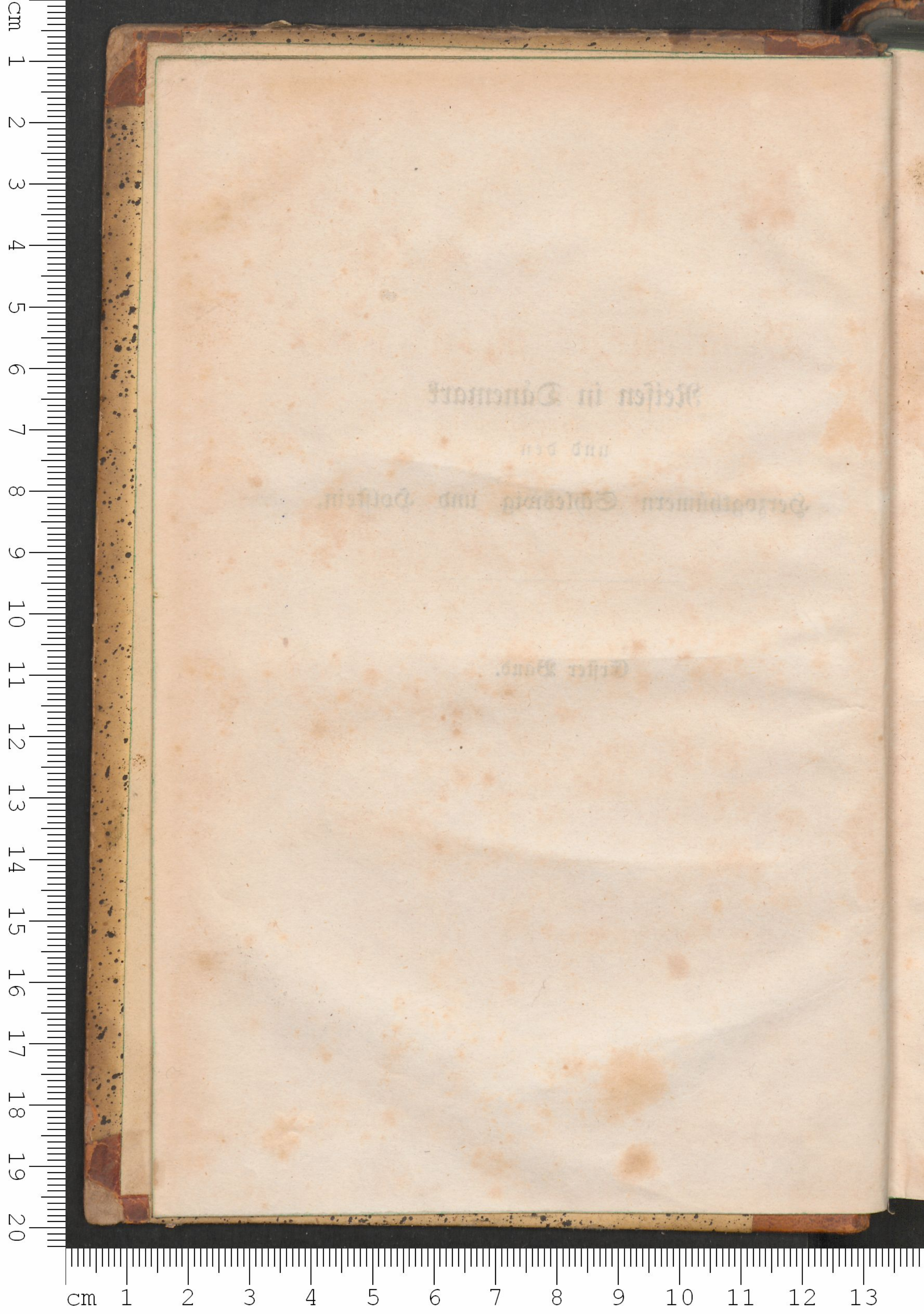


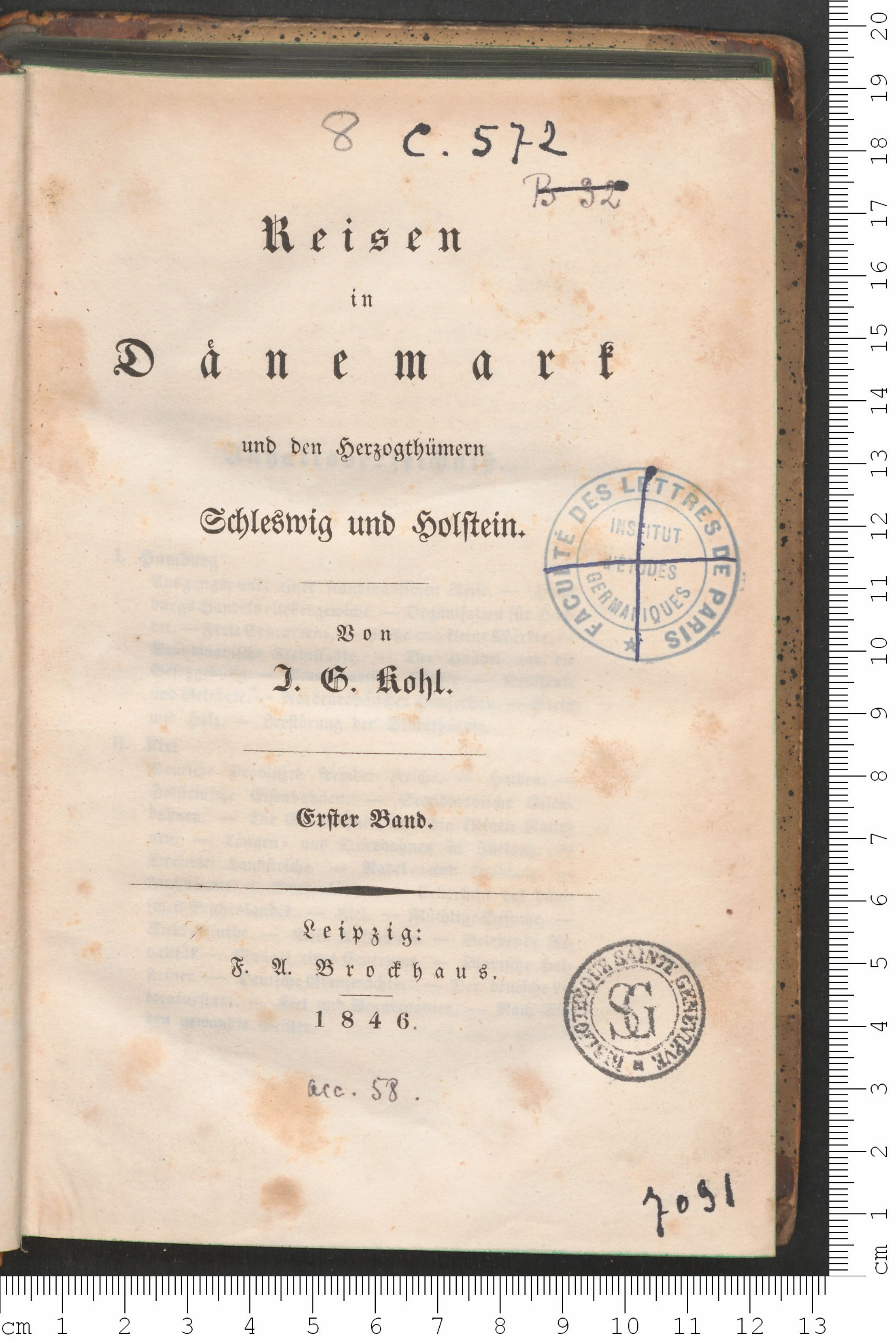
Reisen in Dänemark

und den

Herzogthümern Schleswig und Holstein.

Erster Band.





Reisen in Dänemark

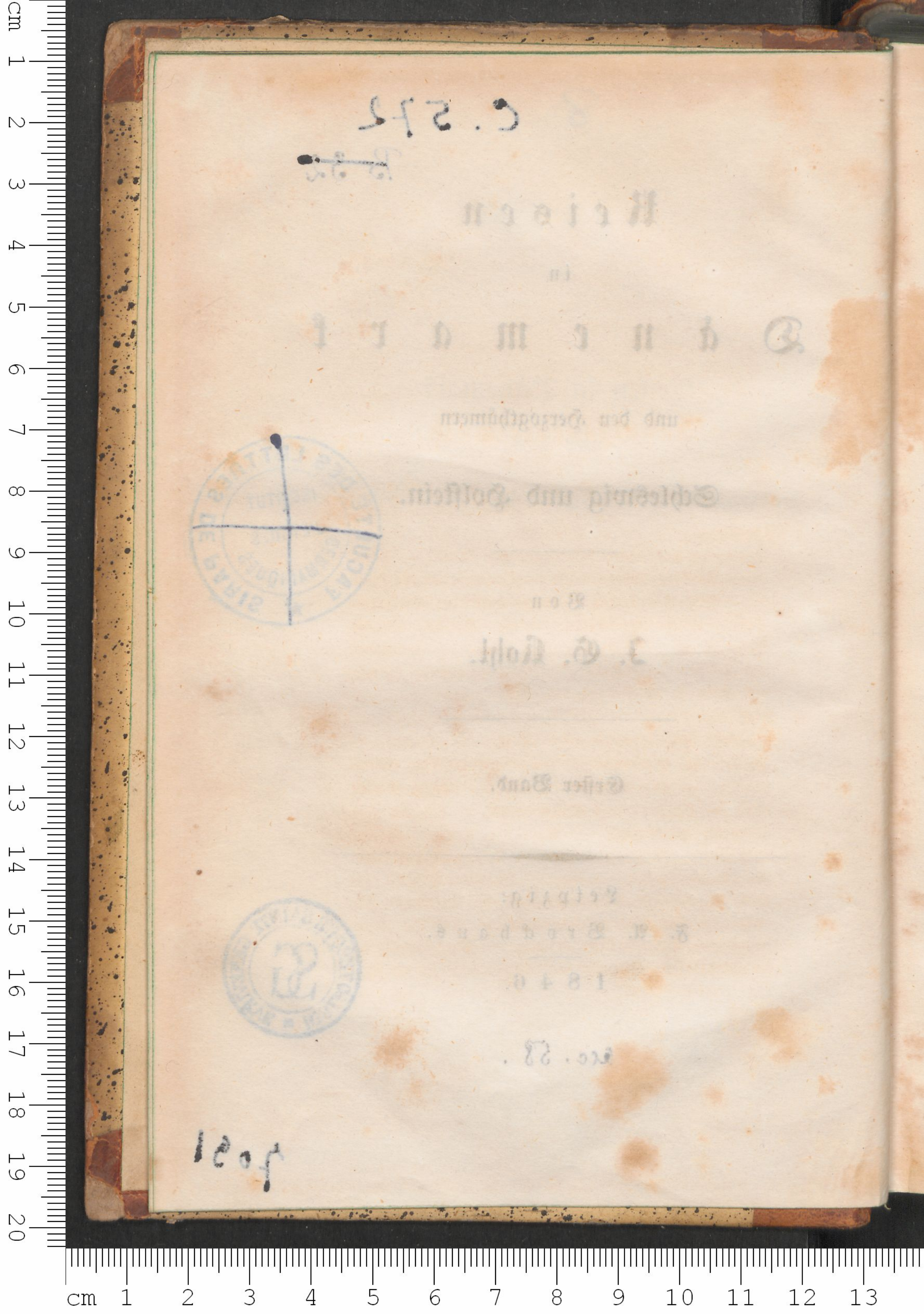
und den Herzogthümern

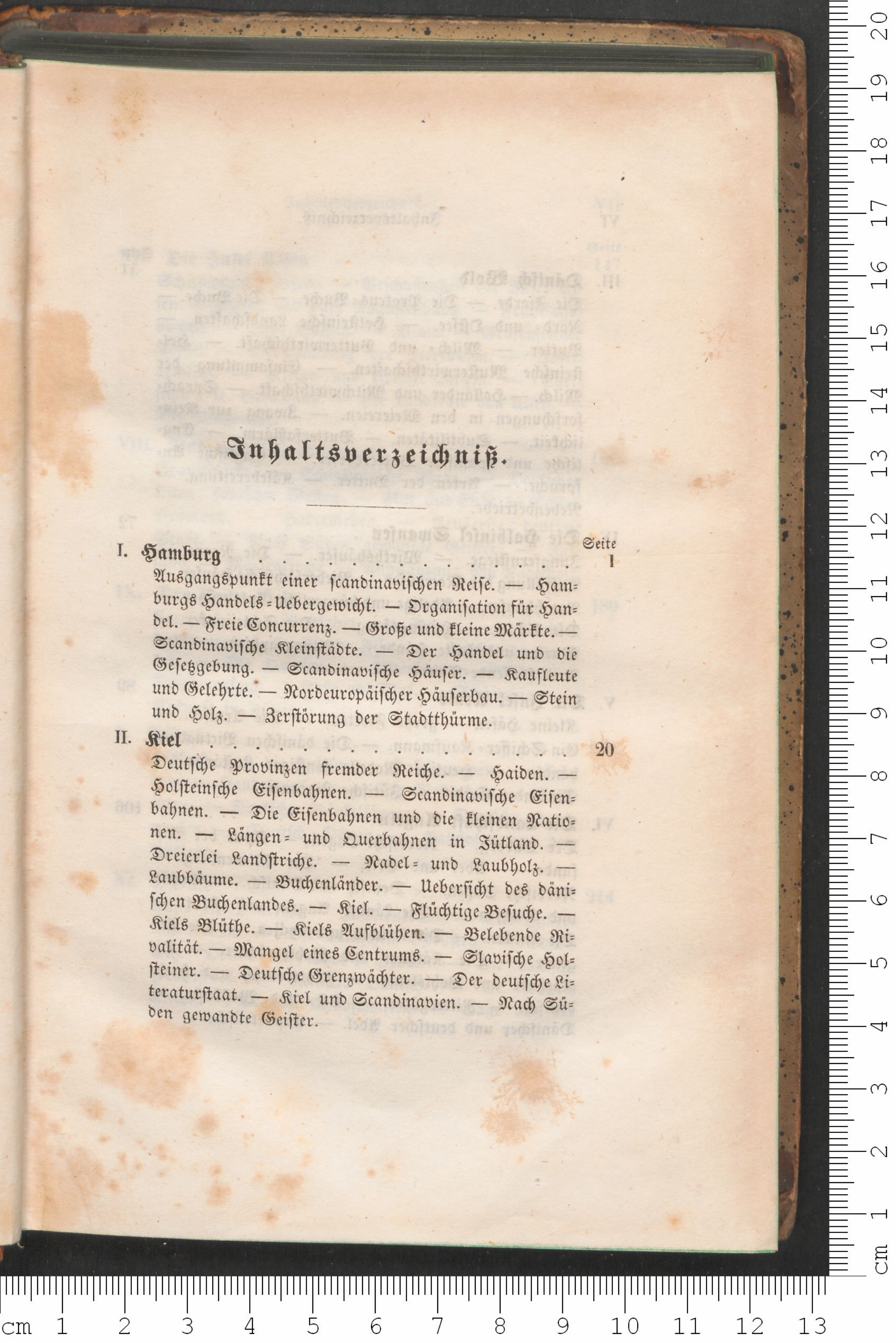
Schleswig und Holstein.

Von
J. G. Kohl.

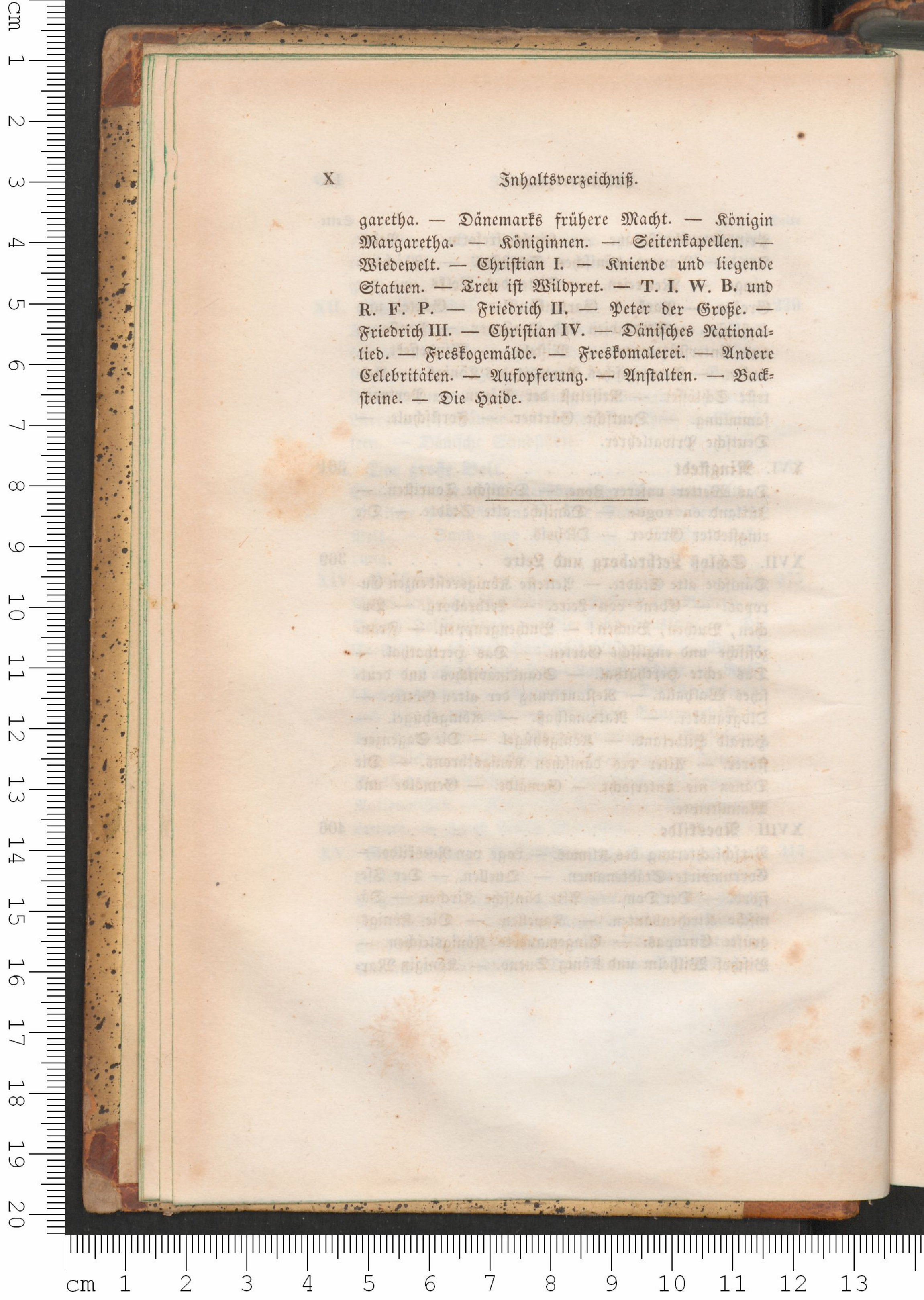
Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.





Inhaltsverzeichniß.



I. Hamburg.

Die Mündungen der Elbe, der Weser und der Trave sind die wahren Ausgangspunkte für alle scandinavischen Reisen und namentlich also auch für Reisen in Dänemark. Hier fußt der scandinavische Baum, dessen Krone in Lappmarken, Island und Grönland bis in die Nähe des Nordpols hinaufragt, in dem mittel- und südeuropäischen Boden. Hier verschlangen sich die Wurzeln Scandinaviens mit dem Stamme der deutschen Eiche und empfingen von hier aus deutsches Leben und deutsche Säfte. Von hier, von Hamburg und Bremen, gingen einst die deutschen Kirchengründer und Bisthumstifter aus, das Licht des Christenthums in den weiten Norden Europas zu verbreiten. Von den Bischofssitzen an der Elbe und Weser aus wurde eine Zeit lang die ganze scandinavische Kirche beherrscht und geleitet. In diesen Gegenden erhob sich jene mächtige Stadt, die im Mittelalter ganz Scandinavien mit deutschen Handels- und Handwerker-Colonien überschwemmte, und die wie ein zweites Carthago zu wiederholten Malen mächtig und entscheidend in die Ordnung

scandinavischer Verhältnisse eingriff, ich meine Lübeck. Von hier aus wiederum ging zunächst der Impuls aus, der den scandinavischen Norden für das Lutherthum gewann, und hier liegt noch jetzt wieder die Stadt, die auf den ganzen scandinavischen Handelsverkehr einen so überwiegenden Einfluß übt, deren Börse die tonangebende und die Mutterbörse für alle Börsen des Nordens ist, deren Geldcours-Bestimmungen im Norden als Dictate betrachtet werden und deren Poststempel man seit der zum ersten Male im Jahre 1653 errichteten „reitenden hamburger Post" auf allen Briefen findet, die von den Ländern nordwärts der Eider nach dem europäischen Südwesten bestimmt sind, ich meine Hamburg.

Hamburg war ehemals eine holsteinische Stadt und huldigte bis auf die neuern Zeiten herab den dänischen Königen, als Herzogen von Holstein. Und noch jetzt sind seine Interessen in so hohem Grade mit denen Dänemarks und überhaupt Scandinaviens verwickelt, daß man es geradezu als die eigentliche Handelsmetropole eines großen Theils von Scandinavien betrachten kann. Von Hamburg aus gehen beständig eine Menge von Mercurssöhnen aus, welche sich in Dänemark, Schweden und Norwegen zerstreuen und dort an dem großen Handelsverkehrnetz fortspinnen, das von hier aus den ganzen Norden überzieht.

Hamburg — worunter ich Altona mit begreife — ist der Hauptort für den Umsatz scandinavischer Producte. Sein Uebergewicht ist so groß und die Vortheile, welche es den Producenten als Welthandelsmarkt bietet, sind so bedeutend, daß die nördlichen Producenten, weil sie in

Hamburg immer auf die besten Preise und den promptesten und ununterbrochensten Absatz rechnen können, selbst auf weiten Umwegen ihre nähern einheimischen Märkte umgehen und ihre Waaren auf diesen ausländischen Markt bringen, von dem sie sicher sind, daß er ihnen den Preis dafür bezahlt, den überhaupt in der Welt unter den jeweilig obwaltenden Verhältnissen und Conjuncturen Jemand dafür bezahlen kann.

Die Animosität vieler dänischer Journalisten gegen das Handelsübergewicht oder, wie sie sagen, gegen die Handelstyrannei der Hamburger, eine Animosität, die sich seit langen Jahren schon beständig in den dänischen Blättern auf mannigfaltige Art Luft macht, ist zwar ziemlich erklärlich. Denn wir sind eben immer über den ungehalten, der Vortheile vor uns genießt, so natürlich und von selbst sich verstehend diese Vortheile auch sein mögen. Allein mir scheint jene Animosität und jenes Gegenstreben gegen die hamburger Handelsthätigkeit, das sie zur Folge hat, doch unpolitisch, ungerecht und auch überflüssig. Uebte Hamburg erkünstelte und erzwungene Vorrechte, z. B. mittelalterliche Stapelrechte und sonstige Zwangsgerechtsame, wie es deren allerdings ehemals übte, so hätten die Dänen das größte Recht zur Opposition. Aber die Privilegien, welche Hamburg jetzt besitzt, besitzt es ja nur, weil es Hamburg ist, d. h. weil es, als Elbmündungsstadt von der Natur begünstigt, einer der größten Waarenmärkte der Welt geworden ist, weil es sich durch seine Industrie und seinen Speculationsgeist eine Menge von Capitalien und anderen Hülfsmitteln, die

zur Betreibung eines großartigen Welthandels gehören, verschafft hat. Eine solche, mit großen Capitalien, mit vielen ausgezeichneten Handelstalenten und kühnen, klugen Spekulanten versehene Stadt, deren ganze innere und äußere Organisation trefflich auf Betreibung des Handels berechnet ist, ist anzusehen als eine gewaltige, zweckmäßig eingerichtete Handelsmaschine, die sich nur im Laufe der Jahrhunderte so vortheilhaft gestalten konnte.

Eine solche Handelsmaschine weiß für die Waaren den höchsten Preis zu erringen und alle Arten von Waaren zu allen Zeiten mit Energie in Cours zu setzen, umzutreiben und gleichsam zu beflügeln, sie wird daher von vielen Völkern benutzt, welche den Besitzern dieser Maschine ihr Vertrauen schenken und durch sie ihre Angelegenheiten betreiben lassen.

Schön und vortheilhaft wäre es nun freilich für diese Völker, wenn sie selbst im Besitz einer solchen Maschine wären. Aber so lange sie es nicht sind, ist es doch thöricht, der freien Bewegung einer Fremden angehörenden Maschine dieser Art Hindernisse in den Weg legen zu wollen. Man würde dadurch ja nur sich selbst schaden. Was sollte daraus werden, wenn alle Völker des Elbgebiets und der Nord- und Ostseeküsten Hamburgs Handel so viel Hindernisse als möglich in den Weg legen wollten, da doch Hamburg, das als der natürliche Commissionair aller dieser Völker ihnen allen dient, ihnen allen angehört. Sie würden damit ihrem eignen Vortheil und ihrem eignen Verkehr schaden, für den Hamburg nur das größte und kräftigste Organ und der bedeutendste Hebel ist.

Alle diese Völker und somit auch die Dänen sollten vielmehr um ihrer selbst willen Hamburgs Handel allen möglichen Vorschub leisten, auf die politische, commercielle freie Bewegung dieser Stadt eifersüchtig wachen, wie auf Etwas, was sie selber angeht. Daß sich Neid in ihnen bei dem Anblick der großen Vortheile regt, die Hamburg davon zieht, ist zwar natürlich und menschlich; aber sie müssen um ihrer selbst willen sich bemühen, diesen Neid zu bekämpfen und ihm keinen Raum zu feindseligen Thaten geben. Hamburg ist die Krone des großen Handelsgewächses, das sich wie ein weitverzweigter Rebenstock durch alle die benachbarten Länder schlingt; je mehr Trauben an dieser Krone blühen, desto mehr Trauben gibt es auch an den andern Aesten und den Nebenzweigen des Baumes. Wollten die Besitzer eines dieser Aeste aus Neid die Krone einschnüren oder gar abhacken, so würden sie auch selbst wenige Früchte ernten.

Eine so günstige geographische Lage, wie Hamburg sie hat, kann man nicht sogleich im eignen Lande improvisiren, eine so große Menge von Schiffen, von Hafenanstalten, von anderweitigen nützlichen Vorrichtungen baut man nicht in einem Jahre, eine solche hunderttausend Individuen zählende Bevölkerung von geschickten Spekulanten, von kleinen und großen Kaufleuten, Mäklern und Commissionairen aller Art, die auf alle möglichen Vorfälle gefaßt und auf alle bunten Operationen, die der Handel nöthig macht, eingeübt sind, von Schiffern, Capitänen, Matrosen, von Fuhrleuten, Bootführern und sonstigen Handelshandlangern bringt man nicht auf ein Mal auf

einem Flecke zusammen. Solche Handelspraxis, wie alle Hamburger sie besitzen, solche commercielle Aufklärung, solche politische Institutionen, solche niedrige Zölle, solche Wechselrechte und wohlthätige Handels-Usancen und solche bequeme Banken bilden sich nur allmälig erst im Laufe der Jahrhunderte aus. Solches Vertrauen endlich, wie es eine so große Handelsstadt, wie Hamburg es ist, in allen Winkeln der Welt besitzt, solche Connexionen und weitgehende Bekanntschaften kann man nicht plötzlich schaffen.

Man erwirbt sich dergleichen erst in langen Zeitläufen mit vielem Aufwand von Mühe und Arbeit, nach vielfachen unberechenbaren Opfern, und zwar um so größeren, je weniger die Häfen des eignen Landes von der Natur begünstigt sind. Findet man alle diese Dinge daher schon in einem Lande zum Gebrauche vorgerichtet, so ist es die beste Politik, sie sich nach Kräften, und ohne darüber zu klagen, zu nutze zu machen, und es wäre unpolitisch, sich solche Dinge zu theuern Preisen und mit vielen Opfern anzuschaffen.

Gesetzt den Fall, man könnte dies „den dänischen Handel tyrannisirende," dies vielfach beneidete Hamburg auf einmal vom Erdboden verschwinden lassen, was würde in der dänischen Handelswelt geschehen? — Ungefähr dasselbe, was in einer Dampfmaschine geschähe beim Zerspringen des Dampfcylinders.

Man kann Hamburg mit einem großen, theils von der Natur begünstigten, theils durch eignes Verdienst entwickelten Genie vergleichen, das zwar für seine Thätigkeit reichen Vortheil erntet, zugleich aber damit auch die Menschheit erfreut und beglückt. Wie unsinnig würde es

sein, ein solches Genie in seiner Wirksamkeit zu geniren und es wegen seiner reichen Ernte beneiden zu wollen. Man würde selbst dabei am meisten leiden. Was würde aus der Welt werden, wenn wir uns gar nicht der Talente Anderer bedienen wollten, wenn jedes Volk sich gegen jedes andere verbarricadiren und Alles selbst verrichten wollte. In der größten Freiheit der Entwickelung aller Thätigkeit finden Alle ihr bestes Heil. Bei der freiesten Concurrenz aller Kräfte gewinnen Alle am meisten.

Ganz Europa, die ganze Welt ist anzusehen wie ein einziges zusammenhängendes Ganze, wie ein Organismus, von dem jeder Theil je nach seiner geographischen Lage, je nach seiner physischen Beschaffenheit, je nach den Anlagen und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner, eine besondere Rolle zu spielen von der Natur berufen ist. Je ungenirter und freier jeder seine Rolle spielen kann, desto besser gelingt das ganze Drama in allen seinen Theilen.

Wollen sich Einige eine Rolle ankünsteln, die ihnen nicht natürlich, wollen sie einen Andern, der Beruf dazu hat, von seinem Platze vertreiben, so entsteht für Alle Noth und Nachtheil.

Obgleich dies sehr begreifliche und sehr verständliche Grundsätze und Ansichten zu sein scheinen, so braucht man doch nur einmal in ein dänisches Blatt zu blicken, um sogleich zu erkennen, daß diese Dinge noch vielen Menschen nicht einleuchten wollen, und daß die freetraders noch manche Predigt halten können, bevor sich ihnen alle Ohren erschließen.

Hamburg ist als Elbmündungsstadt so belegen, daß

alle Produkte der fabricirenden und industriereichen Länder Sachsen und Böhmen hier ihren sehr natürlichen Stapelort finden. Eben so ist es für alle englischen, niederländischen und französischen Kunstprodukte, welche ein großer Theil von Mittel-Europa nöthig hat, der natürliche Ausladeplatz. Es entsteht hier also ein bedeutender Confluxus von Manufakturwaaren aller Art. Von dieser Waare ist daher hier immer ein großer Vorrath und eine reiche Auswahl zusammen.

Die scandinavischen Länder sind weniger bevölkert, können deshalb auch nur weniger verbrauchen und weniger produciren, als die Länder, von denen die natürlichen Handelswege nach Hamburg führen. Es kann daher an keinem der scandinavischen Handelsplätze ein solcher Confluxus von Manufacturen aller Art, wie in Hamburg statt haben.

Und dieser Umstand allein ist hinreichend, Hamburg ein großes Uebergewicht über alle jene Plätze zu geben. Wo Confluxus von Waaren ist, wo große Concurrenz, da sind die Waaren auch am billigsten; da kann kein Kaufmann sich so leicht in einer Branche zum Monopolisten und zum Dictator der Preise aufwerfen.

Man riskirt da auch nie, eine Fehlbitte zu thun. Man kann sicher sein, daß die Vorräthe nicht so leicht ausgehen, und kann Bestellungen von jedem Umfange machen, während man auf kleinen, minder gut versehenen Märkten riskirt, daß der Auftrag nur langsam oder vielleicht gar nicht ausgeführt werden kann.

An einem solchen großen Platze kann der Einkäufer

alle seine Wünsche befriedigen, denn er findet daselbst die Fabrikate sämmtlicher Länder der Welt, selbst die seltensten, englische, deutsche, französische, ja ostindische und chinesische, während er an einem kleinen Orte manche Waare vielleicht lange und doch vergebens suchen würde. Und daß man keine Zeit verliere und mit Sicherheit auf die Ausführung seiner Aufträge rechnen könne, das ist doch eine der Hauptbedingungen des Gelingens aller Handelsunternehmungen.

Es ist daher sehr natürlich, daß alle nördlichen scandinavischen Plätze sich von Hamburg aus mit den Manufakturen des südlichen und westlichen Europas versorgen. Auch werden sie, so lange noch die großen Fabrikländer Europas an der Elbe, am Rhein, am Canal liegen bleiben und sich nicht nach dem Norden des Welttheils verlegen, in dieser Beziehung immer von Hamburg abhängig bleiben.

Für die rohen Produkte, die aus dem Auslande eingeführt werden, z. B. für die westindischen Colonialwaaren, Zucker, Kaffee, Weine, ist die Größe eines Marktes und der Confluxus einer großen Auswahl, obgleich allerdings auch sehr wichtig, doch vielleicht nicht so einflußreich, wie bei Manufakturwaaren, weil die Mannigfaltigkeit jener Waaren nicht so groß ist und weil Geschmack und Mode dabei keine so große Rolle spielen, als bei den Kunstprodukten.

Es scheint daher, als wenn bei jenen auch ein kleiner Markt schon genügen könnte, und als wenn daher dieser kleine Markt auch leichter mit dem producirenden Lande, ohne Vermittelung eines großen Platzes, in direkte Verbindung

treten könnte. Vielleicht erklärt es sich daher zum Theil, daß das kleine Flensburg z. B. einen so bedeutenden Handel mit rohen Colonialwaaren treibt, obwol es in Manufakturen und andern Kunstprodukten nur Geschäfte durch Hamburg macht.

Wie groß indeß auch in Bezug auf solche rohe Waaren die Vortheile eines größern Marktes sind, zeigt sich z. B. im Getreidehandel. Die Holländer bekommen viel Getreide aus Dänemark. Dies Getreide kaufen sie aber nicht etwa gewöhnlich in Kopenhagen, oder Odensee, oder Flensburg, sondern weit häufiger in Hamburg.

In Hamburg kommt das für England, die Niederlande rc. bestimmte Getreide aus einem großen Theile von Deutschland, auf der Elbe zusammen. Da hier also von Haus aus ein großer Getreidehandel und von England und Holland her eine häufige und beständige Nachfrage nach Getreide ist, so benutzen dies die dänischen Getreidehändler, schicken Proben von ihren Getreiden nach Hamburg und bitten ihre hamburger Commissionaire, jene häufigen Nachfragen möglichst oft auch mit ihrer dänischen Waare zu befriedigen.

Der Holländer kauft nun das dänische Getreide in Hamburg nach der ihm hier vorgezeigten Probe. Nach dieser Probe wird der Preis festgesetzt. Und die Waarenladung selbst wird alsdann, ohne je nach Hamburg gekommen zu sein, von Dänemark aus auf Anordnung des hamburger Kaufmanns nach Holland verschifft.

Ueber den Vortheil, den die hamburger Commissionaire oder Mäkler hiebei ernten, dürfen die Dänen in der That

sich nicht beschweren. Es wäre viel natürlicher, wenn sie sich den Hamburgern dafür dankbar bewiesen, denn wenn die Hamburger ihre Spekulationen nicht so weit ausgedehnt hätten, so würden dann wahrscheinlich viele dänische Kornladungen ganz unverkauft bleiben.

Die Holländer und Engländer scheuen sich, auf die kleinen dänischen Plätze selbst zu gehen. Sie wären dort eine isolirte Erscheinung. Man würde sich ihre Isolirung bestens zu nutze machen, und sie hätten zu fürchten, entweder übervortheilt zu werden, oder auch mit ihrem Auftrage ganz sitzen zu bleiben. Sind zufällig an einem kleinen dänischen Handelsplatze alle Vorräthe dänischen Korns ausgeleert, so gibt es daselbst kein anderes, während Hamburg, wenn es gerade keine dänische Waare nachweisen kann, doch mit polnischer, oder preußischer, oder sächsischer, oder holsteinischer, oder hannöverscher zu dienen vermag.

Man betrachte die physikalische Beschaffenheit und die geographische Gestaltung der von Scandinaviern bewohnten Länder, und man wird erkennen, daß sie eben ihrer Natur nach wesentlich die Länder der kleinen Handelsstädte sein mußten. Nur die Residenzstädte, deren Wachsthum und Größe nicht von der Natur, sondern von der Willkür der Menschen abhängt, sind dort groß.

Alle jene Länder sind entweder nur mäßig große Inseln, wie die dänischen Inseln, die Färoer, Island, die schwedischen Inseln in der Ostsee, deren jede ihren kleinen, der Größe der Insel proportionirten Markt oder Handelsplatz hat, — oder längliche Halbinseln.

Von diesen Halbinseln ist die eine, nämlich Jütland, der Hauptsache nach ein sehr schmaler, langer Sandrücken, in welchem es keine bedeutenden Flüsse und auf der einen Seite eine Menge kleiner, schmaler, ins Land eindringender Busen gibt.

Das Losungswort einer so gestalteten Halbinsel muß Zerstückelung des menschlichen Anbaues sein. Concentrirung in einem Punkte kann hier nicht stattfinden. Man findet daher auch an der Spitze jedes der vielen kleinen, ins Land dringenden Busen ein Handelsstädtchen.

Die andere scandinavische Halbinsel, die norwegisch-schwedische, ist der Hauptsache nach ein unermeßlich großer, langer Granitblock. Auch hier concentriren sich, der Natur des Landes gemäß, die abfließenden Gewässer nirgends zu großen, weitverzweigten und viele Landschaften umfassenden und vereinenden Flußsystemen, die großartige Schifffahrt und Handelsverbindungen zu Wege bringen und einen einzigen Flußmündungspunkt als den wahren und natürlichen Ausgangspunkt dieser Thätigkeit bezeichnen könnten.

Es laufen vielmehr überall die Gewässer in eine Menge kleiner, langer Flußfäden ab, von denen nun jeder an seiner Mündung einen kleinen Hafenort liegen hat. Auch das Meer zertheilt diese einförmig gestaltete Halbinsel nirgends durch große mächtige Busen. Vielmehr gehen namentlich auf der einen Seite der Halbinsel, auf der norwegischen Seite nämlich, eben so wie in Jütland, eine Menge kleiner Fiorde ins Land hinein, an deren Spitzen sich eben so wieder eine Menge kleine Städte ansetzen.

Da ist nirgends ein Ort, wo mit Nothwendigkeit sich aller Verkehr des Landes concentriren müßte, der sich daher zum Beherrscher eines großen Handelsgebietes erheben und in Folge dessen dann seine Herrschaft auch noch in weitern Kreisen ausbreiten und dem Uebergewicht anderer fremder Plätze entgegentreten könnte.

Die norwegisch-schwedische Halbinsel hat zwar beides, die gleichförmige Längenerstreckung, den Mangel großer Flußsysteme und tiefe Meerbusen mit Italien gemein, das dennoch große Städte erzeugte. Allein Italien hat dafür, abgesehen von andern Verschiedenheiten, große, fruchtbare und starkbevölkerte Ebenen, während in Schweden und noch mehr in Norwegen das fruchtbare Land nur hie und da in schmalen kleinen Thalstreifen auf den großen dürren Felsen des Landes eingestreut ist und daher hier auch deswegen Zerstreuung der Bevölkerung die Folge sein mußte.

Die Hauptbevölkerung findet sich überall in scandinavischen Landen, selbst in Finnland an den langgestreckten Küsten verstreut, während das Innere als höchst spärlich bewohnt, sowol in Jütland als in Norwegen und Schweden wenig in Betracht kommt.

Es ist natürlich, daß Länder, deren Losungswort Zerstreuung der menschlichen Ansiedelungen ist, in Bezug auf Handel, Industrie und Gewerbe immer von denjenigen Ländern mehr oder weniger abhängig bleiben müssen, welche kräftige, impulsgebende, verkehrbelebende und verkehrdominirende Centralstädte bei sich erzeugt haben.

Es wäre hier in dem concentrirten Hamburg, gegen-

über der scandinavischen Handelszerstücktheit, gerade der rechte Platz, um Studien über die Vorzüge großer Handelsorte vor kleineren zu machen und die Vorzüge einer freien, unabhängigen, ganz für den Handel organisirten Stadt- und Staats-Einrichtung in ein helles Licht zu setzen.

Die ganze Handels- und Zollgesetzgebung Hamburgs soll jetzt so eingerichtet sein, daß binnen wenigen Wochen jede beliebige Veränderung und Verbesserung an derselben vorgenommen und ausgeführt werden kann. Es ist eine perpetuirliche Commission niedergesetzt, welche die Bewegungen und die sich herausstellenden Bedürfnisse des Handels beständig beobachtet.

Diese Commission kann nun binnen wenigen Tagen ihren Bericht über die in Folge jener Bewegungen und Bedürfnisse etwa nothwendig gewordenen Abänderungen vor die gesetzgebenden Körper bringen. Diese können ebenfalls in sehr kurzer Zeit die Sache discutiren, approbiren, zum Gesetz erheben und das Gesetz durch die Verwaltung sofort zur Ausführung bringen lassen. Binnen drei Wochen kann man die ganze Zollgesetzgebung Hamburgs, wenn es nöthig sein sollte, umschmelzen.

Der Handel ist wie ein stets sich bewegender großer Strom, in dem beständige Veränderungen vorgehen, bald hier, bald dort Sandbänke sich aufwerfen, bald hier, bald dort neue Wirbel, neue Erweiterungen und Einbrüche drohen. Je rascher und energischer man vermöge einer gut organisirten Staatsverfassung dieser Bewegung folgen kann, je schneller man neue Dämme aufwerfen, alte versetzen oder ganz einreißen, für neue Stromzweige neue

Kanäle graben kann, desto weniger Verluste entstehen, desto ungenirter bleibt die Bewegung.

Eine solche Einrichtung, wo man so schnell den Gang der Maschine zu fördern oder zu hemmen, Ventile zu öffnen oder zu sperren vermag, kann man nur an einem Handelsorte haben, dessen Bevölkerung groß und daher in Masse aufgeklärt, der dabei unabhängig und selbständig ist.

Es soll in Hamburg und Altona eigene Etablissements für die verschiedenen Zweige des nordischen Handels geben. Norwegische Etablissements für den großen norwegischen Fischhandel, dänische Etablissements für den dänischen Kornhandel. Israelitische Häuser für den Manufakturhandel mit dem Norden.

Wie interessant wäre es mir gewesen, wenn ich über diese Dinge mehr Details hätte erfahren können. Allein in den neuen Werken über den hamburgischen Handel findet man keine Auskunft darüber, und man müßte alle Nachrichten selbst in kleinen Brocken zusammenbringen, um sich ein vollständiges Bild von der von Hamburg nach dem Norden ausgehenden Handelsströmung, von der Art ihrer Verzweigung und Bewegung zu verschaffen.

Es ist überhaupt auffallend, wie wenig genügende, anschauliche, zuverlässige und genaue Dinge über die Bewegung dieser merkwürdigsten und interessantesten aller menschlichen Thätigkeiten, über den Handel, geschrieben sind. Wir können aus vielen classischen, systematischen Werken ersehen, welche Gesetze z. B. in einem Lande gegeben und gültig sind, welche abgeschafft wurden, wir wissen aus Büchern auch ganz gut von den Kunstwerken

eines Landes Bescheid, wie sie beschaffen, wie viele vorhanden, welches die besten sind; allein wie die Waaren in diesem oder jenem Gebiete coursiren, wie sie sich anhäufen, wie vertheilen, wie sie durch eine vielfach sich verschlingende Kette von Hand zu Hand gehen, welche Hände hauptsächlich dabei thätig sind, wie die Zahlungen hin und her gemacht werden, wie und wo Vermögen und Capitalien angehäuft wurden, wie sie wieder sich zertrümmerten, wird weit seltener deutlich und gründlich dargestellt.

Vielleicht sind den Gelehrten diese Dinge zu materiell? — Aber um diese materiellen Dinge bewegt sich eben so ungeheuer Vieles, auch Nichtmaterielles. — Vielleicht hüllen die Kaufleute, wie die alten Phönizier, gern Alles in Geheimniß. Vielleicht stehen die Schriftsteller den Kaufleuten ferner als den Künstlern, den Gesetzgebern rc. Vielleicht hat die Sache in sich selbst unüberwindliche Schwierigkeiten. Aber gewiß scheint es mir, daß unter allen Praktikern die Kaufleute am wenigsten mit Allem, was über ihre Angelegenheiten theoretisirt und geschrieben wurde, zufrieden zu sein Ursache haben.

Da mich Hamburg diesmal nicht seiner selbst wegen, sondern nur Dänemarks wegen interessirte, das ich zu bereisen wünschte, so unterlasse ich es, hier andere etwaige kleine Bemerkungen, die ich dort an Menschen und Dingen machte, einzuschalten. Nur die Stätte des großen Brandes der Stadt war mir noch in Bezug auf den Norden interessant, weil ich hier anstatt der vielen kleinen, größtentheils hölzernen Gebäude nun große, steinerne entstehen sah und darin wieder eine Aeußerung des großen

wohlthätigen Versteinerungsprozesses, der den ganzen Norden Europas endlich mehr und mehr durchdringt, bemerkte.

Die größte Masse der Häuser in Hamburg wurde bisher noch immer, wie in einem großen Theile von Norddeutschland, von sogenanntem Ständerwerk gebaut, wobei das ganze Gerüst und Geripp des Hauses aus Holz bestehet und die Steine nur stellenweise zwischen den hölzernen Rahmen eingeschoben werden.

Noch weiter im Norden, in einem Theile von Dänemark und dann in Norwegen, Schweden, Rußland baute man, bis auf die neuesten Zeiten herab, die Häuser, selbst in den größern Städten, ganz von Holz. In Norwegen gab es bisher nur eine Stadt, die fast ganz aus Stein gebaut war. Eine natürliche Folge davon waren daher hier im europäischen Norden eine zahllose Menge von Feuersbrünsten, wie man sie im Südwesten von Europa nie gekannt hat. Wie oft ist nicht Kopenhagen durch große Feuersbrünste eingeäschert! wie oft sind es nicht die hölzernen norwegischen und russischen Städte!

Die neueren großen Brände von Moskau, Bergen, Kopenhagen, Hamburg in den letzten hundert Jahren haben endlich die Leute geweckt und sie vermocht, diesen tausendjährigen Unfug in ihren Ländern abzustellen. In Rußland, in Norwegen, in Schweden, in Dänemark, in Hamburg, in Preußen hat die Gesetzgebung endlich mit zweckmäßigen Vorschriften in den Städtebau eingegriffen und den Bau mit Steinen mehr und mehr erzwungen.

Diese Reform ist noch keineswegs überall durchgeführt.

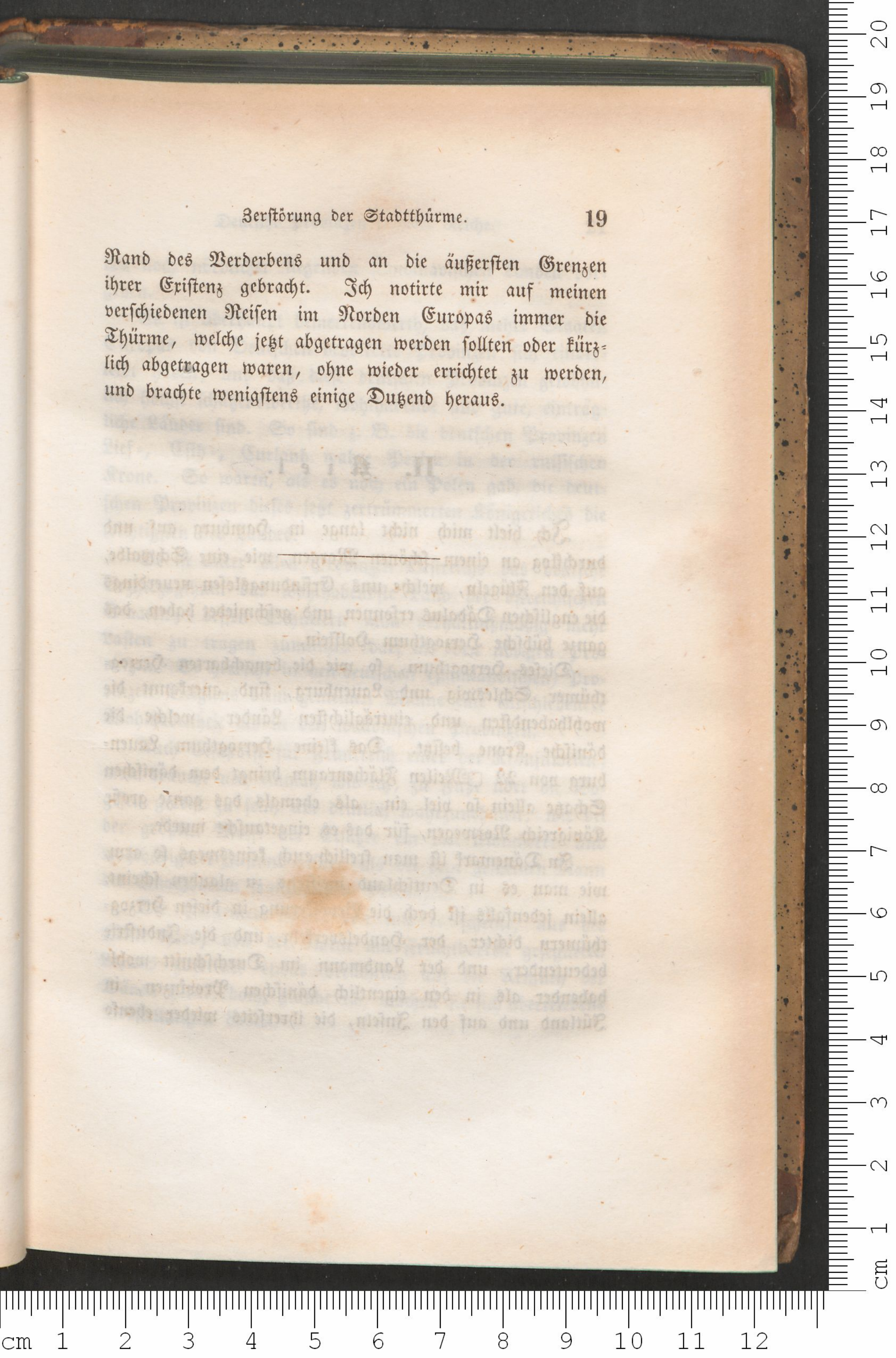
Allein man kann doch mit Recht sagen, daß der Norden Europas wenigstens in einer allmäligen Versteinerung begriffen ist.

Auch in Hamburg ist die Versteinerung noch keineswegs vollständig durchgedrungen. Sehr bedeutende Theile der Stadt bestehen noch aus einer Masse kleiner, halbhölzerner Häuser, und wenn die Reform hier nicht rascher fortschreitet, so ist zu fürchten, daß hier später Feuersbrünste noch Material genug aufzuräumen finden werden.

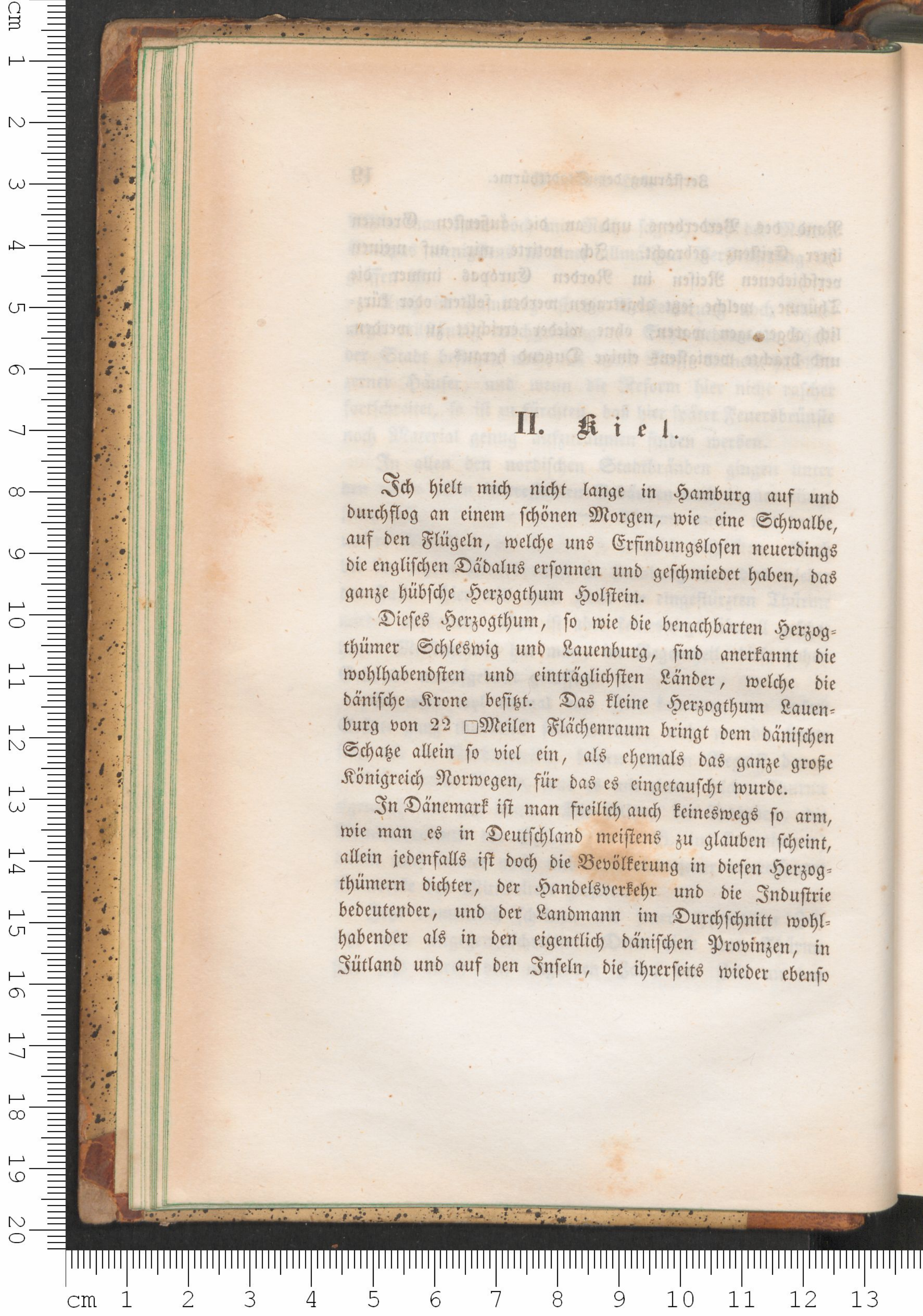
In allen den nordischen Stadtbränden gingen unter den vielen alten interessanten Gebäuden auch immer einige jener hohen, spitzigen, gothischen Thürme unter, mit denen unsere Vorfahren die Städte so reichlich bespickten. Auch bei der letzten Feuersbrunst in Hamburg war dies wieder der Fall. Hier will man zwar die eingestürzten Thürme wieder aufbauen. Das ist aber keineswegs überall geschehen. Meistentheils hat man, im Gegentheil, diese hohen Gebäude unaufgebaut gelassen.

Es wird wol einmal eine Zeit kommen, wo unsere Städte ganz thurmlos sein werden, und wo die Leute sich, wie in Nordamerika, keinen rechten Begriff davon werden machen können, was es mit einem solchen Thurme eigentlich auf sich hatte. Die Blitze, die Erdbeben, die Bombardements der Städte (so z. B. in Kopenhagen) haben auch immer nach und nach viele jener interessanten Bauwerke des Mittelalters zerstört.

Jetzt namentlich scheinen wir jener thurmlosen Zeit sehr rasch entgegenzuschreiten. Denn viele jener Thürme sind jetzt durch den nagenden Zahn der Zeit an den



Rand des Verderbens und an die äußersten Grenzen ihrer Existenz gebracht. Ich notirte mir auf meinen verschiedenen Reisen im Norden Europas immer die Thürme, welche jetzt abgetragen werden sollten oder kürzlich abgetragen waren, ohne wieder errichtet zu werden, und brachte wenigstens einige Dutzend heraus.



II. Kiel.

Ich hielt mich nicht lange in Hamburg auf und durchflog an einem schönen Morgen, wie eine Schwalbe, auf den Flügeln, welche uns Erfindungslosen neuerdings die englischen Dädalus ersonnen und geschmiedet haben, das ganze hübsche Herzogthum Holstein.

Dieses Herzogthum, so wie die benachbarten Herzogthümer Schleswig und Lauenburg, sind anerkannt die wohlhabendsten und einträglichsten Länder, welche die dänische Krone besitzt. Das kleine Herzogthum Lauenburg von 22 □Meilen Flächenraum bringt dem dänischen Schatze allein so viel ein, als ehemals das ganze große Königreich Norwegen, für das es eingetauscht wurde.

In Dänemark ist man freilich auch keineswegs so arm, wie man es in Deutschland meistens zu glauben scheint, allein jedenfalls ist doch die Bevölkerung in diesen Herzogthümern dichter, der Handelsverkehr und die Industrie bedeutender, und der Landmann im Durchschnitt wohlhabender als in den eigentlich dänischen Provinzen, in Jütland und auf den Inseln, die ihrerseits wieder ebenso

den noch nördlicher liegenden scandinavischen Landen vorgehen.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß mehre Staaten Europas von Deutschen bevölkerte Provinzen sich einverleibt haben, und daß diese deutschen Provinzen gewöhnlich höchst schätzenswerthe, wohlhabende und gute, einträgliche Länder sind. So sind z. B. die deutschen Provinzen Lief-, Esth-, Curland wahre Perlen in der russischen Krone. So waren, als es noch ein Polen gab, die deutschen Provinzen dieses jetzt zertrümmerten Königreiches die wichtigsten des Landes.

So ist unter allen Provinzen Oestreichs das deutsche Erzherzogthum das wohlhabendste Land der östreichischen Staaten, dessen Schultern man verhältnißmäßig mehr Lasten zu tragen zumuthen darf als den übrigen Provinzen. So herrscht in den deutschen (flamländischen) Provinzen Belgiens beim gemeinen Manne eine entschiedenere Wohlhabenheit als in den wallonischen Provinzen.

Auch Elsaß ist für Frankreich eines der Kronjuwelen; man braucht nur einmal, wie ich, zu Fuße über die Vogesen gereist zu sein, um deutlich wahrzunehmen, wie bei der größten Masse der Elsäßer ein viel leidlicherer und wohlhäbigerer Zustand existirt, als bei dem gemeinen Mann der benachbarten französischen Provinzen.

Die Holsteiner sehen, wie mir es scheint, aus der Mitte ihres, von der Natur mit Fruchtbarkeit gesegneten Landes zuweilen etwas verächtlich auf die Armuth der Dänen herab, doch, glaube ich, machen sie sich übertriebene Vorstellungen davon.

Auf der Fahrt von Hamburg nach Kiel bekommt man indeß noch wenig von der Schönheit und Wohlhabenheit des Landes zu sehen. Denn die Eisenbahn führt großentheils durch die mit Haide bedeckte Landstrecke, die sich durch die ganze Mitte von Lauenburg, Holstein, Schleswig, Jütland hinzieht und zum Theil noch einer Wüstenei gleicht, obgleich Diejenigen, welche sich in dieser Wüste ackerbauend ansiedeln, eine sehr vortheilhafte Existenz gewinnen sollen.

Die Eisenbahnen finden in diesen Gegenden sehr wenig Terrainschwierigkeiten. Nirgends sind große Viadukte, Brücken, Tunnel und dergleichen nöthig geworden. Nur auf einer Stelle hat man einen bedeutenden Morast austrocknen müssen. Daher die hiesigen Eisenbahnen zu den am wenigsten kostspieligen Deutschlands gehören.

Holstein hat nun schon ein ganzes kleines Eisenbahnsystem. Die große Bahn nach Kiel hat bereits Seitenäste nach Rendsburg und nach Glückstadt getrieben und ein weiteres Fortschreiten ist im Werke.

Das Land zeichnet sich dadurch erstlich vor mehren andern benachbarten deutschen Ländern aus, die zurückgeblieben sind. Und dann zeigt sich auch wieder hierin, wie überhaupt alle Verbesserungen und Reformen der Zeit in diesem südlichsten Lande des Nordens zuerst Wurzel fassen und dann von hier aus sich allmälig weiter in den scandinavischen Norden verbreiten. An die holsteinischen Bahnen werden sich nun erst die schleswigschen ansetzen, und diese werden sich dann bis nach Jütland und bis zu den dänischen Inseln hin verzweigen.

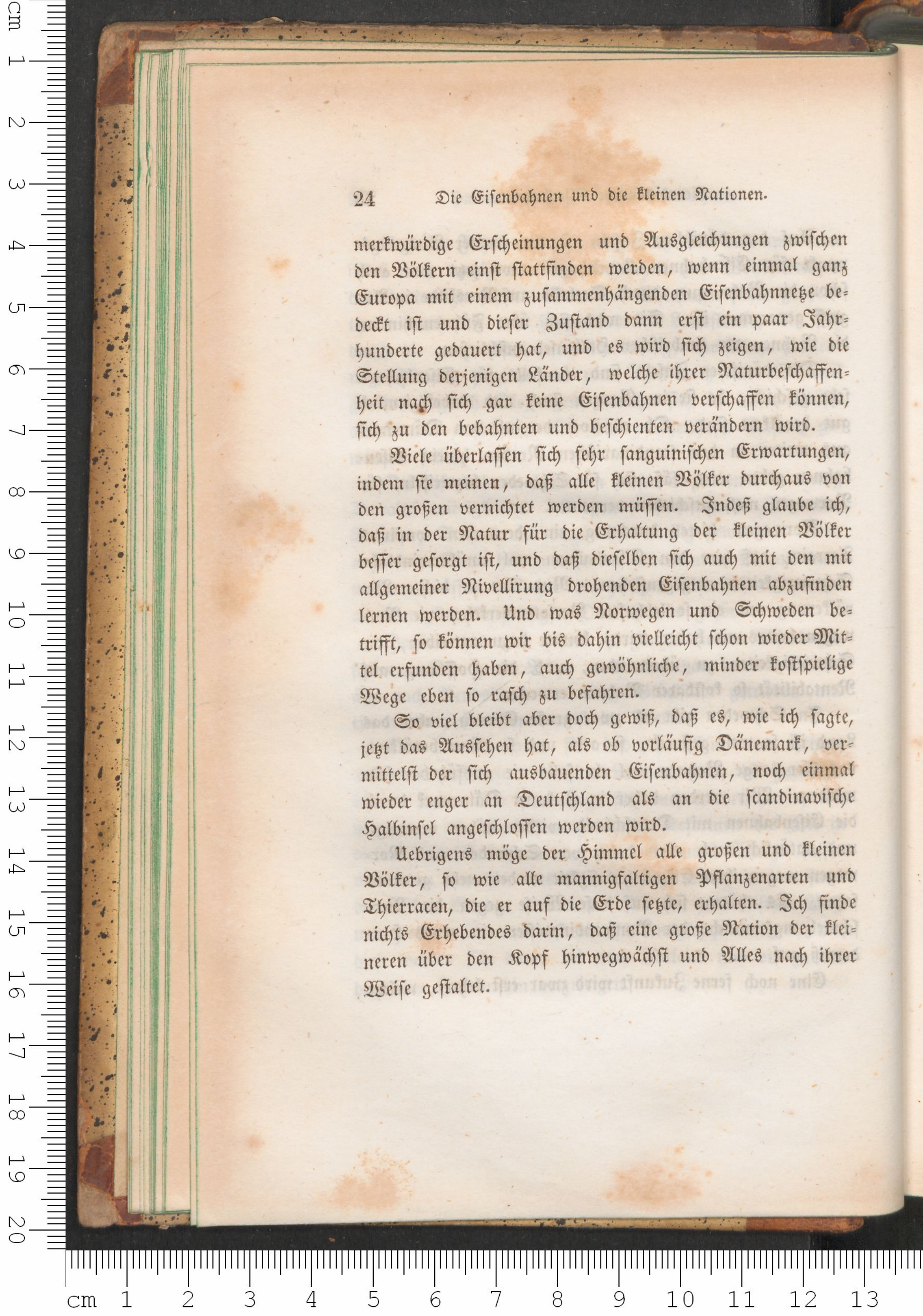
Auf den dänischen Inseln ist ein zweiter Ausgangspunkt für Eisenbahnen Kopenhagen, wo jetzt nun auch schon die Bahn quer durch Seeland auf Roeskilde in Angriff genommen ist. Sie wird sich über Fühnen hin an die Bahnen der cimbrischen Halbinsel anschließen.

Die dänischen Inseln sind ebenfalls für Eisenbahnen sehr geschickt, da sie im Ganzen flach und dabei ziemlich gut bevölkert sind. Ob es noch dereinst von Dänemark aus weiter in den scandinavischen Norden hinein Eisenbahnen geben wird, läßt sich für Schweden bezweifeln, für Norwegen wol entschieden verneinen.

Norwegen bietet durchweg ein dermaßen coupirtes Terrain, daß hier den Eisenbahnen wol unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Nur eine so dichte Bevölkerung und ein so lebhafter Personenverkehr, wie Norwegen beides nie haben wird, könnte dazu antreiben, die Schwierigkeiten zu überwinden, und die Hoffnung auf Rentabilität so kostbarer Bahnen erwecken.

In Schweden gibt es zwar große Ebenen, aber das Land ist so weit gestreckt, so arm und so dünn bevölkert, daß hier lange Bahnen wol ebenfalls nie ausführbar sein werden. Wir werden daher in Zukunft Dänemark durch die Eisenbahnen mit Deutschland wieder näher vereinigt, und natürlich auch eben daher von Schweden und Norwegen wegen ihrer Eisenbahnlosigkeit wieder mehr getrennt sehen. Es thürmt sich auf diese Weise gegen die Verschmelzungswünsche der Panscandinavisten ein neues Hinderniß auf.

Eine noch ferne Zukunft wird zwar erst lehren, welche



merkwürdige Erscheinungen und Ausgleichungen zwischen den Völkern einst stattfinden werden, wenn einmal ganz Europa mit einem zusammenhängenden Eisenbahnnetze bedeckt ist und dieser Zustand dann erst ein paar Jahrhunderte gedauert hat, und es wird sich zeigen, wie die Stellung derjenigen Länder, welche ihrer Naturbeschaffenheit nach sich gar keine Eisenbahnen verschaffen können, sich zu den bebahnten und beschienten verändern wird.

Viele überlassen sich sehr sanguinischen Erwartungen, indem sie meinen, daß alle kleinen Völker durchaus von den großen vernichtet werden müssen. Indeß glaube ich, daß in der Natur für die Erhaltung der kleinen Völker besser gesorgt ist, und daß dieselben sich auch mit den mit allgemeiner Nivellirung drohenden Eisenbahnen abzufinden lernen werden. Und was Norwegen und Schweden betrifft, so können wir bis dahin vielleicht schon wieder Mittel erfunden haben, auch gewöhnliche, minder kostspielige Wege eben so rasch zu befahren.

So viel bleibt aber doch gewiß, daß es, wie ich sagte, jetzt das Aussehen hat, als ob vorläufig Dänemark, vermittelst der sich ausbauenden Eisenbahnen, noch einmal wieder enger an Deutschland als an die scandinavische Halbinsel angeschlossen werden wird.

Uebrigens möge der Himmel alle großen und kleinen Völker, so wie alle mannigfaltigen Pflanzenarten und Thierracen, die er auf die Erde setzte, erhalten. Ich finde nichts Erhebendes darin, daß eine große Nation der kleineren über den Kopf hinwegwächst und Alles nach ihrer Weise gestaltet.

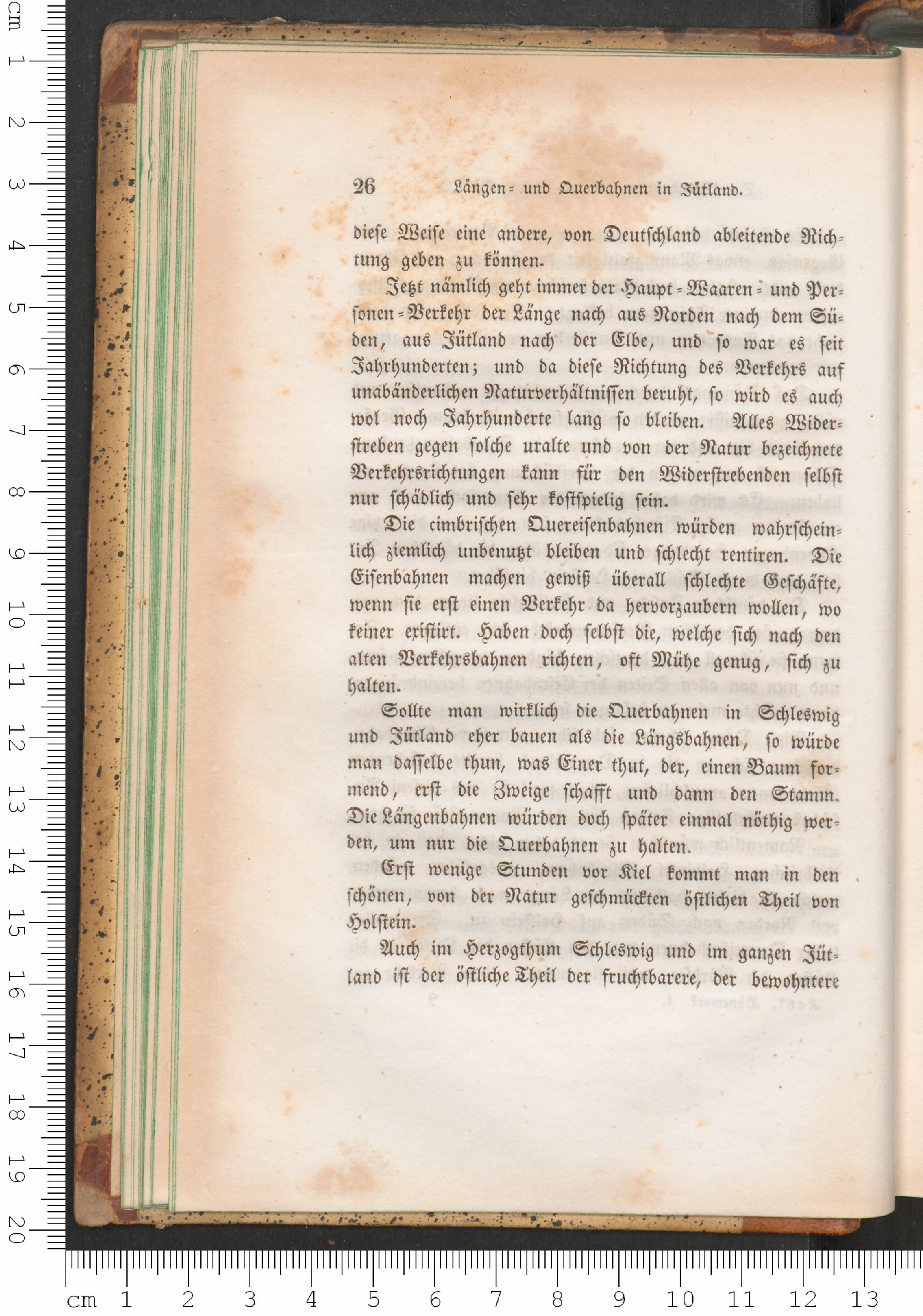
Es ist viel hübscher, wenn es etwas Parteiung, etwas Gegensatz, etwas Mannigfaltigkeit der Sprachen und Ideenkreise gibt. Haben doch Naturforscher mit Recht das Ausrotten einzelner Thierracen beklagt. Wie sollte man denn nicht das Ausrotten und Aussterben von Menschengattungen betrauern.

Daß Dänemark durch die Eisenbahnen entdanisirt und völlig germanisirt werden müsse, fürchte ich kaum. Große, das Land hin und her durchkreuzende Eisenbahnnetze kann Dänemark doch wegen der Zerstückelung des Landes nie haben. Es wird daher immer der Hauptsache nach nur ein einziger großer Eisenbahnkanal sein, der, wie die jetzige Kopenhagen-Hamburger Chaussee, über die dänischen Inseln und durch Schleswig-Holstein hinführt.

Die dänischen Inseln und Halbinseln liegen doch von dem großen deutschen Personenverkehr sehr entlegen. Ja, wenn sie überall von deutschen Ländern umgeben wären, und nun von allen Seiten her Eisenbahnen hereindrängen, dann möchte mehr zu besorgen sein.

Viele Dänen scheuen sich sehr, mit ihren Eisenbahnprojekten sich an die in Deutschland bereits bestehenden Eisenbahnen anzuschließen, eben weil sie aus diesem Anschluß nachtheilige Folgen für ihre Nationalität fürchten.

Namentlich wünschen sie es daher nicht, daß in der cimbrischen Halbinsel Eisenbahnen ausgeführt würden, welche in dieser Halbinsel der Länge nach heruntergehen von Norden nach Süden auf Holstein zu. Sie wollen lieber Quereisenbahnen von den Küsten der Ostsee an die Küsten der Nordsee, weil sie meinen, dem Verkehr auf



diese Weise eine andere, von Deutschland ableitende Richtung geben zu können.

Jetzt nämlich geht immer der Haupt-Waaren- und Personen-Verkehr der Länge nach aus Norden nach dem Süden, aus Jütland nach der Elbe, und so war es seit Jahrhunderten; und da diese Richtung des Verkehrs auf unabänderlichen Naturverhältnissen beruht, so wird es auch wol noch Jahrhunderte lang so bleiben. Alles Widerstreben gegen solche uralte und von der Natur bezeichnete Verkehrsrichtungen kann für den Widerstrebenden selbst nur schädlich und sehr kostspielig sein.

Die cimbrischen Quereisenbahnen würden wahrscheinlich ziemlich unbenutzt bleiben und schlecht rentiren. Die Eisenbahnen machen gewiß überall schlechte Geschäfte, wenn sie erst einen Verkehr da hervorzaubern wollen, wo keiner existirt. Haben doch selbst die, welche sich nach den alten Verkehrsbahnen richten, oft Mühe genug, sich zu halten.

Sollte man wirklich die Querbahnen in Schleswig und Jütland eher bauen als die Längsbahnen, so würde man dasselbe thun, was Einer thut, der, einen Baum formend, erst die Zweige schafft und dann den Stamm. Die Längenbahnen würden doch später einmal nöthig werden, um nur die Querbahnen zu halten.

Erst wenige Stunden vor Kiel kommt man in den schönen, von der Natur geschmückten östlichen Theil von Holstein.

Auch im Herzogthum Schleswig und im ganzen Jütland ist der östliche Theil der fruchtbarere, der bewohntere

und der von der Natur begünstigtere. Der ganze schmale, 60 Meilen lange Landstreifen, den die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Jütland bilden, — oder die cimbrische Halbinsel — zerfällt in drei sehr merklich verschiedene, parallel nebeneinander liegende Landstriche.

Diese Landstriche sind erstlich die Westküste, welche der Hauptsache nach eine Kette von kahlen, sandigen Dünen ist, hinter denen nur im Süden niedrige, fruchtbare Marschländer, im Norden aber wiederum nur kahle, baumlose Sandflächen liegen.

Dann die Ostküste, die einen reizenden, hügeligen, mit schönen Buchenwaldungen bedeckten Ländersaum bildet. Und endlich in der Mitte zwischen beiden ein flacher, öder, baumloser Haidestreifen.

Dieser Haidestreifen fängt im südlichen Holstein an und geht bis in die nördlichste Spitze von Jütland hinauf. Der östliche buchenbewaldete Hügelzug thut dies gleichfalls, und die westliche Dünenkante ebenfalls. Die ganze Halbinsel kommt mir vor, wie ein wahres Trikolor von grün (der Waldstreifen), roth (der Haidestreifen) und gelb (der Sandstreifen).

Einige Etymologen haben die Meinung aufgestellt, daß Dänemark, oder „Danmark", seinen Namen nicht von dem alten heroischen Könige Dan, sondern von den Tannen erhalten habe, mit denen es in alten Zeiten völlig bedeckt gewesen sei, und daß jener Name also so viel bedeute, als die Tannen-Mark.

Diese wahrscheinlich aus der Luft gegriffene Ableitung des Namens stimmt, glaube ich, sehr gut überein mit den

2*

Ideen, welche sich das große, nicht genau unterrichtete große Publikum im mittlern Europa, in Deutschland und Frankreich von diesen nördlichen Gegenden macht. Man kann darauf wetten, daß die meisten Süddeutschen und Franzosen, die sich nicht speciell mit Dänemark beschäftigten, wenn man sie fragen wollte, welche Ideen sie sich von der Bewaldung der cimbrischen Halbinsel und der dänischen Inseln machten, antworten würden: „Höchstwahrscheinlich ist ganz Nordjütland von einem großen Nadelholzwalde bedeckt, der sich nach Holstein und den dänischen Inseln zu etwas lichtet. Auf den Haide- und Moorstrecken mag es auch ausgedehnte Birkenhaine geben. Im Allgemeinen denke ich mir das Ganze, dem Namen gemäß, wie eine Tannen-Mark."

Ich muß gestehen, daß es mir selbst nicht viel besser ging. Ich suchte auch immer Tannenwälder in diesen Ländern, und je nördlicher ich kam, je mehr wunderte ich mich, daß ich immerfort unter anmuthigen, lichten Laubbäumen weiter reiste, und daß ich mich endlich überzeugt halten mußte, daß es von der Elbe bis nach Skagen hinauf und über die dänischen Inseln bis nach Schweden durchaus gar keine Tannenbäume gäbe, und daß dieses nördliche Land sich in Bezug auf seine Bewaldung sowol, als in Bezug auf sein Klima, so wie auch in Bezug auf seine Bevölkerung unter allen den Ländern, die mit ihm unter gleichem Breitegrade liegen, weit mehr an die westlichen britischen Inseln, als an das östliche Preußen, Curland und Rußland anschlösse.

Dänemark ist durchweg ein Laubland, wie das nördliche England und Schottland. Die Nadelhölzer, Fichten,

Tannen, Lärchen versucht man nur erst jetzt in neuester Zeit durch künstliche Anpflanzung im Lande auszubreiten, so wie dies ebenfalls in Schottland und einigen Theilen des nördlichen England geschieht.

Die Laubbäume, aus denen die dänischen Holzungen — von Waldungen kann man hier eigentlich nicht sprechen — bestehen, sind die Buchen, Eichen, Birken, Eschen, Espen, Weiden, Linden ꝛc. Die Linden zeigen sich indeß nur hauptsächlich im südlichen Theile, in Lauenburg, die Weiden, Espen, Eschen sind bei weitem nicht so häufig, wie in einigen Strichen Deutschlands.

Die Birken erscheinen vorzugsweise nur hie und da auf Mooren und Haiden, besonders in Jütland. Die Eichen, der nützlichste aller dieser Bäume, stehen nur hie und da den Gehölzen beigemischt und bilden keine so große Waldungen, wie in einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands. Auch sind sie in den südlichen Ländern Schleswig und Holstein, namentlich aber in letzterem, häufiger als im eigentlichen Dänemark.

Die Buche dagegen bildet den größten Theil aller Haine, Gehölze und Wälder dieser Länder. Sie prädominirt hier dermaßen, daß man sie den eigentlichen dänischen oder besser cimbrischen Baum nennen könnte. Die dänischen Statistiker behaupten, daß sie von allen dänischen Waldbäumen vier Fünftel ausmacht, was Einem eher zu wenig als zu viel scheinen könnte.

Nur wenige Länder mag es in der Welt geben, in denen in demselben Maße ein einziger Baum vorherrscht wie in Dänemark die Buche. Im nördlichen Schweden

ist es vielleicht so mit der Birke, in Polen und einigen Strichen des mittlern Rußland mit der Fichte. In England, in Deutschland, in Frankreich dominirt kein Waldbaum in dieser Weise.

Ich möchte wissen, was man als Erklärung für dieses merkwürdige Phänomen anführen könnte. Die Geologen weisen uns zwar nach, daß es früher anders gewesen sei, daß während einer Periode ganz Dänemark von Tannen, während einer andern von einer andern Baumgattung gänzlich bedeckt gewesen sei, allein sie constatiren nur die Facta und vermögen nicht die Ursachen von dem siegreichen Auftreten der Buchen nachzuweisen.

Schon im nördlichen, nicht mit Dänemark verbundenen Deutschland, besonders in Hannover und Meklenburg, gibt es schöne Buchenhaine, und kleinere gibt es bekanntlich auch überall in Deutschland und den Ländern des mittlern Europas. Aber je mehr man sich der cimbrischen Halbinsel nähert, desto mehr erscheint die Buche als der alleinige und herrschende Baum.

Gleich im Süden der nordalbingischen Lande, bei Hamburg im Lauenburgischen, liegt der vielgelobte Buchenhain, der „Sachsenwald" genannt, und von hier behauptet sich nun die Buche im Besitz der Herrschaft, so weit es noch zusammenhängendes Land nach Norden hin gibt bis nach Skagen hinauf. Nördlich davon, in Norwegen, ist es gleich anders. Die Buche prädominirt hier nicht mehr. Ebenso verbreitet sie sich über alle dänische Inseln, und geht auch noch ins südliche Schweden hinein, so weit daselbst ehemals die alte dänische Bevölkerung und Herrschaft

ging, nämlich so weit die sogenannten schonenschen Provinzen reichen, welche überhaupt auch in vielen andern Beziehungen mit den dänischen Inseln gleiche Natur und Beschaffenheit theilen.

Es scheint demnach fast, als ob die Buche ein Baum sei, der sich innig mit den Dänen verschwistert habe, und es ist kein Wunder, daß die Dänen von ihren Buchenhainen so viel singen und reden und sie fast zu einem nationalen Emblem erheben.

Die Herzogthümer Schleswig und Holstein haben, wie ich sagte, zwar auch fast eben so viele Buchen wie Dänemark selbst, allein sie haben doch neben den Buchen noch etwas mehr Eichen als Dänemark. Und weil dieser Baum ein noch nützlicherer und edlerer als die Buche ist, und dann auch, weil es der Baum ist, den wir Deutschen gewissermaßen zu unserm National-Emblem gemacht haben, so halten sich die Bewohner jener beiden Herzogthümer lieber an die Eiche und vergleichen ihre beiden, mehrfach verschwisterten Länder daher nicht mit einer Doppelbuche, sondern mit einer Doppeleiche. Sie stellen zwei engverwachsene Eichen nebeneinander, als ein Emblem der engen nationalen Verbindung ihrer beiden Länder.

In dem bezeichneten Ländercomplex findet man nun die Buchen zuerst auf den dänischen Inseln überall verbreitet, und diese Inseln scheinen den eigentlichen Kern des Buchenlandes zu bilden. Auf ganz Seeland, auf ganz Fühnen und auf den übrigen größern dänischen Inseln sind die Buchen durchweg in kleinern oder größern Ansammlungen zu finden, und nur kleine flache Strecken

Landes gibt es hie und da, die ganz von Buchen entblößt sind.

Die Dänen nennen diese Strecken „Sletten" oder „Hede" (Ebene, Haide). Solche baumlose „Sletten" gibt es z. B. im Norden von Fühnen und Seeland, und eine solche baumlose „Hede" bei Kopenhagen. Aber sonst hat auch fast jede der kleinen und kleinsten dänischen Inseln ihre Buchen und Ueberreste von Buchenwaldungen, und früher sollen selbst mehre der völlig isolirt liegenden Inselchen damit gänzlich bedeckt gewesen sein.

Nach Schweden hinein verlieren sich die Buchen allmälig. Die Gehölze werden kleiner und hören in Halland und Blekingen dann völlig auf. Aber auch schon in Schonen haben selbst die einzelnen Buchen nicht mehr die schöne Entwicklung und die Größe, die sie auf den dänischen Inseln und in Nordalbingien haben.

Die cimbrische Halbinsel bedecken die Buchen, wie ich andeutete, nicht so durchweg in allen Theilen wie die dänischen Inseln. Es ist vielmehr hier nur die östliche, dem baltischen Meere zugewandte Küste, welche mit Buchenwaldungen besetzt ist, während das Innere und die Westküste kahl erscheint, was ohne Zweifel mit den geognostischen Verhältnissen des Landes zusammenhängt.

Der östliche Küstenstrich besteht, wie die dänischen Inseln, aus Geschiebethon, der die eigentliche Heimath der Buche zu sein scheint, und der eine hügelige, abwechselnde Oberfläche bildet. Das Innere stellt eine völlig ebene Fläche von Geschiebesand dar, der die Heimath der Eichen

und Nadelhölzer sein soll, hier in der cimbrischen Halbinsel aber fast gar keine Bäume trägt.

Die Buchen gehen nirgends viel weiter ins Land hinein, als die wellenförmige hügelige Geschiebethon-Formation. Sie schmücken und umkränzen aber alle Küsten des Meeres, alle Ufer der vielen ins Meer dringenden Fjorde und erfüllen das Innere der zahlreichen kleinen Halbinseln des Landes. Sie ziehen sich nach Norden hin in gleicher Stärke bis in die Gegend südlich vom Limfiord hinein.

Hier südlich vom Limfiord liegt der letzte große Buchenhain, der „Roldskow" (der Wald von Rold) genannt, den man als nördlichstes Extrem dem südlichsten „Sachsenwalde" in Lauenburg entgegensetzen kann. Jenseits jenes Roldskows gibt es nur noch ganz kleine und ganz sporadisch zerstreute Buchengehölze, die jenseits des Limfiords nach Norden hin immer kleiner und immer seltener werden, bis endlich das Land in eine völlig kahle Sandspitze ausläuft.

Ich glaube, daß jener Roldskow der nördlichste große Buchenwald in ganz Europa ist. Daß unter so nördlichen Breitengraden in England, in Norwegen, in Rußland kein so großer Buchenwald mehr vorkommt, bin ich sicher, und für Schweden möchte ich auch wol gut sagen.

Man hat hier also in der bezeichneten Ostseeküste der cimbrischen Halbinsel das merkwürdige Phänomen eines etwa sechzig Meilen langen und meistens nur wenige (3, 4 bis 5) Meilen breiten Landstreifens, der durchweg gleich stark und durchweg mit derselben Baumgattung bewaldet ist, auf der einen Seite vom kahlen Meere,

auf der andern Seite von eben so kahlen Sandhaiden begrenzt wird.

Stellt man sich in die Mitte der dänischen Inseln, den Kern des besagten Buchenlandes, so kann man sagen: Nach Schweden hinein verlieren sich unsere Buchen allmälig auf den schwedischen Graniträcken und werden von Tannen und andern Bäumen abgelöst. Nach Jütland hinein ersterben sie allmälig auf der kahlen Haide und dem trocknen Sande, nach den südalbingischen deutschen Landen hinein vermischen sie sich allmälig mit Tannen- und Eichenwäldern und verschwinden hier auch in der Masse.

Ich kenne nur noch ein Land in Europa, wo ich eben so schöne und noch größere Buchenwälder gesehen habe als in Dänemark. Dies sind einige Striche von Ungarn. Hier dienen aber die herrlichen Buchenwaldungen fast zu nichts, als um die halbwilden Schweine darunter fett zu machen. Wenige Menschen bewundern sie, noch wenigere malen und beschreiben sie, und eben so wenige benutzen ihr Holz, das man ungefällt läßt. Diese herrlichen Schöpfungen der Natur scheinen nur dazu da zu sein, damit die Bäume ihre kleinen kernigen Früchte hervorbringen, sie fallen lassen und die Schweine sie fressen. Auch brechen wol die Hirten das dürre Holz ab, um sich gelegentlich vor ihren Laubhütten ein Feuer zu machen. Und hierauf reducirt sich die ganze Forstnutzung!

Es war schon Herbst, als ich bei Kiel in jenen Buchenstrich anlangte, und über ein so spätes Kommen macht man hier zu Lande dem Fremden freundliche Vorwürfe. Im Frühling, sagt man ihm, soll er ins Buchenland

reisen; denn da ist die Heiterkeit, welche das frische junge Laub in der Landschaft verbreitet, unvergleichlich.

Allein mancher Reisende ist schon glücklich, wenn er solche hübsche Länder überhaupt nur zu sehen bekommt, und ich fand in der That immer noch genug, was mich freundlich ansprach. Für Jemanden, der in Ländern reist, um Andern später davon zu erzählen, ist es sogar gut, wenn er nicht immer gerade in der kurz dauernden, schönsten Zeit eintrifft, vielmehr besser, wenn er das Land so in seinem mittleren Zustande sieht. Er ist dann am wenigsten geneigt, zu übertreiben.

Und überdies muß es einem Menschen, der reist, um das Charakteristische in Ländern zu erkennen, ganz einerlei sein, zu welcher Zeit, unter welchen Umständen, ob im Frühling, ob im Winter, ob im Sonnenschein oder im Regen und Unwetter er in einem Lande eintrifft. Jeder Zustand ist für das Land charakteristisch, und man muß die Natur und die Menschen so sehen, fassen und schildern, wie man sie trifft, sei es im Hausrocke oder im Festkleide.

Kiel ist ein sehr hübscher, reizend gelegener, lebhafter Ort, und obgleich ich hier nur zweimal in meinem Leben auf so lange verweilte, als man braucht, um auf den bestellten Wagen zu warten, und obgleich ich nur zwei einsame Spaziergänge durch die Straßen der Stadt und an seinen Hafen hin machte, so sprach mir doch selbst aus der steinernen Physiognomie dieser Stadt so Vieles traulich und anmuthig zu, daß mir der Ort selbst ordentlich ans Herz gewachsen ist.

Es ist überhaupt etwas Eigenes mit den flüchtigen

Besuchen in fremden Landen oder Städten. Sie sind uns oft unvergeßlicher und zuweilen auch werther, als die langen und gründlichen Besuche und Aufenthalte. Es kommt Einem fast zauberhaft vor, so plötzlich mit den Locomotiven mitten in einen fremden, entlegenen Ort wie eine Kugel in den Mond hineingeschossen zu werden.

Bleibt man länger und lebt sich etwas ein, so verliert sich dies Wunderbare. Geht man aber nur stumm in diesem von Menschen wimmelnden Orte herum, redet man mit Niemanden, hält man nur Selbstgespräche oder höchstens stille Zwiegespräche mit den Häusern und Thürmen, und fährt dann rasch wieder davon, so bleibt in der Erinnerung der Hauch des Wunderbaren, den ein solcher Besuch hatte.

Es ist Einem, als hätte man durch Wolken plötzlich ein helles Bild gesehen, vor dem bald nachher wieder der Vorhang vorgezogen wurde.

So steht mir nun auch jeder Fleck dieser Stadt Kiel deutlich vor Augen, auf dem ich stille stand, jede Straßenecke, um die ich herumbog, jedes helle Fenster, bei dem ich vorüberging und hinter dem ich die und die Blumen und die und die Gesichter, die in stillem Familienkreise dahinter zusammensaßen, erblickte, jeder Ausblick auf die hübsche Kieler Bucht, die ich vom Hafen aus genoß, und jede Physiognomie der Passagiere, die aus dem Kopenhagner Dampfschiff stiegen, das ich ankommen sah.

Unser Gedächtniß ist im Allgemeinen und von Haus aus ein unbeschriebenes Blatt, auf dem die zuerst in frühster Jugend eingezeichneten Erinnerungen am deutlichsten

haften. Dann aber ist es auch wieder für jede neue Anschauung, für jedes neue Erlebniß, für jede neue Kenntniß ein unbeschriebenes Blatt, so viel auch von anderen Dingen schon darauf stehen mag. So alt und unjugendlich wir auch schon sein mögen, so sind wir doch für jede neue Unternehmung, die wir bisher noch nie unternommen haben, wieder jung und frisch.

Wenn ein alter Mann eine Reise in ein nie gesehenes Land unternimmt, oder wenn er eine Sprache oder eine Wissenschaft erlernt, die er früher nie betrieb, so wird sein erster Eifer ein jugendlicher, der erste Eindruck tief sein. Läßt man die Sachen unentwickelt, verfolgt man sie nicht weiter, so bleiben sie in jugendlicher Frische in uns stehen und die Erinnerungen behalten etwas Reizendes und Unzerstörbares, wie die Erinnerungen der Kindheit.

Ein etwas dichterischer Mensch muß sich daher besonders angereizt fühlen, gerade diejenigen Länder, Städte, Erdgegenden, die er nur am flüchtigsten, wie vorüberziehende Bilder, gesehen hat, vorzugsweise zu schildern. Und da wir Alle mehr oder weniger etwas dichterisch sind, so kommt es daher, daß wir von unsern Reisen mit der Zunge oder Feder zu erzählen fast gar nicht unterlassen können, während wir über die alten einheimischen Verhältnisse, die wir gerade am besten kennen, uns am seltensten auszulassen Lust haben.

Uebrigens ist Kiel ein stark aufblühender Ort, auf den jetzt von vielen Seiten die Augen gerichtet sind. Wie Lübeck liegt die Stadt an einem der äußersten Buchtenzipfel der Ostsee gegen Südwesten und ist daher für alle

Waaren und Personen, die aus Norden und Osten kommen, ein sehr natürlicher Ausschiffungsplatz.

Von Kopenhagen, von Stockholm, von Petersburg her hat man zwar über Lübeck noch näher zu den südwestlichen Gegenden, Hamburg, Deutschland rc., denen Alles zuströmt.

Allein Kiel hat vor Lübeck den außerordentlichen Vorzug, daß es an der Spitze einer Bucht liegt, die durchweg eine große Tiefe und Schiffbarkeit hat, und die es den größten Schiffen gestattet, bis mitten in die Stadt in einen höchst sichern und bequemen Hafen vorzudringen, während das Gewässer, was nach Lübeck führt, die Trave, nur 10 bis 12 Fuß tief ist, und die größern Schiffe daher genöthigt sind, auf der Rhede von Travemünde vor Anker zu gehen.

Kiel ist daher ein glücklicherer Nebenbuhler von Lübeck, als Glückstadt und Husum es in Bezug auf Hamburg sein werden.

Die Eisenbahnverbindung mit Hamburg, die eine enge Verbindung der Ostsee und Nordsee ist, und die als solche in einem merkwürdigen Contrast mit dem im vorigen Jahrhunderte angelegten holsteinischen Canale, der gleichfalls Nord- und Ostsee verbindet, steht, gewährt dieser von der Natur schon so begünstigten Stadt für die Zukunft nun eine noch größere Bedeutsamkeit, die es auf Kosten des armen sinkenden Lübecks erlangen wird.

Es scheinen in der politischen Zerrissenheit des nördlichen Deutschlands unüberwindliche Schwierigkeiten für die Ausführung einer Bahn zwischen diesen beiden Städten

zu liegen, und der sehr begreifliche Egoismus der benachbarten Staaten, die ihre eigenen Interessen natürlich nicht zum Opfer bringen wollen, scheint das arme Lübeck von allem Anschluß an das norddeutsche Eisenbahnnetz auszuschließen. Sollte dieser Ausschluß noch lange dauern, so könnten indeß die Geschäftsgänge wol rasch eine andere Richtung gewinnen und selbst ein nachträglicher Anschluß für Lübeck dann zu spät sein.

Uebrigens ist nicht bloß Kiel, sondern überhaupt ganz Holstein und Schleswig seit 20 Jahren in einem merkwürdigen Erwachen seines Lebens, in einem lebhaften Fortschritte begriffen. Wer weiß, ob nicht selbst die Reibungen mit den Dänen zu diesem Fortschritte beitragen. Solche Reibungen, so lange sie nicht in gehässige Thaten ausarten, sind vielleicht in mancher Hinsicht wohlthätig und fördernd. Vielleicht werden durch diese Reibungen, durch diese patriotischen Erregungen die Kräfte der Nation in allen Richtungen geweckt.

Die fördernde Einwirkung auf die Wissenschaft liegt offenbar zu Tage. Bei solchen Gelegenheiten werden interessante Untersuchungen angestellt. Man steigt forschend bis in die ältesten Zeiten hinauf. Man widerlegt sich, man replicirt und duplicirt, man übt den Verstand in Journalen, Broschüren, Schriften und größern Werken. Bei solchen Reibungen treten sich die gleichgesinnten Menschen näher, die verschiedenen Stände kommen mehr zusammen und bieten sich gegenseitig die Hand.

Es tauchen daher Pläne zu Vereinen aller Art auf. Gesangvereine, Ackerbauvereine werden gegründet, das In-

teresse des Vaterlandes überall mehr wahrgenommen. Die Capitalien setzen sich für gemeinnützige Zwecke leichter in Bewegung, und mittelbar mag durch solche geistige Anregungen selbst Handel und Verkehr zu größerer Blüthe getrieben werden und sogar die Bevölkerung sich in steigender Progression vermehren.

Sogar bei so blutigen und höchst traurigen Aufregungen, wie es die französische Revolution war, wie es die Umwälzungen waren, durch welche Spanien in den letzten Jahrzehnten gegangen ist, hat man dergleichen ganz unvermuthete Folgen, solche Vermehrung der Bevölkerung, solche Beförderung der Industrie, solche Belebung des Verkehrs wahrgenommen.

Wenn der Geist eines Volkes sich für Erreichung irgend eines Zieles fortschreitend erhebt, sei dies Ziel, welches es wolle, so ist es unvermeidlich, daß es nicht nebenher manche andere Ziele erreiche, selbst wenn es jenes Hauptziel auch verfehlen sollte.

Eine Regierung, die verschiedene Völker beherrscht, könnte daher in gewisser Beziehung sogar eine gewisse Reibung und eine gewisse Eifersucht zwischen diesen verschiedenen Völkern, die dann nicht bloß eifersüchtig und hassend, sondern auch wetteifernd einander gegenübertreten, wünschen. Ich sage „in gewisser Hinsicht", denn natürlich haben solche Reibungen auch ihre sehr dunkle Schattenseite.

Kiel ist die einzige Universitätsstadt der Herzogthümer Holstein und Schleswig und daher der Mittelpunkt des geistigen Lebens dieser Herzogthümer. Uebrigens ist es charakteristisch und wichtig für diese beiden Länder, daß

sie gar keinen eigentlichen Mittelpunkt ihres ganz geistigen und materiellen Lebens haben, wie Schlesien ihn z. B. in Breslau, wie Ostpreußen ihn in Königsberg, wie der Elsaß ihn in Straßburg, wie Curland ihn in Mitau und andere Provinzen in andern Städten haben, die als Provinzial-Centralpunkte gelten können.

Diejenigen Elemente, welche das Centrum von Holstein, oder von Holstein und Schleswig bilden sollten, sind eben überall im Lande auf eine ganz auffallende Weise zerstreut.

In Kiel ist die Universität für beide Herzogthümer, das Oberappellationsgericht für Schleswig und Holstein.

In Kiel wird der berühmte sogenannte Umschlag abgehalten, auf dem ein großer Theil des Adels und der Geschäftsmänner beider Herzogthümer zur Abmachung von Geschäften zusammenkommt. In Kiel residirt ein großer Theil der gebildeten Gesellschaft beider Herzogthümer, vielleicht ein größerer als in irgend einer anderen schleswigschen oder holsteinschen Stadt.

Der Statthalter beider Herzogthümer residirt dagegen in der Stadt Schleswig. Dort ist auch der Sitz des Generalcommandos und der sogenannten Regierung beider Herzogthümer, so wie der Sitz des Obergerichts des Herzogthums Schleswig und der schleswigschen Provinzialstände.

Die holsteinischen Provinzialstände kommen dagegen in Itzehoe zusammen. Die Haupthandelsstadt der Herzogthümer ist Altona. Die vornehmste Festung Rendsburg. Auch viele wichtige Landesanstalten, die man sonst gewöhnlich in den Haupt- und Residenzstädten der Reiche



zu finden pflegt, wie z. B. Landesseminare, Hauptgymnasien, adelige Fräuleinklöster &c. sind wieder an andern Orten zerstreut.

Man vergleiche mit dieser Zerstreutheit die Concentrirung, welche in einer der genannten Provinzial-Centralpunkte, bei denen sehr oft das größte Handelsgewicht, die militärische Hauptmacht, die größte geistige Kraft, die Residenz aller obersten Behörden des Landes, alle vornehmsten Landesanstalten &c. &c. sämmtlich in den Ringmauern einer und derselben Stadt vereint sind, stattfindet, und man wird erkennen, daß die beiden genannten Herzogthümer weder beide zusammen eine vereinte, noch jedes für sich eine besondere Hauptstadt besitzen, die in dem Grade Centrum für sie ist, wie es Breslau für Schlesien, Königsberg für Westpreußen, Straßburg für Elsaß u. s. w. ist.

Ich hatte die Absicht, noch einmal nach Kiel zurückzukehren, und wäre mir dies möglich gewesen, so hätte ich dann hier besonders über zwei Punkte mich gern genauer zu unterrichten gewünscht, erstlich nämlich über den jetzigen Zustand der Abkömmlinge der alten Slaven dieser Gegenden, zweitens über die Beschaffenheit des in der Nähe von Kiel befindlichen kleinen Völkchens der Probsteier.

Für den ersten Punkt, für die Nachkommen der alten slavischen Wagrier, die den ganzen östlichen Theil von Holstein bewohnen, mußte ich mich natürlich interessiren, weil ich die Mehrzahl derjenigen Länder, in denen Slaven und Deutsche sich mischen, selbst gesehen habe, und weil die hiesigen Slaven die am meisten nach Nordwesten hinausgetriebene Spitze des Slaventhums in Europa waren.

Holstein nimmt zu der slavischen Frage ungefähr die Stellung ein wie Meklenburg. Es hat seine Slaven alle völlig germanisirt. Alle Wagrier reden deutsch und sind, wie im Königreich Sachsen, unter deutsche Herren vertheilt. Nichts destoweniger bestehen noch sehr bedeutende Unterschiede zwischen diesen germanisirten Slaven Holsteins und den echten altdeutschen niedersächsischen Holsteinern in der Mitte und im Westen des Landes, sowol in ihren Sitten und Gewohnheiten als in ihrem Körperbau und ihren Geistesanlagen.

Die Bauart der Häuser ist verschieden, die Kleidung ist verschieden. Die bäuerlichen Verhältnisse sind bei ihnen noch lange nicht so entwickelt wie bei den echtdeutschen Holsteinern, und alle diese Umstände näher zu betrachten, würden mir sehr interessante Vergleichspunkte zwischen den verdeutschten Slaven und den echten Deutschen anderer Länder gegeben haben, wo die Erscheinungen ganz ähnlich sind.

Merkwürdig war mir, was mir einige dänische Offiziere sagten, daß nämlich die tüchtigsten Soldaten aus dem ehemals slavischen Wagrien kämen, da die sächsischen Offiziere dasselbe auch von der ehemals ganz und jetzt noch zum Theil slavischen Lausitz behaupten.

Die kleine Heimath der Probsteier bei Kiel hätte mich im höchsten Grade angezogen, erstlich weil ich arbeitsamen Sprößlingen dieses Ländchens überall in Dänemark begegnete, und dann, weil ich in Irland, Dänemark und andern Theilen der Welt ganz ähnliche niederländische*)

*) Einige Gelehrte halten die Probsteier bei Kiel nicht für niederländische Colonisten, sondern für Nachkommen der slavischen Wagrier.

Colonien sah, deren reger Geist selbst jetzt, Jahrhunderte nach ihrer Verpflanzung aus dem niederländischen Vaterlande, noch nicht verraucht ist, und weil es mir interessant gewesen wäre, ihre Zustände mit einander zu vergleichen.

Nach der geographischen Position der Universität Kiel sollte man vermuthen, daß sie die vornehmste Vermittlerin der scandinavischen und deutschen Geisterwelt sein müßte. Allein mir scheint es, daß sie dies nicht in dem Grade ist, wie man es erwarten könnte.

Unsere deutsche Literatur und Sprache und unsere deutschen Wissenschaften haben den merkwürdigen Vorzug, daß sie mit ihren Gebieten in die literarischen und wissenschaftlichen Kreise anderer Völker eben so hineinragen, wie unsere politischen Gebiete mit den politischen Gebieten anderer Völker verwebt sind.

Diesen Vorzug hat keine Sprache und Literatur irgend einer andern Nation Europas. Die englischen Universitäten sind stockenglisch, die französischen ganz französisch, die spanischen völlig spanisch. Wir Deutschen haben aber erstlich in Frankreich Straßburg, eine alte deutsche Universität, bei der auch noch deutsch geschrieben, gedruckt und zum Theil auch noch gelehrt wird.

Dann haben wir in Rußland Dorpat, welches ebenfalls deutsch lehrt, schreibt, druckt. Wir haben in Oestreich mehre deutsche Akademien, die sich mit slavischem, italienischem, magyarischem Leben innig vertraut machen können.

Und endlich haben wir Kiel als den äußersten Vor-

posten deutschen Lebens gegen Norden, als das vermittelnde Organ zwischen scandinavischem und deutschem Geistesleben.

Wenn alle diese Vorposten, alle diese vermittelnden Organe nach Osten, Westen, Süden, Norden, die unser Sprach- und Literaturkörper hat, sich nach Kräften bemühen, uns Deutsche mit Allem, was sich in den Kreisen, zu deren Beobachtung und Beaufsichtigung sie zunächst berufen scheinen, regt, vertraut zu machen, wenn ihre Professoren Alles, was sich dazu eignet, aus jenen fremden Literaturen auf eine classische Weise übersetzen, wenn sie Journale, Monats- oder Vierteljahresschriften in deutscher Sprache für die Beobachtung der russischen, scandinavischen, französischen, italienischen, slavischen, magyarischen Zustände und Geistesregungen in Politik und Literatur anlegen und unterhalten, so müßte dann ein außerordentlicher Reichthum von Kenntnissen über fremde Völkerbestrebungen in die deutsche Literatur einfließen, und wir Deutschen müßten über alle europäischen Zustände besser unterrichtet sein, als irgend ein anderes Volk, und für jeden gebildeten Europäer müßte die deutsche Sprache das Organ sein, wodurch er sich am besten über alle Ereignisse in Europa Auskunft verschaffen könnte.

In einem gewissen Grade ist dies gewiß allerdings auch jetzt schon der Fall. In keine andere Sprache Europas werden so viele gute Geistesprodukte fremder Literaturen übertragen wie in die deutsche. Es gibt keine andere Sprache, in der über slavische, russische, böhmische, croatische, slavonische, dänische, schwedische, nordamerikanische Angelegenheiten so viele Dinge geschrieben werden als in

der deutschen. Allein dies sind lauter sehr isolirte Bestrebungen, die durch kein von höherem Standpunkte und mit großartigeren Kräften geleitetes Unternehmen concentrirt und gesammelt werden.

Wer sich vermittelst der deutschen Sprache und Literatur über irgend ein mit uns in naher Beziehung und Verbindung stehendes Volk fortlaufend unterrichten will, hat keine als classisch anerkannte Autorität, an die er appelliren könnte. Er findet nur eine unzählige Menge theils schlechter, theils mittelmäßiger, theils ziemlich guter Hülfsmittel zu seinem Zwecke.

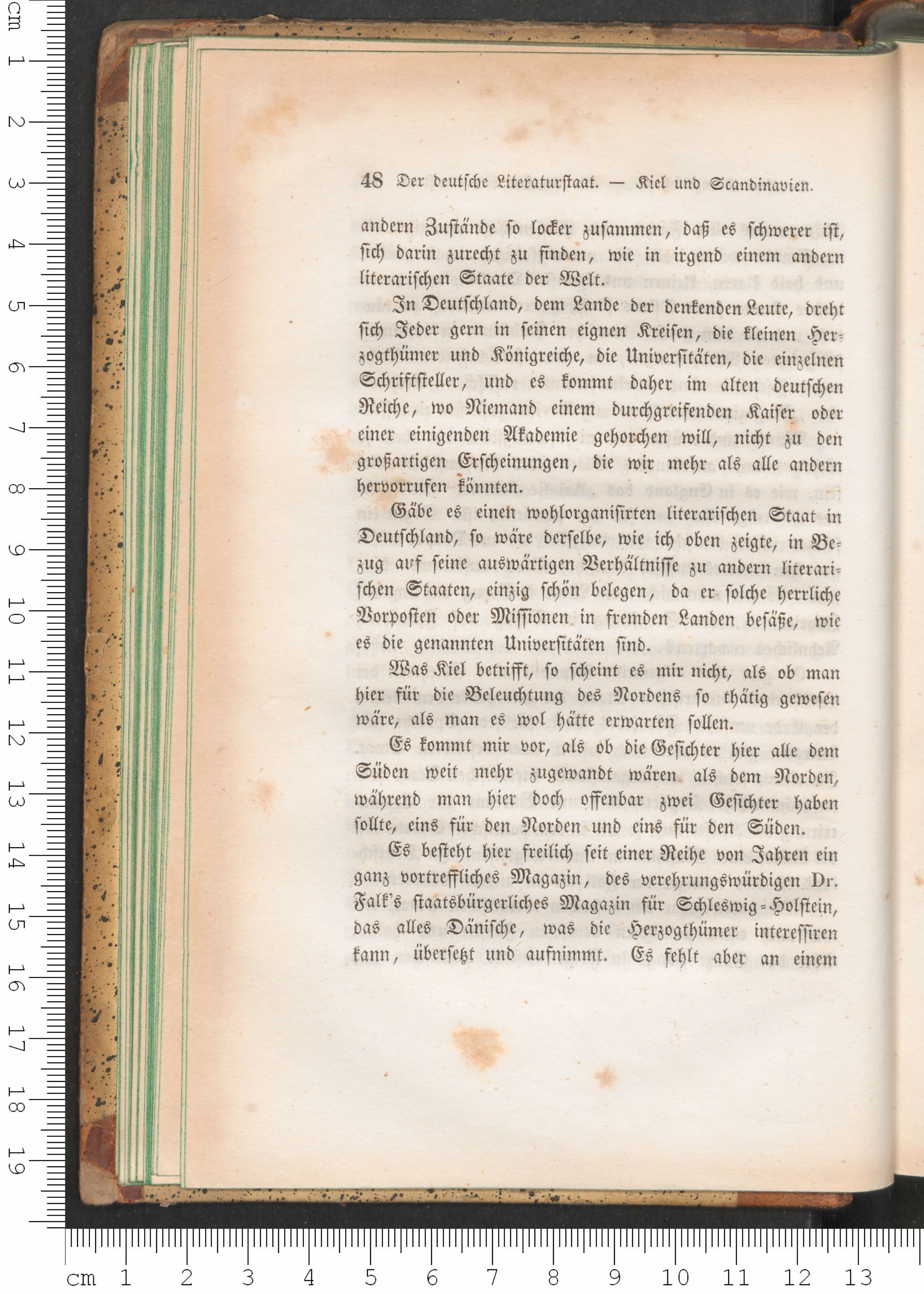
Scheint es nun nicht, als ob jene genannten Universitäten von Natur die Mission hätten, ein solches tüchtiges Organ für beständige Beobachtung und Ueberwachung der Bewegungen des menschlichen Geistes auf denjenigen fremden Gebieten, in die sie gleichsam wie Fühlhörner des großen germanischen Gesellschaftskörpers hineinragen, zu schaffen.

Strömen nicht in Dorpat z. B. alle literarischen Hülfsmittel zur Beobachtung des großen europäischen Ostens in reichlicherem Maße zusammen, als in irgend einem andern deutschen Orte, wird es Einem hier nicht unvergleichlich viel leichter, als sonst irgendwo sich in Besitz aller nöthigen russischen Bücher, Journale, Dokumente zu setzen, gibt es hier nicht viel mehr als anderswo in Deutschland Gelegenheit, sich Kunde von den verschiedenen Sprachen jenes Ostens zu verschaffen, gibt es hier nicht vielfache Aufforderungen und Gelegenheiten zu der Beobachtung dieses Ostens, und sind hier nicht tüchtige deutsche

Männer aus allen Fächern der Wissenschaft vereinigt, die im Stande wären, alle die mannigfaltigen, halb trüben und halb klaren, kleinen und kleinsten Quellen, aus denen unsere Kunde jenes Ostens fließt, zu concentriren, zu läutern und sie dem großen deutschen Publikum in beständig fortgesetzten Mittheilungen, in einer fortlaufenden Reihe von russischen leading articles in einem russischen „Archive“ oder „Magazine“ oder Quarterly Review zufließen zu lassen. Könnte und müßte hier nicht wenigstens ein eben so tüchtiges und anerkanntes Blatt über Rußland etablirt sein, wie es in England das „Asiatic Journal“ für Asien, das „Foreign Review“ für den Continent ist. Gegen ein solches russisch-deutsches Quarterly Review aus Dorpat müßte gar kein anderes russisch-deutsches Blatt aufkommen können. Könnte man nicht von Wien in Bezug auf Ungarn, Illyrien ꝛc., von Straßburg in Bezug auf Frankreich Aehnliches erwarten?

Es gibt eine allgemeine Republik aller Gelehrten der Welt, einen literarischen Staat, der alle denkenden Geister der Erde umfaßt. Für jedes Volk, für jede Sprache und Literatur gibt es aber noch wieder einen besondern Staat. In einem solchen wohlorganisirten, literarischen Staat sollten sämmtliche Departements und Bureaux zur Concentrirung der Kräfte eben so wie in dem politischen Staate, wie die Räder einer Maschine in einander greifen. In Deutschland ist dies weniger der Fall als in andern Ländern.

Wir haben zwar einen solchen literarischen Staat, wie wir auch einen politischen deutschen Fürstenbund haben. Aber das Ganze hängt in Folge unserer politischen und



andern Zustände so locker zusammen, daß es schwerer ist, sich darin zurecht zu finden, wie in irgend einem andern literarischen Staate der Welt.

In Deutschland, dem Lande der denkenden Leute, dreht sich Jeder gern in seinen eignen Kreisen, die kleinen Herzogthümer und Königreiche, die Universitäten, die einzelnen Schriftsteller, und es kommt daher im alten deutschen Reiche, wo Niemand einem durchgreifenden Kaiser oder einer einigenden Akademie gehorchen will, nicht zu den großartigen Erscheinungen, die wir mehr als alle andern hervorrufen könnten.

Gäbe es einen wohlorganisirten literarischen Staat in Deutschland, so wäre derselbe, wie ich oben zeigte, in Bezug auf seine auswärtigen Verhältnisse zu andern literarischen Staaten, einzig schön belegen, da er solche herrliche Vorposten oder Missionen in fremden Landen besäße, wie es die genannten Universitäten sind.

Was Kiel betrifft, so scheint es mir nicht, als ob man hier für die Beleuchtung des Nordens so thätig gewesen wäre, als man es wol hätte erwarten sollen.

Es kommt mir vor, als ob die Gesichter hier alle dem Süden weit mehr zugewandt wären als dem Norden, während man hier doch offenbar zwei Gesichter haben sollte, eins für den Norden und eins für den Süden.

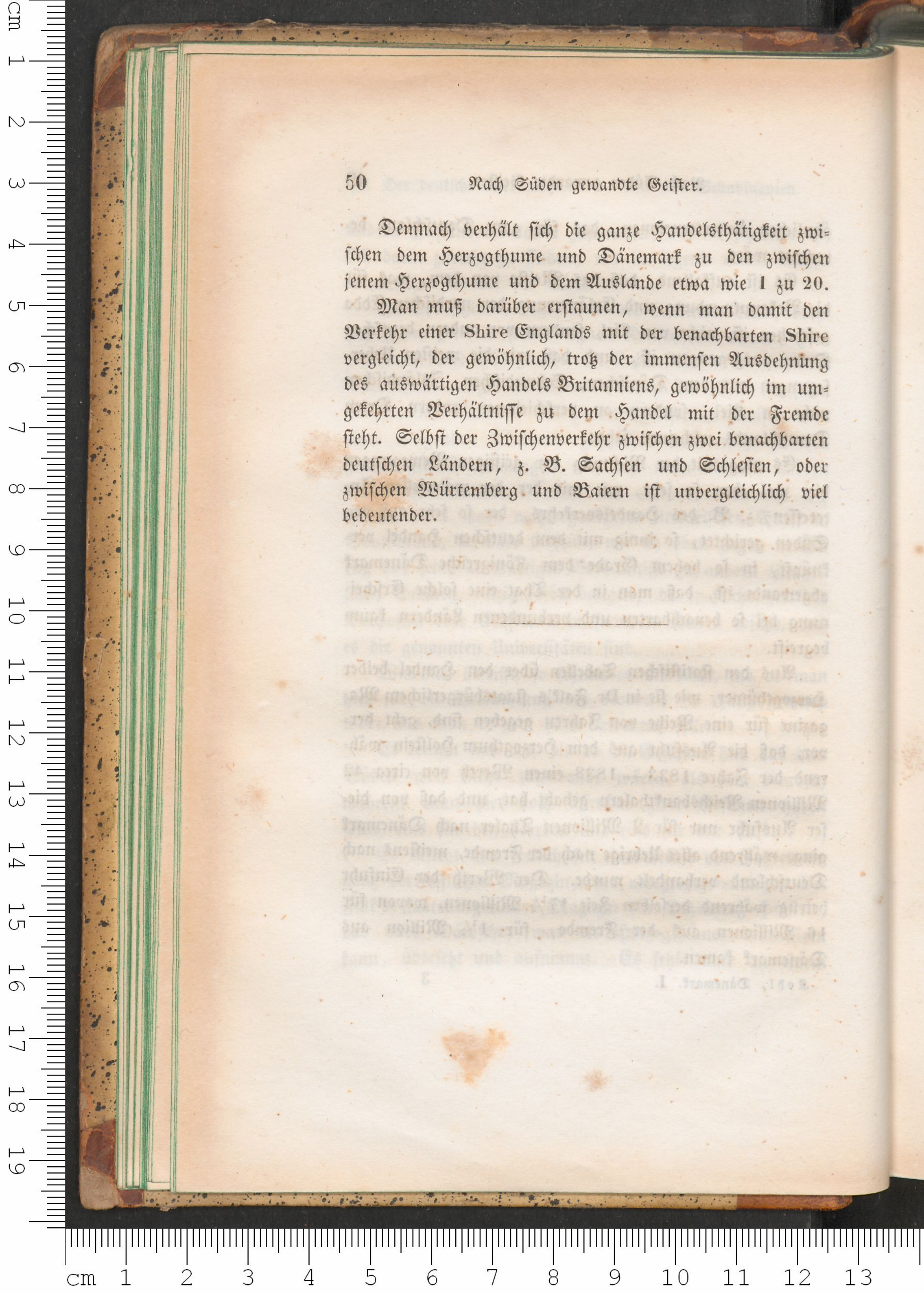
Es besteht hier freilich seit einer Reihe von Jahren ein ganz vortreffliches Magazin, des verehrungswürdigen Dr. Falk's staatsbürgerliches Magazin für Schleswig-Holstein, das alles Dänische, was die Herzogthümer interessiren kann, übersetzt und aufnimmt. Es fehlt aber an einem

ähnlichen Unterternehmen, das für ganz Deutschland berechnet wäre.

Es ist auffallend, daß das Meiste von dem, was für die Bekanntwerdung und Erläuterung der nordischen Edda geschehen ist, nicht von Kiel, sondern von andern deutschen Orten ausgegangen ist, und daß wir die meisten Uebersetzungen aus dem Dänischen, Schwedischen, Isländischen nicht in Kiel, sondern an verschiedenen andern Orten Deutschlands erscheinen sahen.

Es mag mit der Richtung der geistigen Bewegungen hier wol eben so sein, wie mit der der materiellen Interessen, z. B. des Handelsverkehrs, der so sehr auf den Süden gerichtet, so innig mit dem deutschen Handel verknüpft, in so hohem Grade dem Königreiche Dänemark abgewandt ist, daß man in der That eine solche Erscheinung bei so benachbarten und verbundenen Ländern kaum begreift.

Aus den statistischen Tabellen über den Handel beider Herzogthümer, wie sie in Dr. Falk's staatsbürgerlichem Magazine für eine Reihe von Jahren gegeben sind, geht hervor, daß die Ausfuhr aus dem Herzogthum Holstein während der Jahre 1833—1838 einen Werth von circa 42 Millionen Reichsbankthalern gehabt hat, und daß von dieser Ausfuhr nur für 2 Millionen Thaler nach Dänemark ging, während alles Uebrige nach der Fremde, meistens nach Deutschland verhandelt wurde. Der Werth der Einfuhr betrug während derselben Zeit 17½ Millionen, wovon für 16 Millionen aus der Fremde, für 1½ Million aus Dänemark kamen.



Demnach verhält sich die ganze Handelsthätigkeit zwischen dem Herzogthume und Dänemark zu den zwischen jenem Herzogthume und dem Auslande etwa wie 1 zu 20.

Man muß darüber erstaunen, wenn man damit den Verkehr einer Shire Englands mit der benachbarten Shire vergleicht, der gewöhnlich, trotz der immensen Ausdehnung des auswärtigen Handels Britanniens, gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse zu dem Handel mit der Fremde steht. Selbst der Zwischenverkehr zwischen zwei benachbarten deutschen Ländern, z. B. Sachsen und Schlesien, oder zwischen Würtemberg und Baiern ist unvergleichlich viel bedeutender.

III. Dänisch Wold.

Von dem hübschen Kiel aus setzte ich meine Reise gegen Norden fort und kam zunächst nun in ein kleines Ländchen, welches „Dänisch Wold" oder „der dänische Wald" genannt wird. Es ist an der Ostküste das südlichste Stück des Herzogthums Schleswig, und zwar eine kleine Halbinsel, die von der Kieler Bucht, der Ostsee, und dem Eckernförder Meerbusen gebildet wird.

Diese Kieler Bucht und der Eckernförder Meerbusen sind die südlichsten jener merkwürdigen schmalen, länglichen, tief ins Land eindringenden Meeresarme, die sich auf der ganzen Ostküste Jütlands zeigen und die sich überhaupt an den Küsten fast aller scandinavischen Landen Schwedens, Norwegens, Islands, Finnlands wiederfinden, und welche die Scandinavier „Fjorde", die hiesigen Deutschen zuweilen „Föhrden" nennen.

Man möchte diese Föhrden oder Fjorde fast durchweg für etwas Charakteristisches der scandinavischen Länder ansehen. Denn außer den Küsten dieser Länder sind die Küsten keines andern Landes Europas auf ähnliche Weise

mit ähnlich gestalteten Busen zersägt, einzig und allein vielleicht Schottland ausgenommen, das auch einen halb-scandinavischen Namen für seine länglichen Busen, die es „Frits" nennt, behalten hat.

Selbst die Busen der griechischen Küsten haben einen ganz andern Charakter, während dagegen allen Fjorden Jütlands, Norwegens, Finnlands, Schwedens, Islands ein und derselbe Typus zum Grunde liegt, was bei Jütland um so auffallender ist, da es eine ganz andere geognostische Bildung als die übrigen scandinavischen Länder hat.

Auf der Ostseite der cimbrischen Halbinsel gibt es, die Kieler Bucht nicht eingerechnet, etwa ein Dutzend solcher Fjorde oder Föhrden, die in ziemlich gleichen Distanzen von einander liegen und je zwei und zwei immer eine kleine Halbinsel aus dem Lande herausschneiden. Gewöhnlich bilden diese Föhrden auch irgend eine politische Grenze und theilen also auch das Land in mehre kleine Landschaften.

So weit das Herzogthum Schleswig reicht, hat jede dieser kleinen, halbinselförmigen Landschaften ihren eignen Namen. So heißt, wie ich sagte, das bezeichnete südlichste Stück Dänisch Wold, weiter nach Norden kommt die Halbinsel Swansen oder Schwansen, dann das Land Angeln, darauf die Landschaft Sundewitt, ein jedes zwischen zwei Föhrden.

Es ist eine der anmuthigsten Reihen kleiner Länder, die man irgend wo finden kann, und ich reiste mitten durch sie hin, indem ich die große Heerstraße nach Norden

verließ, welche aus sehr begreiflichen Gründen nicht mitten durch die Halbinseln hindurchgeht, sondern immer an den innersten Buchten und Spitzen der Föhrden vorbeistreift, wo sich die größern Städte des Landes ausgebildet haben und wo man nicht nöthig hat, über einen Meerbusen zu setzen.

Alle jene Halbinseln sind äußerst fruchtbare, hügelige, stark bevölkerte, mit Buchenhainen geschmückte Länder. Da sich in ihnen früher die adeligen Herren am liebsten niederließen, und da doch jetzt auch in neuerer Zeit viel für den Landmann geschehen ist, so findet man daher hier überall sowol hübsche Dörfer und wohlhabende Bauerhöfe, als auch alte Edelsitze und Schlösser in den Landschaften verstreut.

Man reist Hügel auf, Hügel ab, zuweilen durch eine gut bebaute Fläche, dann durch einen lichten Buchenhain; bald kommt man in ein Dorf, dann übernachtet man auf einem schönen Landsitze, dann kommt man zu einem krystallklaren Fjorde, besteigt ein Schiff und schwimmt hinüber, um in einem neuen aber ähnlichen Ländchen ein neues aber ähnliches Leben zu beginnen.

Man bewundert die malerischen Ansichten des Fjords. Aber die Leute sagen, der nächste Fjord sei noch viel schöner, und so kann man unter steter Wiederholung derselben hübschen, aber immer etwas variirten Aus- und Ansichten hier 60 Meilen weit bis zum Limfjord, im Norden Jütlands, fortreisen, wo diese Herrlichkeit ein Ende nimmt.

In Dänisch Wold verweilte ich ein paar Tage auf einem reizenden Schlosse, das Noer hieß, und dessen hoher

Eigenthümer es nicht verschmähte, dem Reisenden großmüthige Gelegenheit zur Vermehrung seiner Kenntniß des Landes zu bieten.

Das Schloß liegt in einer höchst anmuthigen englischen Anlage in der Nähe des Eckernförder Meerbusens, rund umher von üppigen Wiesen und schönen Laubgehölzen umgeben. Schattige Spaziergänge führen ans Ufer des Meeres. Die Küste neigt sich hie und da mit grünen Weiden bis dicht an den Rand des Wassers hinab, hie und da ist sie von den Wellen angenagt, schroff und hoch, und die Buchen ragen mit ihren Laubdächern über den Abhang herüber, aber auf der Spitze der Höhe liegt zuweilen ein altes, mit riesengroßen bemoosten Steinen bezeichnetes Heldengrab oder eine uralte Tingstätte (Gerichtsplatz), höchst malerisch von alten Buchen überschattet.

Fährt man weiter in der Umgegend spazieren, so kann man sich nicht satt sehen an den mannigfachen Gruppen, welche die Buchen überall bilden. Es ist zwar immer und überall nur derselbe Baum, aber in der Hand der Natur und des künstlerischen Zufalls wird dieser selbe Baum ein wahrer Proteus. Der Buchen gibt es von den verschiedensten Größen und Dimensionen, eine thürmt und kuppelt sich über die andere hinaus. Ihr Bau und ihre Zweigentfaltung ist äußerst verschieden. Bald schießen mächtige Aeste schon dicht über dem Boden nach allen Seiten hinaus, bald hebt sich die Säule des Stammes hoch und schlank in die Höhe und läßt erst in großer Höhe das laubige Schirmdach in allen Richtungen hinausspringen.

Mit der Eiche verglichen, erscheint die Buche, obgleich eben so mächtig und groß, doch eleganter und der Schönheit mehr huldigend. Die Eiche ist zwar das schönste Bild der Kraft und Energie. Aber in den zahllosen Runzeln der Rinde, in den schroffen und eckigen Absätzen der Zweige, in den steif ansitzenden harten Blättern, in dem ängstlichen Zusammenhalten des Ganzen und der vielfach gebückten und gekrümmten Figur liegt auch etwas Sorgenvolles, etwas Egoistisches und Hartsinniges.

Die Buche ist weicher, ihre Blätter sitzen loser an, die Zweige schwingen sich frei in schöngebogenen Wellenlinien in die Luft hinaus. Das Grün der Blätter ist heller als bei der Eiche. Alles anmuthiger. Tiefe Trauer herrscht in den Tannen-, Ernst in den Eichen-, Heiterkeit in den Buchenwäldern.

Die äußere Oberfläche der Buche ist glatt und ohne Runzeln, der Stamm ist schlank und elegant. In den Eichen steckt etwas von der gothischen Architektur, in den Buchen etwas von dem griechischen Säulenbau.

Könnte man die Eichen und Buchen, wie Dr. Faust jenes schwellende Ungethüm, mit Zauberformeln besprechen und aus ihnen die in ihnen wohnenden Dryaden, wie er aus dem Dunst hinterm Ofen den leichtfüßigen Mephistopheles hervortreten lassen, so würden aus den Eichen geharnischte Männer, aus den Buchen Jünglinge in der Blüthe der Jahre hervorspringen.

Die Gruppen, welche die Buchen bilden, sind unendlich mannigfaltig. Bald stehen auf einem kleinen Hügel

nur ein paar Dutzend zusammen, bald ist es ein kleiner Hain, bald schweift der Blick an dem geschlängelten Rande eines großen Gehölzes hin, bald verliert man sich völlig in einem Walde. Hier garniren sie das Ufer eines kleinen Sees, dort ziehen sie sich in einem langen Streifen auf dem Rande eines Küstenabhanges hin, und dort wiederum ist es eine schöne, mit friedlichem Vieh bedeckte Wiese, die rund herum von Waldung umzäunt ist. Auf einer solchen freien, etwas hochliegenden Wiese hatten wir eine reizende Aussicht über die Ostsee, an deren Horizont uns die Insel Aeroe erschien, die auch noch zum Herzogthum Schleswig gehört.

Wessen Augen sich lange mit der schmutzigen Farbe der trüben Nordsee, die mit Marschmaterial schwanger geht, gesättigt haben, der wird sich nicht satt sehen können an dem herrlichen klaren Blau der Ostsee, die namentlich hier an der Ostküste der Halbinsel meistens so hell wie Krystall ist.

Es münden hier gar keine großen Flüsse, und selbst die kleinen Flüsse der cimbrischen Halbinsel wenden sich sämmtlich auf die Westseite hinüber. Es wird also wenig oder gar kein Flußmaterial ins Meer hinausgeführt.

An Preußens und Rußlands Küsten ist es anders, und man kann es als ein Faktum annehmen, daß die Ostsee nirgends so klar ist, als in den Buchten und Belten zwischen den dänischen Inseln und an den Küsten und Fjorden Jütlands und der Herzogthümer Schleswig und Holstein.

Ich führe dies an, weil man sich daraus auch zum Theil erklären kann, warum die Bewohner dieser Länder

so häufig das Lob des Meeres singen und so Vieles an ihm preisen, was man nicht überall bestätigt findet. Man kann hier buchstäblich sagen, das Meer bläuet und spiegelt hier fast immer wie ein flüssiger Smaragdkrystall.

Hundertfältig sind die Configurationen und Abgrenzungen des Meeres mit dem Festlande, und hundertfältig sind die Ueberraschungen, die es dem Wanderer bereitet. Bald zeigt es sich Dir, wenn Du auf ein Vorgebirge hinaustrittst, in seiner ganzen unermeßlichen Breite und Majestät; bald setzt sich ein Stück seines Spiegels mitten zwischen zwei Buchenwaldungen, zwischen denen Dir nur an einer Stelle eine freie Aussicht bleibt. Ein fernes Segel zieht auf diesem Stück vorüber, es sieht aus, als schwämmen die Schiffe durch den Wald. Bald zieht sich dieser Riese in einen engen ruhigen Fjord zurück; bald begegnet Dir mitten in einer Wiesenniederung die salzige Welle des Meeres in einem der kleinen Nebenzweige der Fjorde, die man hier „Noore" nennt. Man werfe einen Blick auf eine Specialcharte des dänischen Insel-Archipels und man wird begreifen, was ich hier andeuten wollte.

Der Rinderreichthum der Herzogthümer Schleswig und Holstein ist berühmt in aller Welt. Die meisten und besten finden sich an der West- und Ostküste hin. Der breite Haidestrich in der Mitte hat kleines und mageres Vieh. Doch ist zwischen dem Westen und Osten der Unterschied, daß dort in den fetten Marschen Alles durchweg auf das Fettmachen und Abschlachten des Viehes ausgeht, während in den kleinen Hügellandschaften des Ostens die den Dichter, den Liebhaber Homers, den Freund

der Ländlichkeit und des Friedens und den Feind des Blutvergießens mehr ansprechende Milch- und Butterwirthschaft besteht. Da die Butterfabrikation nicht vieler Orten ein so bedeutender, ein so vollkommen betriebener Zweig der Landwirthschaft ist, wie hier an der cimbrischen Ostküste, so will ich darüber das Wenige vorbringen, was ich davon hier gesehen und erfahren habe.

Zuerst wird es interessant sein, zu vernehmen, daß dieser Industriezweig in neuerer Zeit in einer ganz außerordentlichen Entwickelung begriffen ist.

Die Produkte der Viehzucht (besonders Butter, Käse, Fleisch) bilden jetzt in den Herzogthümern Schleswig und Holstein in so hohem Maße den vornehmsten Ausfuhrartikel des Landes, daß sie von der Totalausfuhr mehr als die Hälfte ausmachen*). Seit dem Jahre 1834 ist die Ausfuhr dieser Art von Produkten in constantem, ununterbrochenem Steigen begriffen gewesen und beträgt jetzt fast doppelt so viel, als vor 12 Jahren.

Was die Milch- und Butterwirthschaft insbesondere betrifft, so kann man sagen, daß sie in der Vollkommenheit und Ausdehnung, in welcher sie jetzt betrieben wird, eigentlich ein ganz neuer Geschäftszweig ist. Der Verkehr mit England ist in dieser Beziehung die Hauptsache, und derselbe ist erst ungefähr seit 25 Jahren angeknüpft. Erst seit dieser Zeit hat die schleswig-holsteinsche Butter, der

*) Es wurden im Ganzen aus beiden Herzogthümern im Jahre 1838 für 11 Millionen Reichsbankthaler ausgeführt, und darunter waren für 6 Millionen Thaler Produkte der Viehzucht.

bisher noch immer viele Vorwürfe, besonders in Bezug auf ihre Haltbarkeit, gemacht wurden, es wagen dürfen, auf den englischen Märkten neben dem Fett, das vom grünen Erin herabträufelt und aus den Flußmündungen der Niederlande hervorströmt, als Concurrentin hervorzutreten.

Seitdem ist die Sache sehr in Schwung gekommen, und während man noch im Jahre 1830 nur 37,000 Tonnen Butter aus beiden Herzogthümern in die Fremde führte, betrug diese Quantität 10 Jahre später 57,000 Tonnen und ist jetzt noch bedeutend gestiegen.

Das eigentliche Hauptland für diesen Artikel ist Holstein und das benachbarte Schleswig, das die besten Weiden besitzt und das eigentlich als das Vaterland dieses ganzen interessanten Industriezweiges zu betrachten ist; besonders seitdem im benachbarten Meklenburg die Schafe in hohem Grade über die Kühe und die Wolle über die Milch die Oberhand gewonnen haben.

Von Schleswig=Holstein geht der Impuls aus. Hier befinden sich die Musterwirthschaften für die Meiereien, so nennen sie hier die Butterfabriken, die sich von hier aus zum Theil in Jütland und auch auf den dänischen Inseln verbreitet haben und noch immer mehr in Ausbreitung begriffen sind. Holsteinsche und schleswigsche Meierinnen werden häufig nach allen dänischen Inseln verschrieben, um dort diese Fabrikation einzuführen.

Eben so richtet man sich auch selbst im nördlichen Jütland immer mehr auf Buttergewinnung ein, und auf vielen Gütern, auf denen früher junge Ochsen aufgezogen wurden, hält man statt dessen jetzt Meiereien und Milch=

kühe. Man hat Preisschriften gekrönt, welche die Fragen über Verbesserung der Butterwirthschaft genügend beantwortet haben, und die Artikel, welche in schleswig-holsteinschen Blättern über diesen Gegenstand erscheinen, werden noch ein- oder zweimal besonders abgedruckt; so groß ist das Interesse des Publikums für diese neue Sache, die, je inniger die Verbindungen mit England werden und je mehr der Markt dieses Artikels sich erweitert, am Ende im ganzen schleswig-holsteinisch-dänischen Insel- und Küstengebiete ein Land erzeugen werden, in dem, wo nicht Milch und Honig, doch Milch und Butter im Ueberfluß fließen, und das sich als solches Irland und Holland rivalisirend an die Seite stellen kann.

„Für alle Arten unserer Butter", heißt es in einem holsteinschen Blatte, „von der ordinären jütischen Bauernbutter hinauf bis zum edeln Produkte der südschleswigschen und holsteinschen Gutsbutter ist jetzt die Bahn nach England gebrochen."

Ich sah hier in Dänisch-Wold zum ersten Male eine jener ausgezeichneten und großen holsteinschen Meiereien oder Butterfabriken, welche die Milch von nicht weniger als 300 milchenden Kühen verarbeitete.

Man kann sich denken, daß die wiederholte tägliche Einerntung des rohen Stoffes von so viel Thieren, die hier den größten Theil des Jahres im Freien gehen, die energische und rasche Verarbeitung dieser verderblichen Waare, die subtile und völlig reinliche Behandlung derselben, die Ausbreitung der Milch in den Kellern, die Abschöpfung des Rahms, die Gewinnung der Butter, die

Verpackung, Aufspeicherung und Versendung derselben nicht nur sehr viele Hände beschäftigt, sondern auch viele, in ihrer Art großartige Vorrichtungen erfordert und manche interessante Prozesse im Verfahren herbeiführt. Ich meines Theils habe wenigstens diese großen Meiereien Schleswig-Holsteins mit nicht geringerm Interesse besichtigt, als die großen Bierbrauereien Londons oder die großen Branntweinbrennereien Rußlands.

Zum Einsammeln und Heimfahren der Milch gebraucht man hier entweder Esel, denen zwei große Milchgefäße auf den Seiten herabhängen, oder eigens vorgerichteter Milchwagen, d. h. zwei lange Hölzer, die mit vier Rädern in Verbindung gesetzt sind und an denen auf beiden Seiten eine Reihe großer Milchgefäße herabhängt. Die Melkerinnen auf den Wiesen schütten ihre kleinen Näpfe in diese großen Gefäße aus und ordnen sie, so wie sie voll werden, an den eisernen Haken des Wagens zu beiden Seiten hin, und dieser schwankt wie ein schwerer Heuwagen mehre Male am Tage mit der Ladung nach Hause.

Die Milchernte hat im Gegensatz mit der Weinernte und andern Ernten das Eigenthümliche, daß sie nicht auf eine kurze Periode beschränkt ist, sondern Tag aus, Tag ein das ganze Jahr hindurch geht. Sie bringt daher einen gewissen gleichmäßigen Fortlauf der Arbeiten hervor und erhält dem Volke, das sich mit ihr beschäftigt, eine gewisse Ruhe. Man bedarf keiner außerordentlichen Anstrengungen zu gewissen Perioden und kann auch zu keiner Zeit ganz unthätig sein.

So wie keine außerordentliche Kraftentwickelungen, wer-

den auch keine außerordentliche Freudenfeste durch die Milchernte veranlaßt, wie sie bei der Wein- und Kornernte stattfinden. Man kann sagen, daß von allen ruhigen Beschäftigungen, die mit dem Ackerbau zusammenhängen, die Milch- und Butterwirthschaft die ruhigste und gleichmäßigste Arbeit gewährt.

Ich kann mir wohl denken, wie die stillen phlegmatischen Holländer ein solches Geschäft zu einem ihrer Lieblingsgeschäfte erwählten.

Schon bei dem Einsammeln der Milch auf den Weiden ist erstaunlich viel zu beobachten. Jede Melkerin hat ihre ihr zugewiesenen bestimmten Kühe, die an sie gewöhnt sind, die Kühe dürfen nicht von einer rohen und ungeduldigen Person roh behandelt, geschlagen oder rasch zusammengetrieben werden, weil jede leidenschaftliche Erregung des Viehes, Schreck und Furcht der Milch schadet; die gewonnene Milch muß vor den Sonnenstrahlen und andern äußern Einwirkungen gehütet werden und der Wagen so eingerichtet sein, daß die Eimer nicht zu heftig gerüttelt werden.

Noch mehr aber ist bei der „Räumung" der Milch zu beobachten. Die Milch „räumen" heißt, sie in den Bütten im Milchkeller vertheilen und aufbewahren. Dies „räumen" ist ein hübsches deutsches Wort, das ich hier in den holsteinschen Meiereien kennen lernte und dem man sehr füglich mehr Eingang in den deutschen Sprachgebrauche verschaffen sollte.

Es ist ein Wort, was man in vielen Fällen den gleichbedeutenden Ausdrücken: „Aufspeichern", „Aufstapeln",

„Raum schaffen" vorziehen könnte. Ueberhaupt brachten mir, der ich mich für diese holsteinsche Milchwirthschaft nicht als Ackerbauer oder Spekulant, sondern als ein nach national-ökonomischen, ethnographischen und sprachwissenschaftlichen Kenntnissen Begieriger interessirte, meine Besuche in den hiesigen Meiereien noch manches neue deutsche Wort ein.

Die Milchkeller, in denen die Milch zum Rahmen geräumt wird, sind ein Hauptstück in der ganzen Meierei, und Jeder raffinirt darauf, wie er ihn aufs vollkommenste einrichten könne. Es kommt darauf an, in diesen Kellern eine beständig möglichst frische und möglichst gleichmäßig kühle und reine Luft zu erhalten; denn jede Dumpfigkeit der Luft schadet der Butter, und die Engländer, für die man hier vorzugsweise denkt und arbeitet, haben einen besonders feinen Geschmack.

Gewöhnlich haben sie diese Keller nur einige Fuß unter der Oberfläche des Bodens, so daß die kühle Luft, welche durch die tief herabgehenden Fensteröffnungen einfließt, gerade über die Oberfläche der Milch und der Butter wegstreichen kann. Auch liegen diese Milchkeller immer gegen Norden und sind außerdem noch meistens mit kühlen Gebüschen und schattenden Bäumen umgeben, so daß die Sonne hier nicht leicht plötzliche Veränderungen in der Temperatur hervorbringen kann. Auch stehen deswegen diese Keller unter einem Strohdach.

Obwol die Milch auf dem Boden in den Bütten nur einige Zoll tief steht, so muß doch der Keller 15 bis 20 Fuß hoch sein, damit die Luft leichter rein und frisch bleibe.

Der Boden muß möglichst glatt gemauert sein und einen recht trocknen Unterboden haben, daher sie wol unter ihm zuweilen Alles tief mit Sand ausfüllen.

Da wo die Leute nicht pünktlich und ordentlich sind und nicht jede verschüttete Milch sofort vom Boden aufwischen, setzt sich diese zwischen die Fugen, wird dort sauer und erfüllt am Ende den Keller mit einem säuerlichen, dumpfen Geruch, der ohne Fundamental-Reparatur nicht herauszubringen ist und sich dem Rahm und der Butter mittheilt.

Ueberall muß hier pedantisch aufgepaßt und sorgfältig gereinigt, beständig geputzt werden.

Wie ganz anders ist das z. B. bei der Weinbereitung, wo die schöne Tugend der Reinlichkeit nie so geübt wird, wo allerlei Schmutz mit der anmuthigen Traube ins Faß geht, weil nachher die Natur sich von selber hilft und später bei der Gährung Alles sich läutert und klärt.

Man kann daher die Ausbreitung der Holländereien in diesen Gegenden nur freudig begrüßen; denn es ist auch eine Ausbreitung vieler guter holländischer Nationaleigenschaften damit verbunden. Es beschäftigen sich jetzt mit der Buttererzeugung und Butterverhandlung viele Tausend Menschen, als Meierinnen, als Melkerinnen, als Meiereimädchen, als Meierei-Aufseher und -Knechte, als Butterhändler ꝛc. ꝛc., und die Anzahl derselben ist noch immer im Steigen begriffen. Alle diese Menschen sind und werden natürlich ganz besonders für Reinlichkeit und Pünktlichkeit gebildet und gewonnen, haben außerdem bei diesem blühenden Betriebe ihr gutes Brod und sehen sich zugleich

in moralischer und körperlicher Gesundheit gefördert, da alle mit der Meierei in Verbindung stehenden Arbeiten weder eine demoralisirende noch eine entnervende Einwirkung auf den Menschen üben, wie es die Beschäftigungen bei vielen andern Industrie- und Fabrikzweigen thun.

Die Decke des Kellers suchen sie meistens von Gyps herzustellen und vollkommen dicht zu halten, damit von oben keine Kalkstäubchen und andere Ungehörigkeiten in die Milch herabfallen können.

Wie sie die Bütten einrichten sollen, damit sie ihrem Zweck am besten entsprechen, ob sie sie aus bloßem Buchenholz machen, ob sie sie mit Oelfarbe anstreichen, ob sie die aus Glas, oder aus Zink, oder aus verzinntem Kupfer, oder aus emaillirtem Eisen vorziehen sollen, darüber sind sie hier noch nicht einig. Jede Art von Material hat seine eigenen Vorzüge und Nachtheile. Doch haben entschieden die Meisten hölzerne Bütten, die sie mit einer rothen Oelfarbe anstreichen.

Bei dem Abrahmen der Milch sind andere Subtilitäten zu beobachten. Das schwierigste ist, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo dies geschehen muß, da Elektricität, Gewitterluft, Hitze, Kälte und andere äußere Umstände sehr verschieden fördernd oder hemmend auf die Producirung des Rahms einwirken.

Gebuttert wird in großen, horizontal liegenden Fässern, deren Flügel sie zum Theil mit Dampfmaschinen, meistens mit Pferden in Bewegung setzen. Auch hier kommt es, wie überall bei der empfindlichen Butter, auf Beob-

achtung der Kälte- und Wärmegrade an. Im Winter wird daher das Butterfaß, bevor man den Rahm einschüttet, mit heißem Wasser gewärmt, im Sommer mit Eis gekühlt.

Dies Faß ist das einzige Ding, was in den Meiereien außer den brüllenden Kühen bedeutenden Lärm macht, und die klappernde Buttermühle ist ein Geräusch, das man auf den holsteinschen Gutshöfen fast eben so ununterbrochen vernimmt, wie das Säuseln des Windes in den Bäumen, und das sich dort als eigentlicher Grundton durch alle die verschiedenen Töne dieser ländlichen Höfe hindurchzieht, so wie in unsern Gebirgsdörfern das Rauschen einer Sägemühle oder das Hämmern eines Eisenwerkes.

Auf Gütern, auf deren Weide 3 bis 400 Kühe grasen, und wo also in der guten Zeit wol 5 bis 600 Pfund Butter täglich erzeugt werden, bekommt man dann diesen delicaten Stoff in ziemlichen Quantitäten zu sehen. Ihm den letzten finish zu geben, ist das Geschäft der Meierin, die ihn unter ihrer speciellen Aufsicht im sogenannten Butterkeller kneten, durchdrücken, ausschlagen, salzen und leider! auch — färben läßt.

Dies leidige Färben der Butter ist hier ziemlich allgemein und geschieht mit Orleans, damit die Butter durchweg diejenige schöne Farbe bekomme, welche Kenner bei der frischen Grasbutter so sehr bewundern. — Der Orleans ist an und für sich eine unschädliche Farbe, aber er wird von den Orleansbereitern oft mit beigemengter rother Erde und zerriebenen Ziegelsteinen verfälscht.

Der holsteiner Butterfabrikant muß sich vor diesem

verfälschten Orleans hüten, und der englische Butterhändler zerbricht sich wieder den Kopf darüber, ob die Farbe der ihm gelieferten Butter natürlich oder künstlich sei. Die in so vielen Dingen so sehr natürlichen Engländer wollen keine Farbe in der Butter, und nehmen lieber die blasse natürliche, als die künstliche goldige. Daher kommt das Färben denn immer mehr ab.

Allein die Holsteiner liefern ihre Butter auch den Westindiern und Spaniern, und diese hochtrabenden, das Prächtige liebenden Leute wollen auch immer hochgefärbte goldige Butter haben. Daher die für die Spanier bestimmte Butter noch immer gefärbt werden muß.

Die Engländer sind überhaupt eigene Leute, die Alles nach ihrem Sinn haben wollen und auf deren Anordnung und Impuls in unsern continentalen Hauswirthschaften mehr Dinge reformirt und umgeändert werden, als wir es selbst immer wissen. So haben ihnen auch die hiesigen Butterfässer, in denen man die Waare versendete, nicht gefallen. Sie haben sie von der Beschaffenheit haben wollen, wie sie sie aus Irland zu empfangen gewohnt waren. Sie haben darüber mit den hamburger Kaufleuten correspondirt. Diese haben alsdann Modelle hierhergeschickt und die hiesigen Böttchermeister sie nachgeahmt, und die Sache wird nun alle Jahre besser.

Da auf einer großen Meierei jährlich wol einige Tausend ganze, halbe und Drittels-Fäßchen, Buttereimer und sonstige Holzgeschirre verbraucht werden, so hat hier jedes Gut auch seine eigne Böttcherei, die als ein Nebenetablissement der Meierei besteht.

Da die Butter hier besonders zur Handelswaare gestaltet wird, so sind vielfache kleine Rücksichten zu nehmen bei ihrer Verpackung und Einsalzung, damit sie sich gehörig conservire und doch nicht an Frische und Aroma verliere; bei dem Durchkneten, daß sie nicht zu viel geknetet und dadurch zu schmierig, auch nicht zu wenig, und dadurch zu körnig werde; bei der Aufbewahrung in dem sogenannten Butterkeller, daß sie daselbst besonders kühl und vor der Sonne geschützt stehe; bei der Versendung, daß diese wo möglich früh am Morgen oder spät Abends geschehe und daß sie nicht zu lange verschoben werde. Auch hat die Butter jeder Jahreszeit besondere Eigenschaften und verlangt besondere Behandlungsweise, und in dieser Beziehung theilen sie hier die Butter in eine Menge Classen, von denen die hauptsächlichsten folgende sind: die Winterbutter, die Frischmilchbutter, die Maibutter, die Vorsommer- oder Junibutter, die Nachsommer- oder Stoppelbutter. Und von allen Arten ist diese letzte aus den Monaten September und Oktober die beste, dauerhafteste und zum Versenden am meisten geeignet.

Sogar das Wasser, mit dem die Gefäße und die Butter selbst gereinigt werden, ist von größtem Einfluß auf die Haltbarkeit und sonstigen Qualitäten dieses Handelsartikels, und man kann sich daher denken, wie viel ein guter Brunnen, eine vorzügliche Wasserquelle hier werth sein kann, und wie verschieden begabt demnach die Güter für die Erzeugung guter Butter sein mögen. Selbst die Größe der Meierei und die Zahl der Kühe haben dabei einen bedeutenden Einfluß, und im Ganzen kann man

annehmen, daß die Butter um so besser wird, je größer die Meierei ist, wofür man viele Gründe anführt. Die großen Güter haben daher auch alle ihr eignes Zeichen, das sie ihren Butterfässern einbrennen, damit ihre Freunde nah und fern ihre Waare daran erkennen mögen. Und es soll hier an der cimbrischen Küste manche Güter geben, deren Namen auf den englischen Buttermärkten sehr bekannt sind. Zuweilen drückt auch der kieler oder hamburger Kaufmann, um seiner Firma Kredit zu geben, noch sein Zeichen darneben, so wie die Buchhändler ihren Stempel noch auf die von ihnen verlegten Bücher unter den Namen des Schriftstellers setzen.

Jeder ist in sein Zeichen und seine Butter verliebt und würde bei Leibe nicht das Zeichen eines Andern wählen wollen, um nicht dem Kredit seiner Butter zu schaden. Natürlich mag auch jede Butter ihre eigenen Qualitäten und ihren besondern Kreis von Liebhabern und Abnehmern haben.

Einen Nebenzweig der Butterfabrikation bildet die Käsebereitung. Da indeß guter Käse und gute Butter aus sehr begreiflichen Gründen nicht aus derselben Fabrik hervorgehen können, so sind denn diese schleswig-holsteinschen Käse um so schlechter, je besser die Butter ist. Sie sind erstaunlich mager, dürre und geschmacklos. Für einen hanseatischen, dänischen oder norwegischen Matrosen sind sie aber immer noch zuweilen eine köstliche Speise.

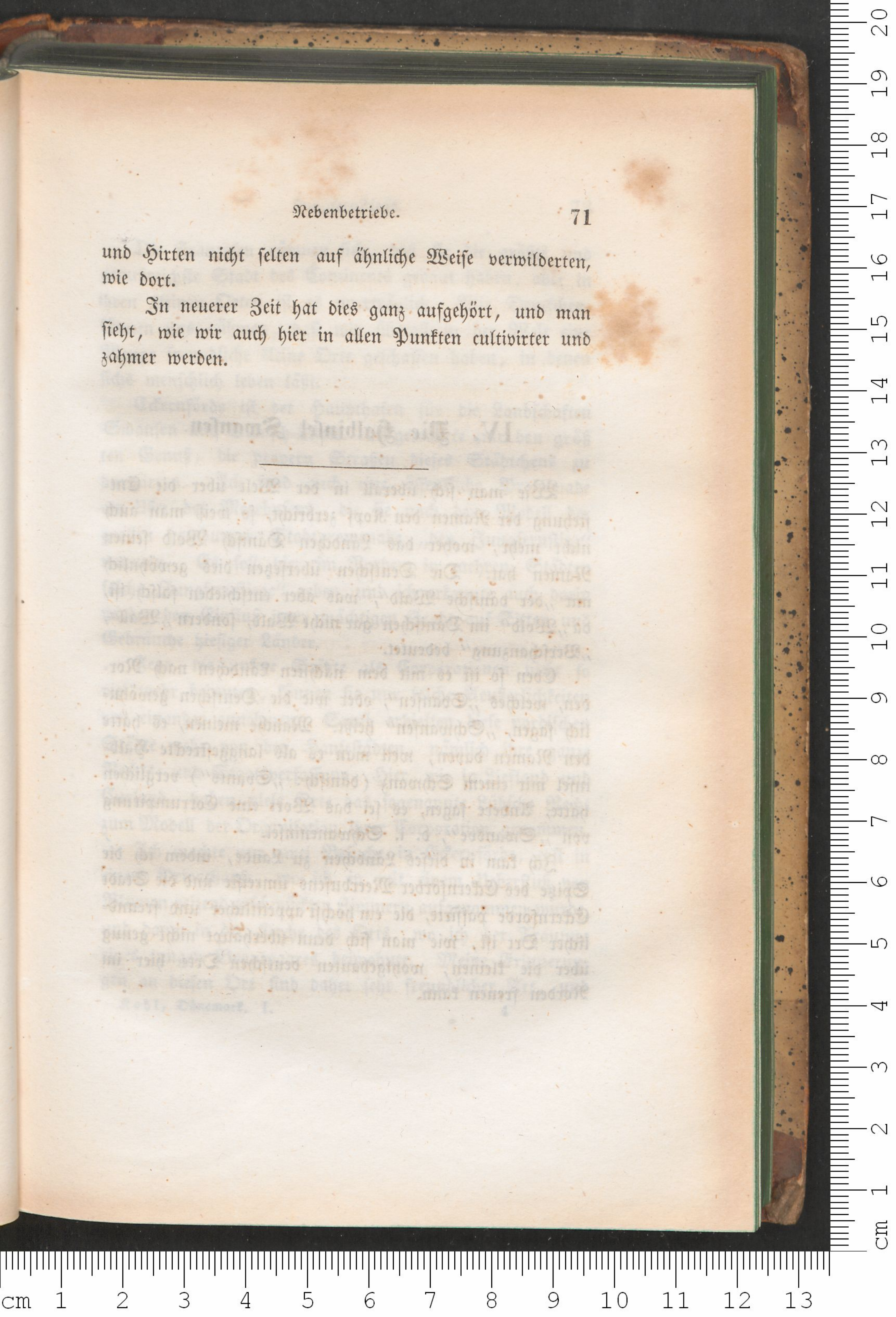
Man findet daher diese schleswig-holsteinschen Käse überall in Dänemark und Norwegen und Schweden besonders auf den Schiffen verbreitet, und es ist interessant

zu sehen, wie viel kritischen Scharfsinn jene Leute noch beim Einkaufen dieser schlechten Waare, die jeder an Chesterkäse Gewöhnte für aller Kritik unwürdig halten muß, aufwenden, um zu erkennen, ob sie alle diejenigen Eigenschaften besitze, die einen perfekten schleswig-holsteinschen Käse constituiren.

Mir fielen dabei die literarischen Kritiker ein, welche selbst an den vielen literarischen Alltagsplunder, den es in jeder Literatur gibt, noch so viel Scharfsinn und Kritik verwenden, und darunter noch so viel Brauchbares, Köstliches und Ausgezeichnetes zu entdecken wissen, gleich wie die Lumpensammler, die bei jedem nicht völlig verfaulten Flecken sich die Finger lecken und große Augen machen.

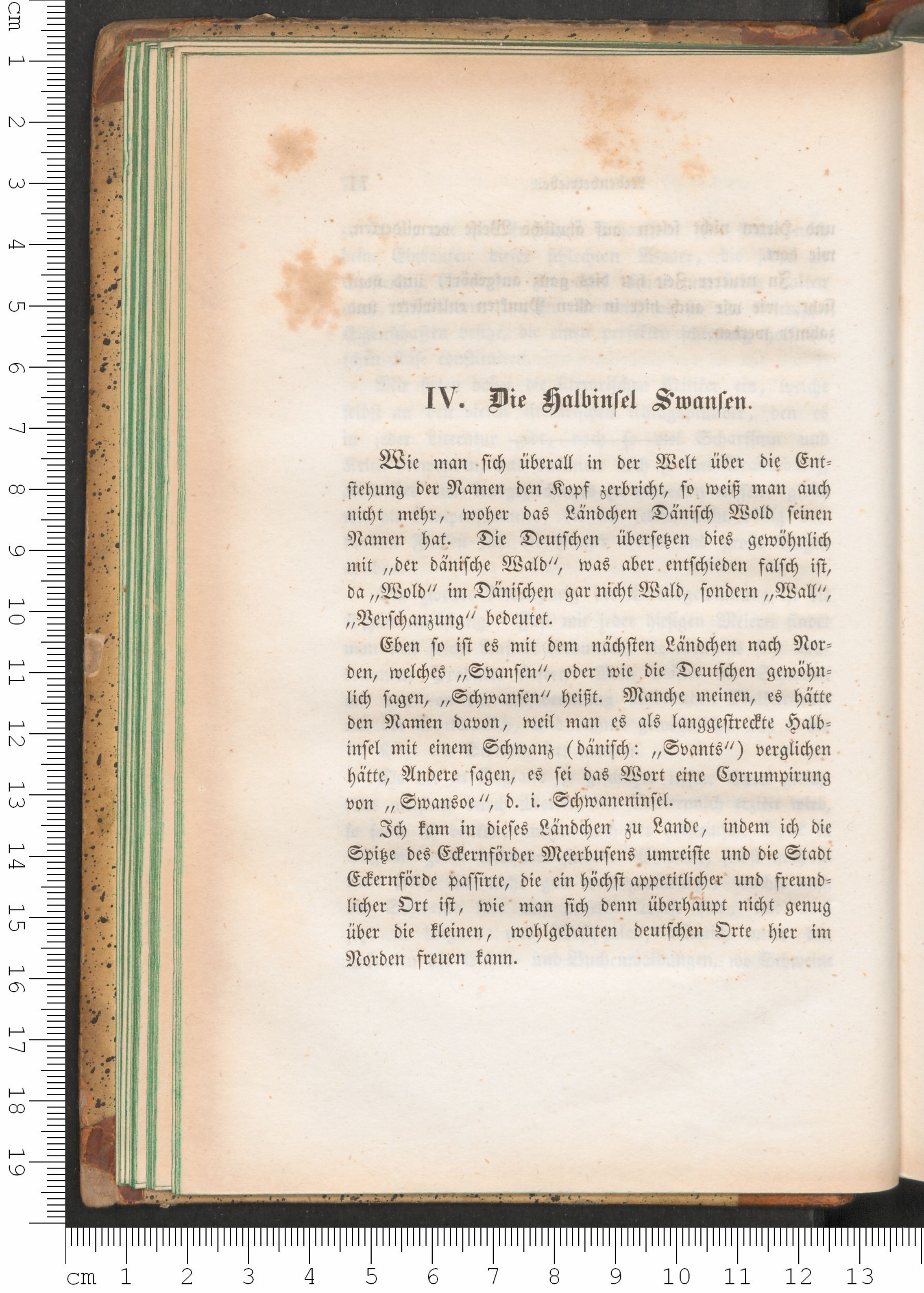
Ein zweiter Nebenzweig der Buttergewinnung ist die Schweinemästung. Fast mit jeder hiesigen Meierei findet man eine solche Anstalt verbunden, die ebenfalls sehr vollkommene Produkte liefert. Man mästet die Schweine mit den von der Käsebereitung abfallenden Molken und mit der Buttermilch, und rechnet gewöhnlich, daß 8 bis 10 Kühe ein Schwein fett machen.

Da der in England so geschätzte irische Speck gleichfalls meistens durch Molken und Buttermilch erzielt wird, so sollte ich denken, müßte auch der holsteinsche Speck in England große Liebhaber finden. Ehemals, selbst noch in einer Zeit, die nicht gar weit zurückliegt, machte man die Schweine hier auf dieselbe Weise fett, wie noch jetzt in Ungarn und Westphalen, nämlich unter den Bäumen der Eichen- und Buchenwaldungen, wo Schweine



und Hirten nicht selten auf ähnliche Weise verwilderten, wie dort.

In neuerer Zeit hat dies ganz aufgehört, und man sieht, wie wir auch hier in allen Punkten cultivirter und zahmer werden.



IV. Die Halbinsel Swansen.

Wie man sich überall in der Welt über die Entstehung der Namen den Kopf zerbricht, so weiß man auch nicht mehr, woher das Ländchen Dänisch Wold seinen Namen hat. Die Deutschen übersetzen dies gewöhnlich mit „der dänische Wald“, was aber entschieden falsch ist, da „Wold“ im Dänischen gar nicht Wald, sondern „Wall“, „Verschanzung“ bedeutet.

Eben so ist es mit dem nächsten Ländchen nach Norden, welches „Svansen“, oder wie die Deutschen gewöhnlich sagen, „Schwansen“ heißt. Manche meinen, es hätte den Namen davon, weil man es als langgestreckte Halbinsel mit einem Schwanz (dänisch: „Svants“) verglichen hätte, Andere sagen, es sei das Wort eine Corrumpirung von „Swansoe“, d. i. Schwaneninsel.

Ich kam in dieses Ländchen zu Lande, indem ich die Spitze des Eckernförder Meerbusens umreiste und die Stadt Eckernförde passirte, die ein höchst appetitlicher und freundlicher Ort ist, wie man sich denn überhaupt nicht genug über die kleinen, wohlgebauten deutschen Orte hier im Norden freuen kann.

Die Franzosen rühmen sich, daß sie die größte und genußreichste Stadt des Continents gebaut haben, aber in ihren kleinen Orten ist es unerträglich. Wir Deutschen können uns rühmen, daß wir überall in der Welt eine Menge freundliche kleine Orte geschaffen haben, in denen sichs menschlich leben läßt.

Eckernförde ist der Haupthafen für die Landschaften Swansen und Dänisch=Wold. Es gewährte mir den größten Genuß, die propern Straßen dieses Städtchens zu durchirren. Ich fand auch eine öffentliche Promenade am Ufer des Meerbusens, die sie nach dem Modell der großen hamburger Stadtpromenade „den Jungfernstieg" nannten. Es soll hier im Norden in mehren Städten solche „Jungfernstiege" geben, und ich erkannte auch darin wieder den Einfluß jener mächtigen Stadt auf Sitten und Gebräuche hiesiger Länder.

Jetzt, wo unsere Städte als Corporationen nicht so viel mehr bedeuten, können sie nur solche Aeußerlichkeiten von einander annehmen. Sonst erhielten diese nordischen Städte mehr von den Hansestädten, nämlich ihre ganze Rechts= und Staatsverfassung. Hier, wie in Liefland und Curland, haben viele Orte das sogenannte Lübsche Recht zum Modell der Organisation ihrer Corporation genommen.

Ich machte nur zwei Besuche in Eckernförde, erst in einem Privathause, wo ich in mit einem Ueberfluß von Blumen reizend geschmückten Zimmern aufgenommen wurde, und dann in der Kirche des Orts, wo ich der Trauung eines jungen Brautpaares beiwohnte. Meine Erinnerungen an diesen Ort sind daher sehr freundlicher Art, und

mit ihnen mich begnügend, fuhr ich noch spät Abends wieder aufs Land hinaus, nach Swansen hinein, wo mir uneigennützige Gastfreundschaft wieder eine Zuflucht bereit hielt. Die eigennützige bezahlte Gastfreundschaft ist annoch eine schwache Seite dieser schleswigschen Städte.

Die Wirthshäuser sind schlecht und die Betten meistens sehr wunderlich construirt. Man bemüht sich, die Matratze sowol zum Haupte als zu den Füßen mit vielen Kissen möglichst hoch zu machen. In der Mitte bleibt eine Vertiefung, die aussieht, als sollten da Hühner ihr Nest haben. Der Mensch kann nicht anders darin schlafen, als in einen Knäul wie eine Schlange zusammengewickelt. Die Betten in den verschiedenen deutschen Provinzen bringen den Reisenden auf die mannigfaltigste Weise zur Verzweiflung.

Das freundliche Landgut, in dem ich dieser Verzweiflung diesmal entging, hieß Ornum. Es war, wie ich am andern Morgen bemerkte, folgendermaßen gebaut:

Zwei lange Wirthschaftsgebäude gingen an der Seite eines eben so langen Gehöftes hin. Am Ende desselben quervor lag das Wohnhaus. Dies ist eine sehr einfache und verständige Zusammenstellung der Gutsgebäude, wie man sie hier und in Dänemark sehr häufig findet. Die Gebäude sind meistens einstöckig. Der Garten ging bis zum Ufer eines „Noors" oder Nebenarmes der Schlei hinab. Das Wasser darin war zwar eben so klar und bläulich wie das in der Ostsee, aber bei weitem weniger salzig, beinahe süß.

Es kommen in diesen Fjorden und ihren Nebenbassins, den „Nooren", alle Grade von Salzigkeiten des See-

wassers vor, in allen möglichen Abstufungen, vom salzigsten bis zu völlig süßem. Je kleiner ein solches Meertheilchen ist, und je tiefer es ins Land hinein geht, desto mehr süßes Wasser mischt sich dem Seewasser bei. Auch dringen in diese seichten Busen nur die obern Schichten des Seewassers, die weniger Salzgehalt haben als die untern.

Viele von diesen Nooren findet man an den Ufern schon mit Schilf und andern Süßwasser- oder Sumpfpflanzen vollgewachsen. Sie werden zuweilen mit dem Pflanzenwuchs ganz erfüllt. Die Pflanzen verfaulen und erhöhen den Boden. Das Meerwasser dringt zuletzt nicht mehr hinein und das Noor wird am Ende trocken gelegt und in eine Wiese verwandelt.

Ich sah auf meinen Reisen an diesen Küsten und auf den dänischen Inseln eine Menge solcher halb oder ganz ausgetrockneter sumpfiger Noore und Wiesen, die ehemals Noore waren. Ja hie und da kommt man auch dieser Austrocknung zu Hülfe, schneidet kleine Noore und Busen mit Dämmen von der Verbindung mit den Fjorden und dem Meere ab und verhindert so neuen Wasserzufluß. Auch hörte ich an der Küste von Angeln von den Unternehmungen eines Holländers, der einen ganzen kleinen Busen hatte abdämmen und auspumpen lassen. Auch in Dänemark hörte ich von mehren ähnlichen Unternehmungen, die mich sehr interessirten, als ein Pendant zu den großartigern Unternehmungen dieser Art auf der Westküste.

Man kann durchaus annehmen, daß alle kleinen Busen und Noore an der Küste Jütlands und den dänischen Inseln in einer allmäligen und stets fortschreitenden Ver-

schlammung und Auffüllung begriffen sind. Es wird hier also überall eben so gut, nur auf andere Art und nicht so viel Land gewonnen wie auf der Westküste. Es gibt hier keine regelmäßige Ebbe und Fluth, die man zum Anschlemmen benutzen könnte, und außerdem führt auch die Ostsee keine solchen fetten Schlammpartikelchen wie die Westsee mit sich. Es entstehen hier also keine Marschen, sondern nur sumpfige, dann feuchte, dann trockene Wiesen. Alles geht vom Lande, meistens vom Pflanzenwuchse, aus.

Auch selbst die größern Busen, die Fjorde, werden fast überall, freilich glücklicherweise sehr allmälig, etwas seichter. Die Regengüsse und die kleinen Bäche, die in sie ausmünden, führen immer etwas Erdreich und Schlamm in die Betten der Fjorde hinab; auch mag wol aus dem Wasser selbst Manches niederschlagen, was den Boden erhöhen hilft. Mehre jener länglichen Busen, sowol in Schleswig als auf Seeland und auf Fühnen, sind längst nicht mehr in dem Grade schiffbar wie früher.

Manche Geologen, welche an eine allgemeine Hebung des Bodens der cimbrischen Halbinsel*) glauben, erklären das Vertrocknen der Noore und das Seichterwerden der Fjorde aus diesem Phänomen, dessen Existenz sie noch aus andern Umständen erweisen.

Ich verweilte in Ornum in werther Gesellschaft einige Tage, und diese Zeit wurde zu einem Ausfluge durch das Ländchen Swansen in die Mündungsgegend der Schlei benutzt, wo mitten in der Schlei ein merkwürdiger kleiner

*) Sie soll sich auf der Ostküste heben und auf der Westküste sinken.

Schiff- und Handelsort, mit Namen Arnis liegt, von dem man mir viel Interessantes erzählt hatte und der mich in hohem Grade anzog.

Wir fuhren erst quer durchs Land durch verschiedene Dörfer, dann an dem Ufer der Schlei hin meerabwärts. Hier in Swansen ist noch überall ein echter sächsischer Volksstamm und es wird natürlich nur plattdeutsch geredet. Die Häuser sind noch alle nach uralter sächsischer Weise gebaut, wie man es in Holstein, im Hannöverschen und Bremischen sieht. Auch haben die Häuser fast durchweg noch keine Schornsteine. Das Feuer brennt auf dem Herde, der mit einer Art Nische versehen ist.

Der Rauch wird durch diese Nische etwas zusammengehalten, zieht unter der Decke der langen „Diele" (Hausraum) hin, räuchert unterwegs alle dort aufgehängten Schinken, Würste und Speckseiten, schwärzt die Balken und Wände und fließt dann ruhig unter dem Querbalken der großen Hausthüre ins Freie hinaus, indem er sich dort langsam in die Luft erhebt — das heißt bei gutem stillen Wetter. Aber wie mag es in der Atmosphäre dieser Häuser wol aussehen, wenn der Sturm zu allen Löchern hereinweht und den regelmäßigen Abfluß des Rauches verhindert?

Auf einer Reise, die ich einst durch Rußland machte, hatte ich mir alle Striche bemerkt, in denen die Häuser noch keine Schornsteine besaßen, weil ich glaubte, daß man so etwas nur noch in Rußland fände, und ich war daher sehr verwundert, so etwas auch noch im niedersächsischen Lande zu finden.

Rauch im Hause scheint eine so abscheuliche Ungehörigkeit und ein ableitender Schornstein scheint nicht nur eine so nützliche, sondern auch eine so einfache Erfindung, daß man nicht begreift, wie die Leute hier nicht längst von selbst darauf gekommen sind. Haben doch sogar die Kleinrussen und Kosacken durchweg in ihren Häusern Schornsteine.

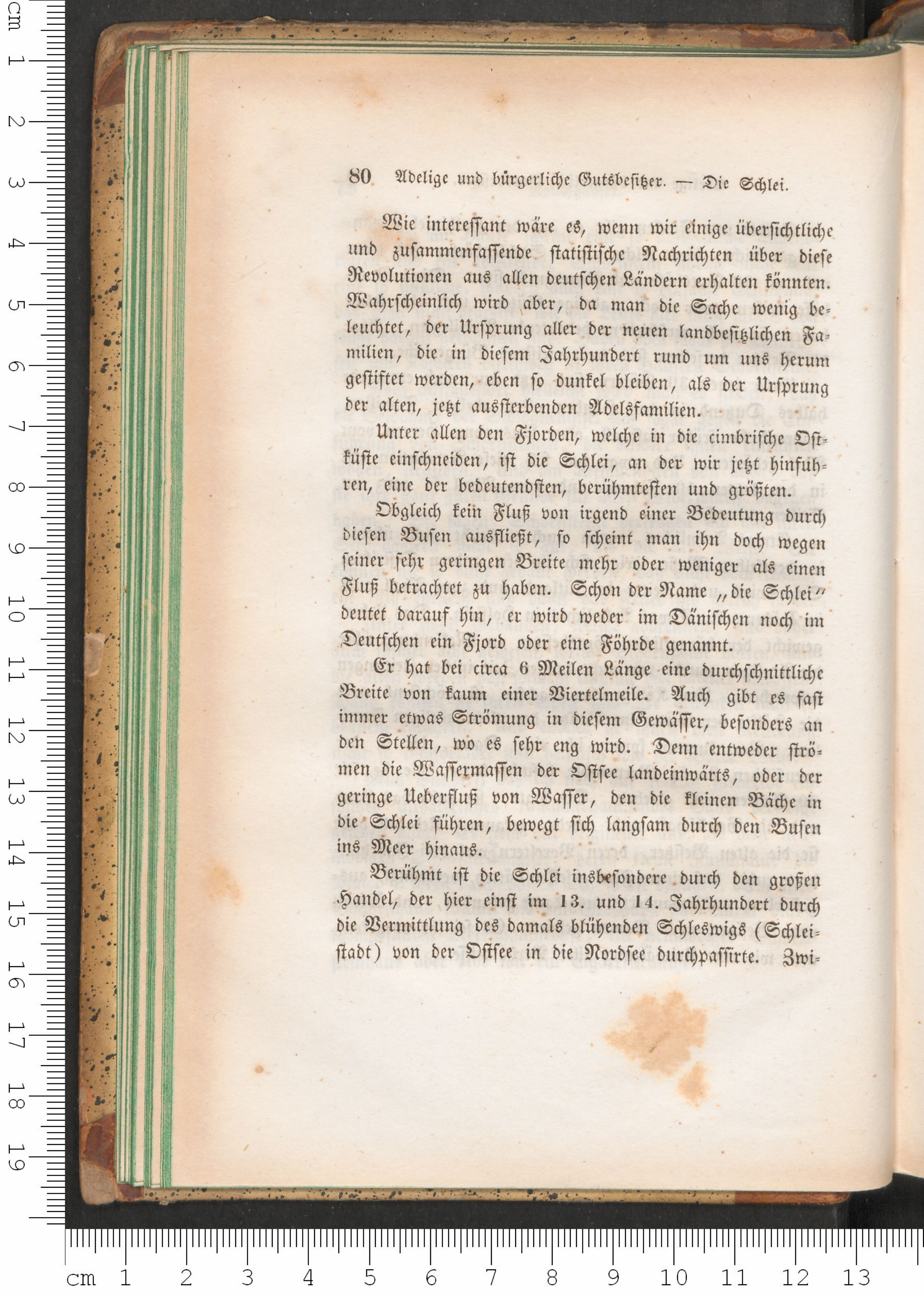
Noch auffallender vielleicht wird man es finden, daß die Bewohner der Schwaneninsel sich sogar gegen die Einführung von Schornsteinen, die Andere ihnen einrichten wollen, sträuben. Und am auffallendsten von allen, daß sie ihre ganz guten Gründe für ihren Widerwillen dagegen haben. Sie sagen, Schornsteine vertragen sich mit ihren Strohdächern nicht so gut, als die alte Weise. Sie können nie so dicht gebaut werden, daß nicht doch einmal ein Riß entsteht und dann das Feuer ins Stroh fährt. Unter zwölf Gebäuden, welche abbrennen, sind daher auch immer acht gewesen, welche Schornsteine hatten, und die alten werden von solchem Unglück viel seltener betroffen. Dann können sie ihren Speck und ihre Schinken nicht so bequem räuchern. Und endlich ist ihnen diese Neuerung nicht so comfortabel und heimisch wie der Väter Weise.

Mich wundert, daß ich noch auf keinem Gemälde ein solches altväterliches rauchaushauchendes Haus verewigt gesehen habe. Es sieht viel origineller aus, als diese neumodigen Schornsteinhäuser, deren kleine Rauchsäule die Maler in ihren Landschaften doch so oft benutzen. Ein altes Sachsenhaus raucht wie ein Großpapa aus einem dicken wohlgefüllten Meerschaumkopfe, ein neumodiges Schornsteinhaus aber blos wie ein Cigarrenraucher.

Städte und Flecken gibt es auf der Halbinsel Swansen gar nicht, blos solche uralte Sachsendörfer und dann nahe an 30 Gutshöfe und Rittergutsbesitzer. Diese Gutshöfe heißen zwar noch „adelige Güter" und als solche haben sie noch verschiedene bedeutende Privilegien. Aber die Besitzer derselben sind doch meistens Bürgerliche.

Unter jenen 30 Gütern sind jetzt nur noch etwa ein halbes Dutzend in den Händen alter adeliger Familien, während sie früher fast alle ohne Ausnahme Herren vom Adel gehörten. Und zwar hat sich diese Revolution erst in den letzten 50 Jahren und zum Theil so ganz im Stillen gemacht.

Etwas Aehnliches, wenn auch vielleicht nicht überall in demselben Maße, zeigt sich in den andern Distrikten Schleswigs und weiter in Jütland und zum Theil auch in Dänemark. Etwas Aehnliches in Holstein. Das Uebergewicht der bürgerlichen Gutsbesitzer in Meklenburg über die Adeligen wurde vor nicht langer Zeit in den Zeitungen besprochen. Im Königreiche Sachsen ist höchstens noch die Hälfte der Güter im Besitze der alten adeligen Familien. Vor kurzem sprach ich eine Dame, die in der preußischen Lausitz Verwandte besucht hatte, die sie seit 20 Jahren nicht gesehen. Sie sagte, sie habe das Land und die Gesellschaft nicht wieder gekannt. Ueberall habe sie die alten Besitzer, deren Voreltern wol drei Jahrhunderte ruhig auf einem Fleck gesessen hätten, verdrängt, ausgestorben, ausgewandert, ausgekauft gefunden, und überall neue Besitzer, neue Namen gehört. Es sei ihr vorgekommen wie eine Umwälzung aller Verhältnisse.



Wie interessant wäre es, wenn wir einige übersichtliche und zusammenfassende statistische Nachrichten über diese Revolutionen aus allen deutschen Ländern erhalten könnten. Wahrscheinlich wird aber, da man die Sache wenig beleuchtet, der Ursprung aller der neuen landbesitzlichen Familien, die in diesem Jahrhundert rund um uns herum gestiftet werden, eben so dunkel bleiben, als der Ursprung der alten, jetzt aussterbenden Adelsfamilien.

Unter allen den Fjorden, welche in die cimbrische Ostküste einschneiden, ist die Schlei, an der wir jetzt hinfuhren, eine der bedeutendsten, berühmtesten und größten.

Obgleich kein Fluß von irgend einer Bedeutung durch diesen Busen ausfließt, so scheint man ihn doch wegen seiner sehr geringen Breite mehr oder weniger als einen Fluß betrachtet zu haben. Schon der Name „die Schlei" deutet darauf hin, er wird weder im Dänischen noch im Deutschen ein Fjord oder eine Föhrde genannt.

Er hat bei circa 6 Meilen Länge eine durchschnittliche Breite von kaum einer Viertelmeile. Auch gibt es fast immer etwas Strömung in diesem Gewässer, besonders an den Stellen, wo es sehr eng wird. Denn entweder strömen die Wassermassen der Ostsee landeinwärts, oder der geringe Ueberfluß von Wasser, den die kleinen Bäche in die Schlei führen, bewegt sich langsam durch den Busen ins Meer hinaus.

Berühmt ist die Schlei insbesondere durch den großen Handel, der hier einst im 13. und 14. Jahrhundert durch die Vermittlung des damals blühenden Schleswigs (Schleistadt) von der Ostsee in die Nordsee durchpassirte. Zwi-

schen der innersten, nach Westen am weitesten vorragenden Spitze der Schlei bei Schleswig und der Treene, dem ehemals schiffbaren Nebenflusse der Eider, bleibt nämlich nur eine schmale Landenge. Die Waaren aus der Nordsee auf englischen und flamländischen Schiffen gingen nun die Eider und Treene hinauf bis nach Hollingstedt und wurden von hier über den kleinen Isthmus nach Schleswig zur Schlei und in die Ostsee geschafft. Schlei-Treene-Eider stellte also damals eine Handelsstraße dar, deren Leben später auf den holsteinschen Canal und jetzt nun auf die kiel-hamburger Eisenbahn übergegangen ist.

So wie die Treene, so wurde auch die Schlei theils durch natürliche, theils durch künstliche Einwirkungen allmälig völlig unbrauchbar für die Schiffahrt. In dem langwierigen Kriege des dänischen Königs Erich des Pommers wurde sogar der Eingang der Schlei vermittelst versenkter Schiffe und Steine völlig verstopft, und das Handelsleben zog sich allmälig aus diesen Gegenden weg.

Wie die Fischer, die Wassermüller und andere Leute, welche das Wasser auf andere Weise zu benutzen wünschten, sich denn häufig in der Welt als Feinde des Handels und der Schifffahrt erwiesen haben, so war es auch hier in der Schlei, wo des bedeutenden Häringfangs wegen das Wasser mit einer Menge von Fischzäunen angefüllt wurde.

Wenn man die alten Schriften über diese Gegenden nachliest, so findet man, daß die Besitzer der Schlei-Fischzäune immer in Streit waren mit den Schiffern und

schleswiger Kaufleuten. Es wurde bestimmt, so und so viel Ellen freies Fahrwasser solle zwischen dem äußersten Ende der in den Fluß hineingebauten Fischzäune bleiben. Diese Bestimmung wurde insgeheim oder öffentlich mit Gewalt überschritten. Eben so insgeheim oder mit Gewalt wurden zuweilen die eingerammten Pfähle der Fischzäune wieder ausgerissen oder abgesägt.

Ein Fischereiberechtigter sprach dem andern seine Berechtigungen, die Zäune so oder so zu legen, ab, prozessirte mit ihm oder zerstörte seine Anlagen. Inspectionen über Inspectionen wurden angeordnet, um dann und wann die Angelegenheiten und die Verhältnisse der Fischberechtigten unter sich und die der Fischberechtigten mit den beim Handel Betheiligten zu ordnen. Herzoge von Schleswig und Könige von Dänemark kamen zu Zeiten herangezogen, besichtigten die ganze Uferstrecke der Schlei und alle in ihr gemachten Werke und trafen Anordnungen, die nachher durch Privatwillkür oder anderweitige Anordnungen wieder umgestoßen wurden.

So ging es Jahrhunderte hindurch. Ja selbst jetzt noch wieder liegt eine Streitsache über die Behauptung oder Wegnahme gewisser Fischzäune, welche sich zwischen den Bewohnern des Fleckens Arnis und den Schleswigern entsponnen hat, der Obrigkeit zur Entscheidung vor.

Der Fisch, um den sich der Menschen Interessen hier in so hohem Grade drehten, ist der Häring, der auch in andern Weltgegenden so viel Rivalität, Streit und Krieg unter den Völkern verursacht hat. Es ist eine Branche der großen Armeen von Häringen, welche alljährlich, von

einem wunderbaren Naturdrange getrieben, aus den Tiefen des Meeres sich erheben und gegen die Küsten Norwegens und in die Fjorde dieses Landes vordringen, und von denen eine große Abtheilung in das Kattegatt geht und theils an den Küsten von Schweden das Leben einbüßt, theils durch die Belte zu den Fjorden von Jütland kommt, um in ihren stillen Gewässern zu laichen.

So wie die Schleihäringe selbst ein Theil jener großen Fischschaaren sind, so ist auch wol die Schleifischerei als ein Theil jener großen scandinavischen Häringsfischerei zu betrachten. Nach dem, was ich hier an der Schlei selbst sah und was ich von der norwegischen Fischerei las, fand ich wenigstens eine auffallende Uebereinstimmung sowol in der Behandlungsweise des ganzen Geschäfts, als auch in den einzelnen dabei vorkommenden technischen Ausdrücken und Namen.

Es werden überall in den dänischen Gewässern, im großen und kleinen Belt und auch in mehren jütländischen Fjorden Häringe gefangen. Allein die Schleifischerei und dann die im Limfjord sind so entschieden die bedeutendsten, daß die in den andern Fjorden kaum bekannt sind und kaum besprochen werden.

Es ist dies für die Wunderbarkeit des Naturtriebs der Häringe nicht wenig charakteristisch. Denn während die andern Fjorde zum Theil sehr weite, leicht zu findende Mündungen haben, hat dagegen die Schlei einen sehr versteckten, äußerst schmalen und nur wenige Hundert Ellen breiten Eingang.

Allein jene Fische müssen auf eine uns unbegreifliche

Weise eine Idee davon haben, daß eben daher die Schlei ihrer jungen Brut um so mehr Schutz gewähre, und es muß ohne Zweifel eine Tradition unter ihnen herrschen, es muß Wegweiser unter ihnen geben, durch deren Hülfe sie seit Jahrhunderten immer in großer Anzahl diese versteckte Mündung wiederfinden.

Ehemals wurden die Schleihäringe in die entferntesten Gegenden, selbst nach der Türkei verschifft; und noch jetzt kommen alle Jahre Fuhrleute aus dem Innern von Deutschland, aus Thüringen und Hessen, welche diese Waare von den Ufern der Schlei abholen.

Die Fische erscheinen in großen Haufen in den Monaten März und April, und der Fischfang dauert etwa vier Wochen hindurch. Bei ihrem Einfahren in die Mündung der Schlei ist das Merkwürdige, daß sie nicht mit Ostwind und Ostströmung hineindringen, sondern umgekehrt blos bei Westwind, wenn das Wasser aus der Mündung hinausgeht. Auch im Herbst kommt zwar noch ein Mal eine Partie von Häringen wieder, die von Dorschen und andern Raubfischen verfolgt werden. Doch ist diese Menge sehr unbedeutend.

Sie verbreiten sich in der ganzen Schlei und selbst in dem innersten Busen des Fjords; in der Stadt Schleswig leben noch 80 arme Fischerfamilien von dem Fange und Verkaufe dieser Thiere. Die Hauptfischer aber sind die Bewohner der kleinen Flecken Cappeln und Arnis und dann die Rittergutsbesitzer, die an der Schlei hin ihre Güter haben. Diese Herren nennt man die „Schleijunker", und ihre alten Dokumente, die

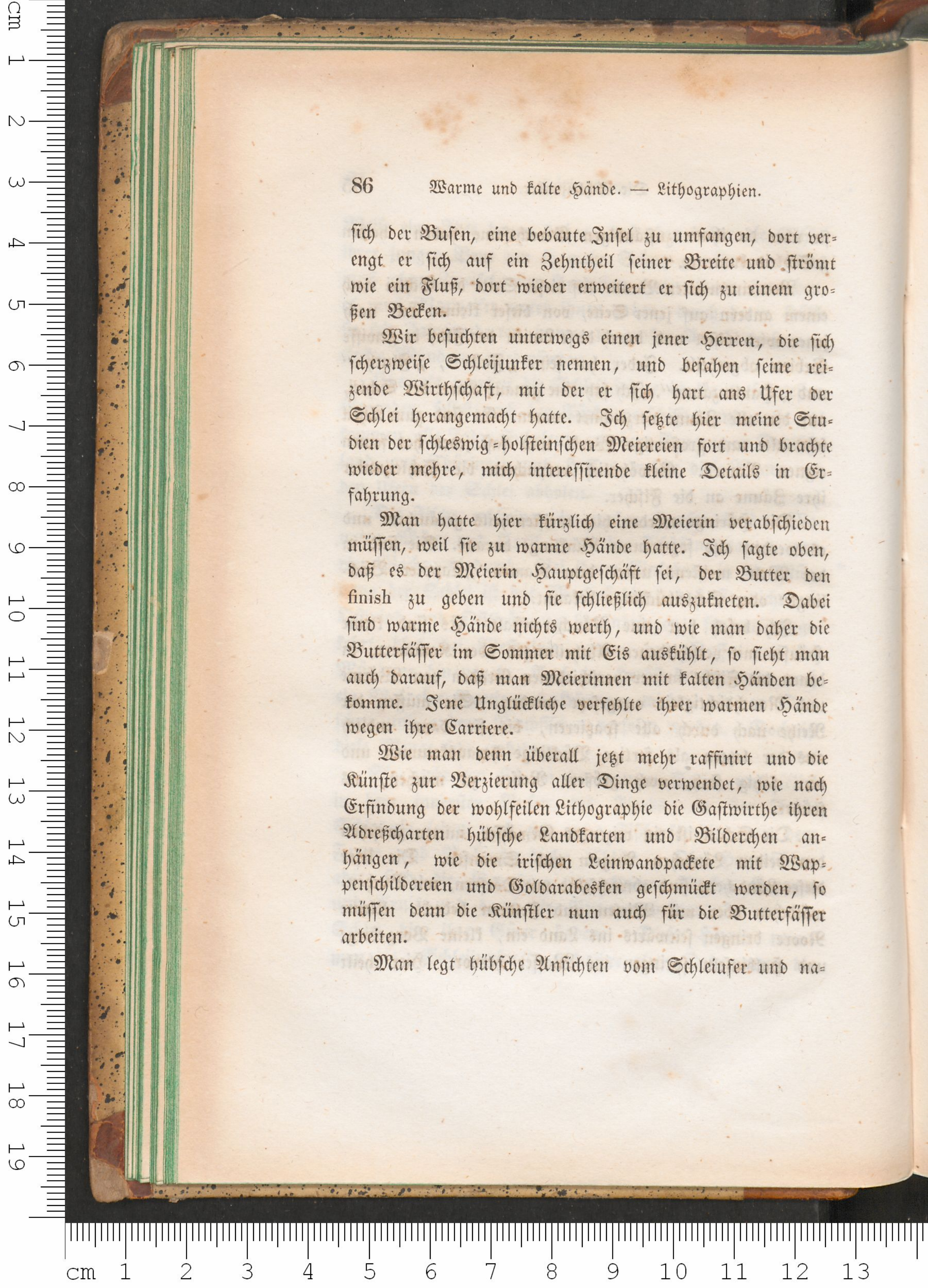
sie über die ihnen zuständigen Gerechtsame haben, heißen „Schleidokumente.“

Von einem alten Baum auf dieser Seite der Schlei nach einem andern auf jener Seite, von dieser kleinen Ecke nach jener wird visirt und durch diese Linien der Fluß in gewisse Gebiete abgetheilt. Jeder hat seine „Fall-“, „Fluth-“ und „Hamenzäune“. Ich sah eine genaue Karte der Schlei, auf der alle Zäune verzeichnet waren. Es sind zum Theil sehr alte und großartige Werke und fast jedes hat seinen eignen Namen. Gewöhnlich verpachten die Schleijunker ihre Zäune an die Fischer.

Die Häringe werden hier meistentheils geräuchert und es werden also sogenannte Bücklinge daraus. Sie sind in der Welt meistens unter dem Namen „Cappler Bücklinge“ oder Schleibücklinge bekannt.

Ich besah hier eine Räucheranstalt. Es sind kleine Häuser mit verschiedenen Abtheilungen oder Kammern, in denen die Fische immer verschiedenen Graden von Wärme und Rauchdichtigkeit ausgesetzt werden. Sie müssen der Reihe nach durch alle spatzieren, bis sie dann endlich aus der letzten als fertige Bücklinge herauskommen und nun fähig sind, noch größere Reisen zu machen, als früher.

Die Schlei ist ein reizendes Gewässer, mitten zwischen den beiden Ländchen Angeln und Swansen. Die Ufer dieses Ländchens sind abwechselnd mit Dörfern, mit Buchenwäldchen oder mit Wiesen und Feldern bedeckt. Kleine Noore dringen seitwärts ins Land ein, kleine Vorgebirge und Halbinseln springen ins Wasser hervor. Hier theilt



sich der Busen, eine bebaute Insel zu umfangen, dort verengt er sich auf ein Zehntheil seiner Breite und strömt wie ein Fluß, dort wieder erweitert er sich zu einem großen Becken.

Wir besuchten unterwegs einen jener Herren, die sich scherzweise Schleijunker nennen, und besahen seine reizende Wirthschaft, mit der er sich hart ans Ufer der Schlei herangemacht hatte. Ich setzte hier meine Studien der schleswig-holsteinschen Meiereien fort und brachte wieder mehre, mich interessirende kleine Details in Erfahrung.

Man hatte hier kürzlich eine Meierin verabschieden müssen, weil sie zu warme Hände hatte. Ich sagte oben, daß es der Meierin Hauptgeschäft sei, der Butter den finish zu geben und sie schließlich auszukneten. Dabei sind warme Hände nichts werth, und wie man daher die Butterfässer im Sommer mit Eis auskühlt, so sieht man auch darauf, daß man Meierinnen mit kalten Händen bekomme. Jene Unglückliche verfehlte ihrer warmen Hände wegen ihre Carriere.

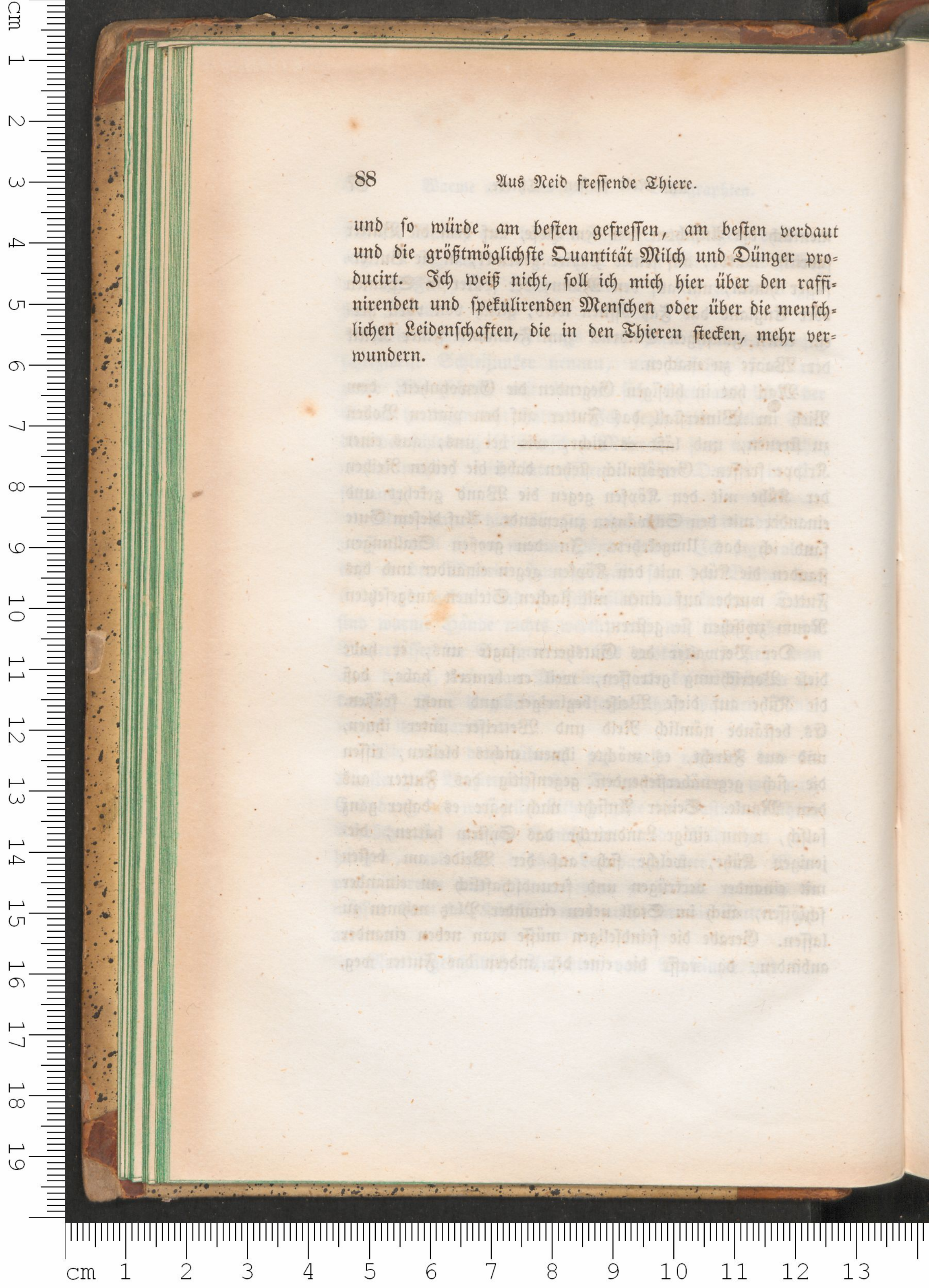
Wie man denn überall jetzt mehr raffinirt und die Künste zur Verzierung aller Dinge verwendet, wie nach Erfindung der wohlfeilen Lithographie die Gastwirthe ihren Adreßcharten hübsche Landkarten und Bilderchen anhängen, wie die irischen Leinwandpackete mit Wappenschildereien und Goldarabesken geschmückt werden, so müssen denn die Künstler nun auch für die Butterfässer arbeiten.

Man legt hübsche Ansichten vom Schleiufer und na-

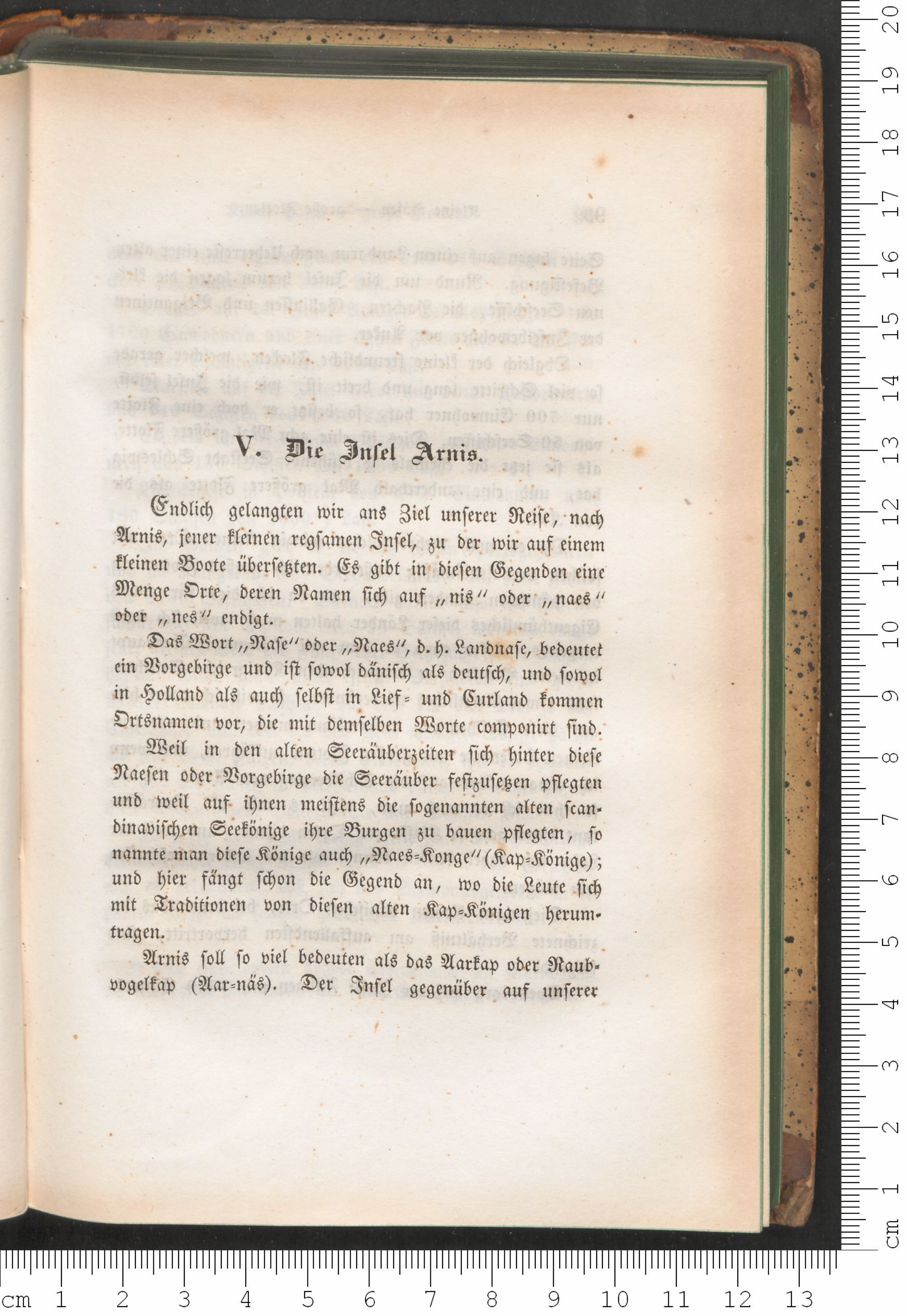
mentlich die Ansichten von dem Hofe, auf dem die Butter fabricirt wurde, auf feines Papier gedruckt, in die Butterfässer hinein, um auf den Mann, der später in Spanien oder England das Faß öffnen wird, gleich von vorn herein einen günstigen Eindruck zum Frommen seiner Kritik der Waare zu machen.

Man hat in hiesigen Gegenden die Gewohnheit, dem Vieh im Winterstall das Futter auf den platten Boden zu streuen, und läßt es nicht, wie bei uns, aus einer Krippe fressen. Gewöhnlich stehen dabei die beiden Reihen der Kühe mit den Köpfen gegen die Wand gekehrt und einander mit den Schwänzen zugewandt. Auf diesem Gute fand ich das Umgekehrte. In den großen Stallungen standen die Kühe mit den Köpfen gegen einander und das Futter wurde auf einen mit flachen Steinen ausgesetzten Raum zwischen sie gestreut.

Der Verwalter des Gutsherrn sagte uns, er habe diese Vorrichtung getroffen, weil er bemerkt habe, daß die Kühe auf diese Weise begieriger und mehr fräßen. Es bestände nämlich Neid und Wetteifer unter ihnen, und aus Furcht, es möchte ihnen nichts bleiben, rissen die sich gegenüberstehenden gegenseitig das Futter aus dem Maule. Seiner Ansicht nach wäre es daher ganz falsch, wenn einige Landwirthe das System hätten, diejenigen Kühe, welche sich auf der Weide am besten mit einander vertrügen und freundschaftlich an einander schlössen, auch im Stall neben einander Platz nehmen zu lassen. Gerade die feindseligen müsse man neben einander anbinden, da raffe die eine der andern das Futter weg,



und so würde am besten gefressen, am besten verdaut und die größtmöglichste Quantität Milch und Dünger producirt. Ich weiß nicht, soll ich mich hier über den raffinirenden und spekulirenden Menschen oder über die menschlichen Leidenschaften, die in den Thieren stecken, mehr verwundern.



V. Die Insel Arnis.

Endlich gelangten wir ans Ziel unserer Reise, nach Arnis, jener kleinen regsamen Insel, zu der wir auf einem kleinen Boote übersetzten. Es gibt in diesen Gegenden eine Menge Orte, deren Namen sich auf „nis" oder „naes" oder „nes" endigt.

Das Wort „Nase" oder „Naes", d. h. Landnase, bedeutet ein Vorgebirge und ist sowol dänisch als deutsch, und sowol in Holland als auch selbst in Lief- und Curland kommen Ortsnamen vor, die mit demselben Worte componirt sind.

Weil in den alten Seeräuberzeiten sich hinter diese Naesen oder Vorgebirge die Seeräuber festzusetzen pflegten und weil auf ihnen meistens die sogenannten alten scandinavischen Seekönige ihre Burgen zu bauen pflegten, so nannte man diese Könige auch „Naes-Konge" (Kap-Könige); und hier fängt schon die Gegend an, wo die Leute sich mit Traditionen von diesen alten Kap-Königen herumtragen.

Arnis soll so viel bedeuten als das Aarkap oder Raubvogelkap (Aar-näs). Der Insel gegenüber auf unserer

Seite lagen auf einem Landarm noch Ueberreste einer alten Befestigung. Rund um die Insel herum lagen die kleinen Seeschiffe, die Yachten, Galliassen und Brigantinen der Inselbewohner vor Anker.

Obgleich der kleine freundliche Flecken, welcher gerade so viel Schritte lang und breit ist, wie die Insel selbst, nur 700 Einwohner hat, so besitzt er doch eine Flotte von 50 Seeschiffen. Dies ist eine acht Mal größere Flotte, als sie jetzt die ehemals so blühende Seestadt Schleswig hat, und eine anderthalb Mal größere Flotte als die von Kiel.

Da es noch mehre solcher winzig kleinen Orte mit solchen verhältnißmäßig außerordentlich großen Flotten in den dänischen Landen gibt, und da ich dies für etwas Eigenthümliches dieser Länder halten muß, weil sich sonst nirgends, außer etwa in dem mit Dänemark überhaupt in vielen Punkten zu vergleichenden Königreiche Griechenland etwas Aehnliches wiederfindet, so will ich daher hier auf diese Erscheinung aufmerksam machen und alle jene kleinen Hafenorte mit großen Flotten aufführen, und wenn ich etwas näher auf die Schilderung von Arnis eingehe, so thue ich es auch nur, weil es mir als Repräsentant einer ganzen Klasse von Orten diente, und weil der Leser sich dabei denken kann, wie die andern beschaffen sein mögen.

Diejenigen kleinen dänischen Orte, bei denen das bezeichnete Verhältniß am auffallendsten hervortritt, sind folgende:

Svendborg auf der Insel Fühnen mit 3600 Einwoh-

nern und einer eignen Flotte von circa 140 Schiffen mit einer Trächtigkeit von 3000 Last.

Dragoe auf der Insel Amager bei Kopenhagen mit 1700 Einwohnern und einer eignen Flotte von 73 Schiffen mit einer Trächtigkeit von 1200 Last.

Marstall auf der Insel Aeroe mit 2000 Einwohnern und 140 Schiffen von 1630 Last.

Cappeln im Herzogthum Schleswig mit 2000 Einwohnern und 150 Schiffen von 1200 Last.

Blankenese in Holstein von 3000 Einwohnern und 180 Schiffen von 3000*) Last.

Im Ganzen gibt es in den beiden Herzogthümern und im Königreiche 107 Seehandelsstädte mit einer Flotte von 3760 Seeschiffen. Darnach kämen also im Durchschnitt auf jede Seestadt circa 35 Schiffe, während einige jener kleinen Orte das Fünf- oder Sechsfache dieser Anzahl haben. Man kann unter jenen Seestädten eine große Menge namhaft machen, die drei bis vier Mal so viel Einwohner und drei bis vier Mal weniger Schiffe haben als jene kleine Flecken, deren Einwohner, wie die Hydrioten und Spezzioten in Griechenland durchweg wahre passionirte Seemenschen, Handelsleute und Schiffer sind.

Es wäre wol nicht wenig interessant, die Hauptzüge der Geschichte dieser kleinen Orte zu kennen und zu sehen, wie es gekommen, daß sich das Seemannsgewerbe in so hohem Maße an solchen Pünktchen concentrirt habe.

*) Nach einer andern Angabe wahrscheinlich mit Einrechnung der Fluß-Ever 307 Schiffe mit 7000 Commerzlast Trächtigkeit.

Vielleicht ist die Geschichte mehrer dieser kleinen Orte der der Arniser ähnlich, die aus ihrer Vaterstadt vertriebene Colonisten waren, denen die kleine, enge, wüste und waldige Insel Arnis abgetreten wurde und die hier natürlich nur durch außerordentliche Anstrengung eine Existenz gewinnen konnten. Die alten gestrengen Herren von Rumohr, heißt es, denen der Flecken Cappeln gehörte, wollten die Einwohner desselben ihrer Privilegien berauben und sie ihren Leibeignen gleichstellen, indem sie von ihnen verlangten, daß sie den Homagialeid auf ihrem Schlosse Roest leisteten.

„Ihr sollt schwören, daß ihr mir, Detlef Rumohr, Euerm Erbherrn zu Roest, wollet treue, hold und gehorsamb sein, meinen Schaden zu verhüten, bei Tag und Nacht, mein Bestes zu suchen zu Wasser und zu Lande und meine Gebothe und Verbothe zu halten und in allen Dingen als getreue Unterthanen mir gehorsamb sein, so wahr Euch Gott helff und sein heiliges Evangelium rc.," so lautete der Eid, den der Ritter Detlef von Rumohr im Jahre 1666 von ihnen verlangte.

Da die Bürger, auf ihre Privilegien bauend, sich nicht dazu verstehen wollten, so wurden sie von den Rumohren in dem Verließ auf ihrem Schlosse Roest ins Gefängniß geworfen und sonst vielfach bedrängt. Dies veranlaßte endlich eine Partie von ihnen, auszuziehen und sich vom Herzog von Schleswig das kleine „Raubvogelkap" zu erbitten, wo sie gerade so viel Raum bekamen, als nöthig war, für jede Familie ein Dach zu errichten und einen Pflock daneben, um ihre Schiffe anzu-

binden. Ich habe selten eine eigenthümlichere Niederlassung gesehen.

Der Ort hat eine einzige Straße, die auf dem länglichen Rücken der Insel hinläuft. Zu beiden Seiten liegen die Häuser, deren jedes einen kleinen Garten und ein Gehöft hinter sich hat. Die Höfe der einen Reihe stoßen im Süden, die der andern im Norden ans Wasser. Da bleibt kein Platz auch nur für ein einziges Ackerfeld. Bloß auf der einen Spitze bleibt ein kleiner Wiesenfleck, auf dem eine Windmühle steht, und auf der andern Seite ein eben solcher kleiner Wiesenfleck, auf dem die Leutchen ihren reizenden Kirchhof haben.

Von beiden Punkten sind die Aussichten auf die Schlei nach Angeln und Swansen ganz reizend. Leider benagt aber sogar das Meer selbst noch dies enge Terrain und bricht davon bei Sturmfluthen vorn ab. Das ganze Aeußere des Orts und seiner Häuser hat etwas sehr Holländisches, wie wir sagen würden. Doch ist dieses sogenannte Holländische wol etwas allen Schifferorten Gemeinsames. Die Häuser sind so ordentlich, so proper, freundlich angemalt, mit hellen Fenstern, und obgleich alle nach einem Modell gebaut sind, so verrathen doch einige von ihnen den entschiedenen Wohlstand ihrer Besitzer.

Eine doppelte Reihe von Bäumen zieht sich mitten durch den Ort. Die Wirthschaft aber, die sich in dem Hintertheile dieser Gebäude dem Beschauer aufthut, ist wirklich ganz merkwürdig.

Da die Leutchen meistens Kaufleute, Rheder, Schiffsbauer und Schiffsführer, alles zu gleicher Zeit sind, so sieht

man zuerst ein kleines Waarenmagazin, dann kommt ein kleiner Gemüsegarten, darnach ein Holzhof und ein kleiner Werft zum Bauen und Repariren der Schiffe, und gleich dahinter liegt das Schiff selbst vor Anker. Was für ein Vortheil für die großen Kaufleute von Hamburg und London wäre es, wenn sie Alles so bei der Hand haben könnten!

Das Magazin besteht aus einer Menge kleiner Räume, die mit Waaren des Landes gefüllt sind, und ich fand bei einem dieser arniser Schiffer-Kaufleute z. B. ein kleines Kellerloch voll mit Butterfässern und Käse, einen kleinen taubenschlagartigen Boden voll mit Bücklingen, mit Getreide, mit den getrockneten Würsten aus der Umgegend, einen andern solchen Taubenschlag voll mit Speckseiten und Wollenballen, und auch in dem Hofraum waren die Winkel noch mit unterschiedlichen Waaren gefüllt, wo etwas Raum übrig war.

Die Leute kaufen diese Sachen auf eigne Hand aus der Umgegend zusammen und erscheinen damit in dem Kanal bei der Christiansburg in Kopenhagen, wo immer eine Menge von Arnisern und Capplern mit Victualien aus den Herzogthümern erscheinen. Man findet sie da regelmäßig in einer Reihe aufgefahren, und die hölzernen Tafeln, welche sie vorn auf der Spitze des Schiffs aufstellen, verkünden den Vorübergehenden ihre Firma und ihren Geburtsort. Die Leute fallen in Kopenhagen durch ihr kräftiges und munteres Wesen auf und reden jeden Deutschen plattdeutsch an. Auch im Hafen von Helsingör gibt es beständig eine Reihe solcher mit Victualien handelnder Schleswig-Holsteiner.

Auch nach norwegischen Häfen segeln sie mit ihren speisbaren Artikeln und bringen in jene entfernte Länder auch sonst noch manches Gute, z. B. Gravensteiner Aepfel. In der berühmten Belagerung von Kopenhagen, in welcher die Stadt und das Reich dem Untergange nahe waren, waren es auch solche Schiffer wie die arniser und cappler, welche sich durch die schwedische Flotte durchschlichen und den Bürgern Brod, Butter, Würste, Speck und gute Nachrichten von der Bewegung der zum Entsatz heransegelnden holländischen Flotte brachten.

Uebrigens dienen die Arniser mit ihren Schiffen auch den Spekulationen anderer Kaufleute und machen weite Reisen nach England, Holland, Schweden, Rußland. Ein solcher Schiffer bricht dann eines guten Tages aus seinem Hause auf, marschirt mit seinem Sohn, der sein Steuermann ist, und mit seinen Nachbarssöhnen, die seine Matrosen sind, über seinen Hof, schüttelt seiner Frau, welche auf dem Grasfleckchen die Leinwand bleicht, die Hand, steigt hinter seinem Hofe auf seine Yacht und stößt vom Näs ab, um sich ein ganzes Jahr lang auf aller Herren Meeren herumzutreiben und darnach mit einem wohlgefüllten Beutel in den Schooß seiner Familie zurückzukehren.

Mich däucht, nach dem Modelle dieser Zustände kann man sich ein ziemlich deutliches Bild von den Zuständen, dem Leben und Treiben der alten Näs-Konge und ihrer Gesellen machen. Nur daß bei ihnen Alles Gewalt und Raub und Unrecht war, während bei den guten Arnisern alles Ehrlichkeit und Friede und gute Sitte ist.

Aber jene Näskonge-Leute saßen auch so auf einem

Haufen auf einem Vorgebirge zusammengedrängt, hatten auch keinen Ackerbau hinter ihren Häusern, holten und erwarteten auch Alles von der See, hatten auch so alle Winkel mit Waaren vollgestopft, aber mit geraubten — hatten auch so ihre Schiffswerfte und ihr Schiff hinter ihren Zwiebelgärten liegen, und stachen so aus ihren Schlafkammern in die See, um sich als Wikinger an aller Herren Küsten herumzutreiben.

Wir finden in der Gegenwart noch überall Zustände genug, um uns die Zustände einer längst entschwundenen Vergangenheit deutlich zu machen. Wir müssen nur von den verschiedenen Vermummungen, in denen diese Zustände zu verschiedenen Zeiten auftraten, abstrahiren.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß jetzt gerade so viele von den arniser Schiffen zu Hause waren. Allein wir ruderten mitten durch wenigstens 40 Yachten hindurch. Sie waren alle nach einem Muster gebaut und hatten ungefähr eine so alterthümliche Gestalt wie die alten Schiffe, die man wol auf Münzen oder alten schlechten Kupferstichen sieht, sehr geschweift, vorn hoch, hinten hoch, und was mir sehr auffiel, der Mast, statt wie bei unsern Schiffen nach hinten, vielmehr nach vorn etwas übergebogen. Es mag eine sehr alte dänische Schiffsform sein. Auf der Westküste der cimbrischen Halbinsel sah ich keine ähnliche, wol aber später auf den dänischen Inseln.

Auswärts waren sie alle auf dieselbe Weise uniformirt, mit ganz gleichen Farbenstreifen, die ganz auf dieselbe Weise abwechselten. So mögen auch ungefähr die Schiffe ausgesehen haben, von welchen die dänschien Könige ehemals,

wenn sie gegen Rußland oder gegen Norwegen segelten, Hunderte, ja Tausende zusammenbrachten.

Die Arniser bilden eine eigenthümliche kleine Menschenrace. Denn man sagte mir an Ort und Stelle, die 700 Insulaner verheiratheten sich bloß untereinander, wären alle untereinander verwandt und stammten auch alle noch in direkter Linie von den ersten Ansiedlern ab.

Wie ganz sie dem Meere ergeben sind, zeigt der Umstand, daß dieser Ort, einer von seinem trefflichen Küster geschriebenen Chronik zufolge, Zeit seines Bestandes erst einen einzigen studirten Mann, einen Candidaten der Theologie hervorgebracht hat, der aber vor Beendigung seiner Studien starb.

Sie haben auch nur zwei Gesellschaften und Verbrüderungen unter sich, eine Schiffergesellschaft und eine Matrosengesellschaft, deren Mitglieder dazu verpflichtet sind, sich gegenseitig in Noth und Unglück beizustehen und bei Todesfällen sich einander die letzte Ehre zu erweisen.

Bis vor kurzem, sagten sie mir, wäre ihr Credit noch so groß gewesen, daß man sie überall, mit Waaren versehen, hätte fahren lassen, bis es ihnen ein Mal gelegen gewesen wäre zu bezahlen. Dies habe nun in neuerer Zeit, wo persönliches Zutrauen nirgends mehr so viel vermöge, zu ihrer großen Betrübniß aufgehört.

Wie gesagt, ich gebe diese wenigen Notizen über die Arniser nicht bloß ihrer selbst wegen, sondern ich betrachte sie als einen kleinen Beitrag zu der Schilderung dänischer und nordalbingischer Zustände.

Als wir spät Abends wieder nach Ornum zu Hause

kamen, hatte mir mein edler Wirth eine kleine Ueberraschung bereitet. Er hatte nämlich ein paar Leute von einer Nation kommen lassen, für die ich auf einer Reise in Südrußland und der Krim so viel Geschmack gewonnen hatte, und die ich später auf andern Reisen in Ungarn, in verschiedenen andern östreichischen Provinzen, in England, in Schottland, in Cur- und Liefland ebenfalls sah, und von denen ich wenigstens einige Exemplare auch aus der cimbrischen Halbinsel zu sehen wünschte, ein paar Zigeuner nämlich.

Diese Menschen werden bei uns in Deutschland jetzt immer seltener und haben sich in der neuesten Zeit überall fast völlig verloren. Noch vor 30 Jahren gab es deren fast überall bei uns, und man zeigte mir in unserm Vaterlande hier eine alte Eiche, unter der zu campiren den noch im Anfange dieses Jahrhunderts regelmäßig erscheinenden Zigeunern erlaubt wurde, dort einen Pfahl (Tartaren-Pfahl), bis zu welchem man ihnen auf dem Gebiete eines Territoriums vorzuschreiten gestattete, dort wieder einen kleinen See, an welchem die Zigeuner lagern durften.

Es ist das verhältnißmäßig sehr schnelle Verschwinden dieser europäischen wilden Nomaden, die man 400 Jahre hindurch nicht zähmen konnte, ein Phänomen, dem man, wie mir es scheint, noch nicht Aufmerksamkeit genug gewidmet hat. Es ist ein Zeichen der Zeit und zeugt vielleicht, wie vieles Andere, für die ausgezeichnete Entwickelungsstufe unserer Polizei.

Die braunen Gesichter, das dunkle Rabenhaar, die feurigen Augen, die elfenbeinernen Zähne, die wilden Sitten

dieser Leute sind für einen Deutschen also eine wahre Rarität geworden. Ich habe leider kein eigenes Büchelchen über den jetzigen Zustand der Zigeuner auf den dänischen Inseln, auf der cimbrischen Halbinsel und namentlich in Jütland finden können. Ja in den dänischen Statistiken werden sie gar nicht einmal als ein Theil der Landesbevölkerung erwähnt. Und doch überzeugte ich mich nun mit eignen Augen, daß es hier noch solche interessante Leute gibt.

In Jütland sollen sie noch etwas häufiger sein. In Seeland bezeichnete man mir später ein Dorf, das sie früher bewohnt hätten, und dessen Einwohner sich noch jetzt, wenigstens durch ihren schlechten Charakter und liederliches Leben auszeichneten. Bei meiner Ueberfahrt nach Fühnen wäre ich bald mit einer ganzen Gesellschaft Zigeuner zusammengetroffen. Denn man sagte mir, daß kurz vor mir ein ganzes Dutzend Zigeuner von einer andern dänischen Insel desselbigen Weges gekommen sei. Ich führe dies an, weil ich in den dänischen Statistiken nicht die geringste Nachricht von der Anzahl der Zigeuner finde. Man sagte mir, sie wären hier zu Lande fast durch die Bank Scheeren- und Messerschleifer und Kesselflicker, wie in Südrußland, wie in England und Deutschland, wie auch in Ostindien*). Ihre Gewerbe gleichen sich in den entferntesten Landen, als hätten sie darauf einen Bund gemacht, keine andern als diese zu betreiben.

Einige vermiethen sich auch wol als Knechte oder

*) Nach Herrn von Orlich's Reise in Indien.

Mägde bei den Bauern, aber gewöhnlich nur für die Winterzeit, wo es draußen im Freien zu rauh ist. Kehrt der Frühling wieder, so erwacht auch der dieser Race inwohnende, unvertilgbare Wandertrieb. Selbst wenn sie sich unvorsichtiger Weise auf längere Zeit verdungen hätten, suchen sie sich im Frühlinge doch loszumachen, kommen und bitten, man möchte sie fortlassen oder laufen weg. Man citirte mir dafür mehre Beispiele als Belege. Uebrigens sind ihre Verhältnisse hier der Art, daß durch sie ihr Wandertrieb noch mehr befördert wird.

Es gilt hier zu Lande nämlich das Gesetz, daß eines Zigeuners und überhaupt eines Heimathlosen Heimath da sei, wo er geboren ist. Da es nun dem Gutsherrn oder dem Dorfe durchaus nicht erwünscht ist, einen Zigeuner als Mitglied des Gemeinwesens zu haben, weil ein solches Mitglied immer zehn Mal mehr Noth macht als ein anderes, sich nicht redlich nährt, stets um Almosen bittet, Zank und Streit verursacht, stiehlt, vagabondirt, da es hin- und hertransportirt, ins Gefängniß gesetzt werden, daraus unverbessert entlassen werden muß, da man tausend Scherereien und Schreibereien deswegen hat, so sucht man es natürlich auf alle mögliche Weise zu verhindern, daß ein solcher Anwuchs sich nicht an das Gut festsetze, gestattet ihnen nur möglichst kurzen Aufenthalt, schickt besonders die schwangern Weiber fort, der Nachbar weist sie dem Nachbar zu, bis das schon im Mutterleibe gejagte und geängstigte Zigeunerkind dann doch unter irgend einer Buche oder auf irgend einer wilden Haide zur Welt kommt und so irgendwo zufällig seine Heimath findet.

Die beiden jütischen Zigeuner, welche man mir zum Beschauen und zum Examiniren vorstellte — es war eine Frau und ein junger Mann, welcher letztere sich für den kommenden Herbst und Winter bei einem Bauer als Viehknecht engagirt hatte — zeigten in ihrem Aeußern den asiatischen Typus in weit höherm Grade, als die Leute, welche man in England für Zigeuner ausgibt.

Sie hatten schon lange auf unsere Rückkehr gewartet und kauerten in verschiedenen Winkeln eines der untern Zimmer des Hauses, still in sich versunken, wahrscheinlich in Gedanken darüber verloren, was diese Citation zum Gutsherrn zu bedeuten haben möchte. Als man ihnen sagte: „dies ist der Herr, der euch zu sprechen wünscht!" erhoben sie sich ein wenig und sahen mich mit sauertöpfischen Mienen an.

Ich bot ihnen einen guten Abend und sprach zu ihnen ungefähr so: „Ich wollte euch nur gern einmal sehen und sprechen, weil ich in mehren andern Ländern auch viele von eurer Nation und von euren Stammesbrüdern gesehen habe". Ich glaubte, dies sollte gut auf sie wirken, sie sollten dabei die Ohren spitzen und sich nach ihren Brüdern erkundigen. Aber nichts weniger als dies erfolgte. Sie blickten sich einander an. Ihre Miene wurde noch saurer und sie blieben stumm.

„Seht ihr, guten Leute", sagte ich, indem ich etwas näher trat; „ich will nichts von euch. Ich frage blos aus Interesse für euer Volk. Ich möchte nur solche Dinge gern wissen, wie z. B. welche Sprache ihr untereinander redet, zu welcher Religion ihr euch bekennt, wie ihr euch

und eure Leute selbst nennt, und was ihr für Gewerbe hier zu Lande am liebsten betreibt und dergleichen, und dies möchte ich gern von euch selbst hören. Sagt mir, ich bitte, zuerst, welche Sprache sprecht ihr untereinander?"

Hier fingen sie nun an zu murmeln, hoben sich auf und machten allerlei Bewegungen, der Mann steckte die Hände in die Hosentaschen, das Weib schüttelte den Kopf: „Was? Was? — Was für eine Sprache wir sprechen? Wir sprechen gar keine Sprache!" platzten sie dann beide beinahe gleichzeitig los. „O ja! sagte ich, seht, ich meine, ob ihr dänisch oder hochdeutsch oder plattdeutsch mit einander redet, und ob ihr nicht, wenn ihr unter euch allein seid, wieder eine andere Sprache redet? Ich weiß, daß euer Volk in andern Ländern noch eine besondere Sprache hat."

„Unse Volk? Wat vor Volk? Wat de Düvel! syn wie Volk? wie sin Minschen, as annre Minschen, wie sin Volk as anre Volk. Wie spräkt plattdütsch, as alle Lüde." Es hatte sich ein ziemlich großer Kreis von Leuten um uns her versammelt. „Düsse Mann sprikt plattdütsch und düsse Mann sprikt plattdütsch. Dat Wif sprikt plattdütsch und dat Wif sprikt plattdütsch. Wat schölt wi anres spräken as plattdütsch?"

„Gut, schön, werdet mir nicht böse! Ich glaubte, ihr sprächt auch noch eine andere Sprache, weil ihr doch von einer andern Nation seid. Wie nennt ihr denn eure Nation? Ja! Sagt mir, was glaubt ihr, was seid ihr für eine Nation?" — Ich hatte, als ich dies fragte, vergessen, daß im Plattdeutschen das Wort Nation eigentlich so gut

wie ein Scheltwort ist, und die Frage war daher sehr unvorsichtig, verfehlte auch nicht, meine beiden Leute, die vor mir standen wie trotzige Verbrecher vor einem Richter ohne Autorität, völlig aufzubringen.

„Wat! Wat!“ riefen sie beide durch einander, „syn wi 'ne Natschohn? Wie so, Natschohn? Wat meent de Herr? Wi sind so ehrliche Lüde wie andre Minschenkinner. Is dat alles, wat wi schält, das de Herr uns hier so schelten wollte? Wat de Düvel wer is den Herrn sine Natschohn? Wi syn gar kine Natschohn! Det könt wir se sagen“. Dabei geberdeten sie sich und schrieen, als ob ich sie auf die Folterbank gelegt hätte, traten auf ihrem Platze hin und her, richteten ihre Aufrufe mehr an die Umstehenden als an mich, als wollten sie das Publikum zum Beistande auffordern, und gesticulirten so lebhaft, daß ich glaube, sie hätten am liebsten mit mir ganz kurzen Prozeß gemacht.

Die Umstehenden lachten etwas ins Fäustchen, und ich freute mich im Stillen, auch hier wieder ein Pröbchen von dem leichtbeweglichen oder vielmehr zügellosen und wilden Temperamente, das sich überall in dem Wesen dieses Volkes kundgibt, vor Augen zu haben, und ließ, bis sie ausgetobt hatten, die Portraits vieler ähnlich aufgebrachter und erbitterter Zigeuner, die ich anderwärts zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, an meinen Gedanken vorübergehen.

Als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, sprach ich mit so guter Fassung, als ich gewinnen konnte: „Nun! seid ruhig! Ich wollte euch nicht böse machen! Sagt mir doch wenigstens dies, ob ihr oder eure Brüder in Jütland

und auf den dänischen Inseln hier auch wol Pferdehandel treiben, wie die Zigeuner dies in andern Ländern thun?"

Die Frage von der Nation hatte sie erbittert. Diese Frage aber vom Pferdehandel brachte sie zum Lachen. Sie kreischten beide lautlachend auf: „Pferde! Pferde! Ach Gott im Himmel, wir armen Leute, wo sollten wir wol Pferde herbekommen. Wir freuen uns, wenn wir selbst was für unsern Mund haben, wo sollten wir Pferde und wo Hafer und Heu für sie kaufen können. Hi! hi! hi!"

Der Mann schlug sich an die Beine und die Frau hob ihren Rock ein wenig auf und zeigte mir ihre Waden: „Dat syn unse Pehre! annre Pehre häff wi nich, Herr! Wi syn ja blitzarme Leute, Herr, fuhren sie dann in belehrendem Tone fort. Wir schlafen auf Streu, haben Löcher in unsern Kleidern und nähren uns selbst manchmal nicht viel besser als die Pferde!"

„Wollt ihr mir denn erlauben, daß ich eurer Armuth ein wenig aufhelfe?" Ich drückte jedem eine Kleinigkeit in die Hand, und da sie nun dieses Freundschaftszeichen zwischen den Fingern fühlten, so waren sie plötzlich völlig umgewandelt, wie ein Bild mit zwei Seiten. Obgleich ich nirgends dem Göttlichen und Menschlichen im Menschen zu nahe treten mag, so bleibt es doch wahr, daß auch etwas Thierisch-Wildes in diesen Zigeunern steckt, die wie Hunde in dem einen Augenblicke heftig bellen und den gleich folgenden mit dem Schwanze wedeln.

Sie sagten, sie sähen nun wol, daß ich nichts Böses von ihnen wollte, gingen mit mir auf mein Zimmer, gestanden mir nun, sie wüßten wol, daß sie von einem

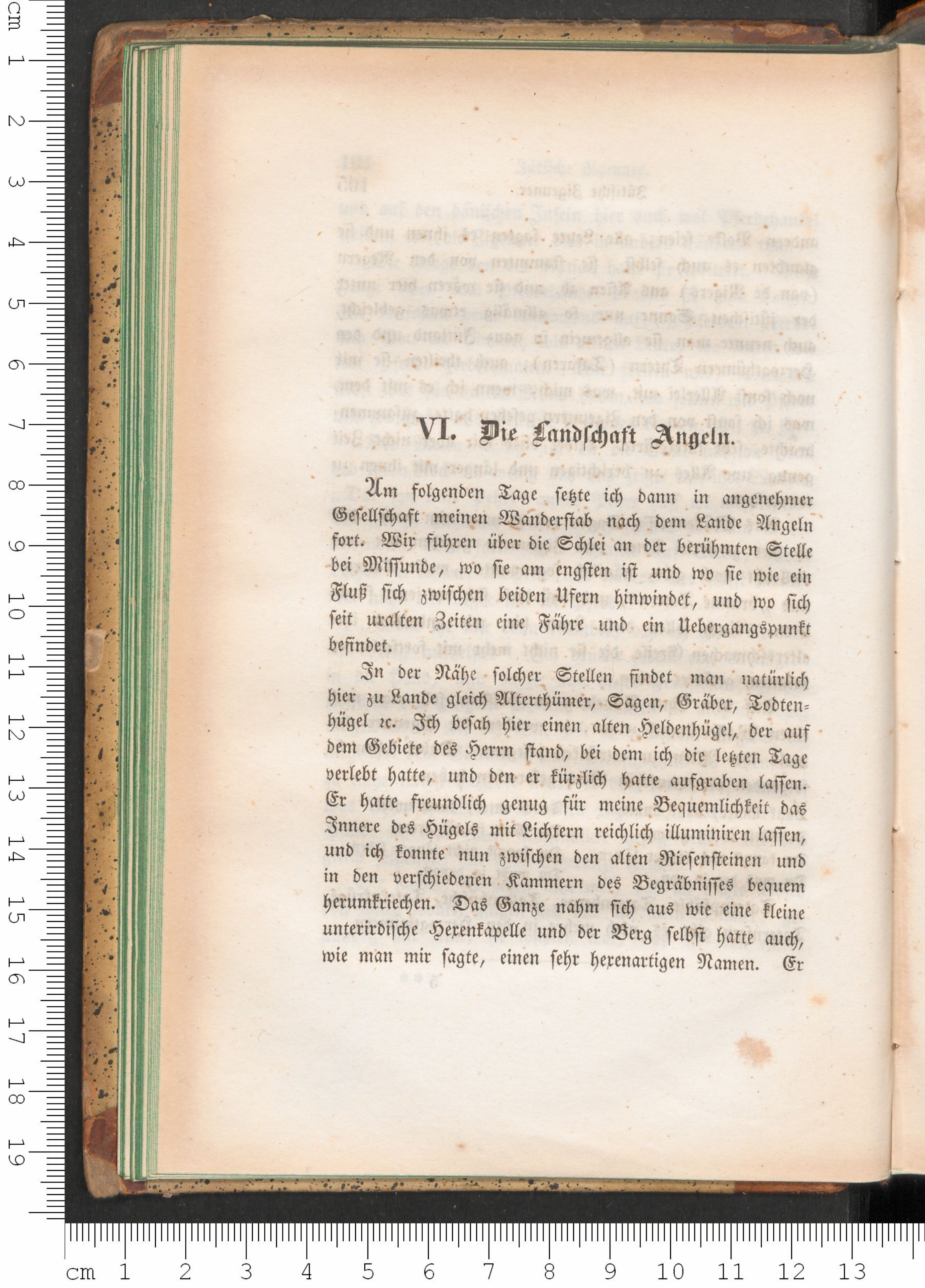
andern Volke seien; alle Leute sagten es ihnen und sie glaubten es auch selbst, sie stammten von den Negern (van de Nigers) aus Asien ab, und sie wären hier unter der jütischen Sonne nur so allmälig etwas gebleicht, auch nennte man sie allgemein in ganz Jütland und den Herzogthümern Tatern (Tataren); auch theilten sie mir noch sonst Allerlei mit, was mich, wenn ich es mit dem, was ich sonst von den Zigeunern gesehen hatte, zusammenbrachte, sehr interessirte. Leider blieb mir aber nicht Zeit genug, um Alles zu berichtigen und länger mit ihnen zu conversiren.

Aus Müllenhoff's Sagen ersieht man nun noch, daß es hier zweierlei Arten von Zigeunern gegeben hat und vielleicht noch gibt, nämlich sogenannte „weiße Tatern" und „braune Tatern", und daß diese sich vor jenen fürchteten. Auch sollen diese Leute hier wie anderswo ihre altersschwachen Greise, die sie nicht mehr mit fortschleppen konnten, getödtet haben.

Auf dem Gute Ascheberg in Holstein soll man noch einen Wassertümpel zeigen, in welchem die Zigeuner ehemals ihre Alten zu ertränken pflegten. Dabei sollen sie folgenden plattdeutschen Vers gesprochen haben:

Duuk ünner, duuk ünner,	Tauch unter, tauch unter,
De Welt is dy grom,	Die Welt ist dir gram,
Du kannst nich länger läwen,	Du kannst nicht länger leben,
Du muß der jo von.	Du mußt ja davon.

Taternpfähle, Taternberge, Taternbüsche, Taternkrüge, Taternseen gibt es noch mehre in den Herzogthümern.



VI. Die Landschaft Angeln.

Am folgenden Tage setzte ich dann in angenehmer Gesellschaft meinen Wanderstab nach dem Lande Angeln fort. Wir fuhren über die Schlei an der berühmten Stelle bei Missunde, wo sie am engsten ist und wo sie wie ein Fluß sich zwischen beiden Ufern hinwindet, und wo sich seit uralten Zeiten eine Fähre und ein Uebergangspunkt befindet.

In der Nähe solcher Stellen findet man natürlich hier zu Lande gleich Alterthümer, Sagen, Gräber, Todtenhügel rc. Ich besah hier einen alten Heldenhügel, der auf dem Gebiete des Herrn stand, bei dem ich die letzten Tage verlebt hatte, und den er kürzlich hatte aufgraben lassen. Er hatte freundlich genug für meine Bequemlichkeit das Innere des Hügels mit Lichtern reichlich illuminiren lassen, und ich konnte nun zwischen den alten Riesensteinen und in den verschiedenen Kammern des Begräbnisses bequem herumkriechen. Das Ganze nahm sich aus wie eine kleine unterirdische Hexenkapelle und der Berg selbst hatte auch, wie man mir sagte, einen sehr hexenartigen Namen. Er

hieß beim Volke der „Buberg“, was wahrscheinlich so viel bedeuten soll als Gespensterberg. Denn die Sylbe „Bu“ dient in mehren deutschen Ländern zur Bezeichnung des Unheimlichen und Gespenstischen, z. B. der „Bumann“ (d. h. Popanz); der „Buhu“ (der Schuhu).

Bei Missunde tritt man sofort in den großen Kreis der merkwürdigen, theils auf Historien gegründeten, theils bloß erdichteten Sagen, die sich von hier an nun durch den ganzen scandinavischen Norden erstrecken. Es begegnete mir hier gleich eine der merkwürdigsten und ergreifendsten dieser Sagen, die Sage vom König Abel. Und obwol ich nicht Willens bin, jeder Sage, die mir noch später in Dänemark, sei es aus dem Munde des Volks, sei es aus Schriften, bekannt geworden ist, zu erwähnen, so will ich doch hier diese Sage erzählen, weil sie die erste war, die mir aus jenem weit verbreiteten nordischen Sagenkreise an Ort und Stelle zu Ohren kam, und weil sie voll ergreifender Ereignisse, höchst interessanter Situationen und Lehren ist.

Sie mag hier statt vieler andern stehen und sowol den Geist derjenigen großartigen Sagen andeuten, der in den dänischen und norwegischen Königssagen, wie sie in dem nordischen Livius, Saxo Grammaticus, in den Schriften des isländischen Herodot, Snorre Sturleson, in vielen andern scandinavischen Schriften, in dem Munde des Volks, in tausend sogenannten Kämpewisen (Heldengesängen), in unzähligen Traditionen und Erzählungen, in denen eben so viel ergreifende Geschichte, als wunderbare Poesie enthalten ist, vorkommen. Vernimmt man so etwas an Ort und Stelle, so macht es auch immer einen stärkern Eindruck

auf uns, und es ist wichtig, daß auch auf den Leser dieser Eindruck gemacht werde, damit er sich bewußt werde, wie er nun mit dem Autor in jenes nordische Mythen- und Sagenland weiter vordringe.

Die Erzählung wird nicht viel länger dauern, als der Fährmann braucht, um aus seinem Hause hervorzukommen, unsern vierspännigen Wagen auf das Floß zu bringen, uns in Schwung zu setzen und über den bläulichen Strom, der mitten zwischen den grünen Ufern Angelns und Schwansens leise dahinfließt, und der „der Mösund"*) genannt wird, hinüberzuschaffen.

Mitten in diesem bläulichen Gewässer und mitten zwischen diesen schönen Ufern gibt es eine unheimliche Stelle, welche die Schiffer scheuen und auf den die Aalfischer zur Nachtzeit, wenn sie den Aalen nachstellen, zuweilen bläuliche Flämmchen erscheinen sehen. Am Ufer selbst, nicht weit davon, gibt es eine andere Stelle, welche den sonderbaren Namen „zum finstern Stern" hat. Und endlich gibt es auf der Schlei, von Missunde weiter hinunter nach dem Meere zu, einen Ort, auf dem ein großer Stein liegt, von dem man sagt, daß er sich in jeder Nacht um Mitternacht einmal umwälze und auf die andere Seite lege.

Diese Steinumwälzung geht zwar ziemlich ruhig von statten; desto unruhiger aber geht es hier zuweilen in stürmischen Nächten her. Denn dann hört man eine wilde Jagd mit Hallo und Geschrei durch den Engpaß bei Missunde ziehen, die Sterne und der Mond verfinstern

---

*) Daher das entstellte deutsche Missunde.

sich, die Wasser schäumen und schlagen hohe Wellen und die Aalfischer retten sich ans Land, bis der wilde Jäger vorüber ist.

All diese Dinge stehen mit einer gräßlichen Begebenheit, mit einem Morde, wie ihn Kain an Abel, wie ihn Johannes Parricida am deutschen Kaiser verübte, einem Königs- und Brudermorde in Verbindung, von dem dieser Engpaß der Schauplatz war.

Es war hier am Mösunde nicht wie in Olim's Zeiten in Asien Abel der erschlagen wurde, vielmehr war es Abel der erschlug. Dieser Abel war von seinem Vater, König Waldemar II. zum Herzoge von Schleswig oder Südjütland gemacht, sowie sein älterer Bruder Erik, genannt Plogpennig, von demselben Vater zum Könige von Dänemark gemacht war.

Sowie Kain sich erzürnte, daß Abel's Opferrauch dem Herrn lieblicher war, so ärgerte sich hier Abel, daß er nur Herzog und sein Bruder König sein sollte. Er verbündete sich daher mit des Reichs Feinden und mit den Unzufriedenen im Lande und kriegte zu wiederholten Malen mit seinem Bruder, dem Könige. Er verbrannte ihm Dörfer und Städte, sowie dieser desgleichen in dem Lande des Herzogs that. Nach vielem Blutvergießen stifteten sie zwar endlich Frieden und Herzog Abel schwur dem Könige beständige Freundschaft und Vasallen-Ergebenheit.

Allein Neid, Rache, Erbitterung kochten leidenschaftlich in dem Herzen des ehrgeizigen Bruders, und er sann darauf, nun durch schändlichen Verrath das zu erreichen, was er durch Gewalt nicht erlangen konnte. Er erwies

sich daher sehr freundlich gegen den König und lud ihn auch einst, als dieser auf einem Kriegeszuge gegen die Holsteiner in die Nähe von Schleswig kam, auf sein Schloß ein.

Der König, der sich nach der Friedensstiftung und nach der Eidesleistung nichts Böses von seinem Bruder versah, nahm die Einladung an und besuchte den Herzog ohne Geleite. Dieser nahm ihn hoch auf. Ueber Tafel redeten sie viel Freundliches mit einander, und der Herzog versprach sogar dem Könige, welcher seinen Ueberdruß am Kriege zu erkennen gab, daß er ihm zur Aussöhnung mit den holsteinischen Herren behülflich sein wolle, damit er von nun an, wie er wünsche, seine Zeit in Ruhe zubringen könne. Die Ruhe aber, auf welche der Herzog im Stillen für seinen Bruder sann, war ganz anderer Natur.

Nach der Mahlzeit setzte sich der König hin, mit einem Ritter Schach zu spielen, gerieth dabei aber mit seinem Bruder, der daneben stand, in ein verdrüßliches Gespräch, das Abel mit Fleiß und in böser Absicht auf die Bahn brachte. Sie erinnerten sich an den Schaden, den sie sich während des Krieges zugefügt hatten und der König beschwerte sich über den Herzog, daß er ihm so viele Dörfer und Städte abgebrannt habe.

„Und du wirst dich auch wol erinnern“, erwiderte Abel, „wie du noch vor kurzer Zeit meine Stadt Schleswig überrumpeltest und ausplündern ließest und wie dabei meine Tochter unter den armen Weibern und Mägden der Stadt sich barfuß flüchten und vor deinen Trabanten verstecken mußte.“

„Gib dich zufrieden, lieber Bruder“, antwortete darauf der König scherzend. Ich habe annoch wol so viel, daß ich deiner Tochter wieder zu ein Paar neuen Schuhen verhelfen kann.“

„Nein, Bruder!“ sagte darauf Abel, eine andere Haltung annehmend, „dies sollst du nicht öfter thun.“ Ueber diese Rede erschrak der König, blickte seinen Bruder an und sprang auf, wurde aber sofort von des Herzogs Leuten ergriffen und aus dem Schloß ans Ufer der Schlei gebracht. Der Herzog wollte ihn nicht so öffentlich und unter seinem eignen Dache tödten. Es sollte den Anschein haben, als habe er den König bloß gefangen nehmen wollen, und als sei er dann nachher nur durch ein zufälliges Unglück umgekommen.

Er ließ ihn daher in ein Schleiboot steigen und gab ihm seinen eignen, nämlich des Herzogs Kammerjunker, Namens Tyge Post, mit, der ihm zureden mußte, daß er sich keine übeln Gedanken machen sollte, der Herzog wolle sich nur seiner Person bemächtigen und würde ihn wieder freilassen, wenn er ihm noch einige Zugeständnisse bewilligt habe.

Die Ruderleute fuhren mit dem Könige in der Nacht auf die Schlei hinaus bis in die Gegend des Engpasses von Missunde. Vermuthlich hatte man ihm vorgespiegelt, es sei hier ein Schloß, worin er hausen sollte. König Erich saß stumm im Boote. Da er aber nach einiger Zeit in der Dunkelheit ein anderes Boot wahrnahm und hörte, wie es hinter dem seinigen mit heftigen Ruderschlägen herfuhr, fragte er seine Begleiter: „Was

meinet ihr, wer der sei, der in jenem Boote so rasch auf uns zurudert?"

Und da diese darauf erwiderten: „Aus der Stimme dünkt uns, es sei der Ritter Lauge Gudmundsen", so sagte der König rasch: „Dann bitte ich euch, macht, daß ich einen Priester bekomme, damit ich meine Sünden bekennen kann, ehe ich sterbe."

Dieser Ritter Lauge Gudmundsen war nämlich ein erklärter und erbitterter Feind des Königs, an dem er wegen mehrfacher Zurücksetzungen Rache zu nehmen geschworen hatte. Der Herzog Abel hatte ihn seinem Bruder nachgeschickt, und hatte zu ihm, als er ins Boot steigend fragte, was der Herzog befehle, daß er mit dem Könige thun solle, gesagt: „Thue mit ihm, Gudmundsen, was dir gefällt. Ich übergebe ihn deinen Händen!"

Als Lauge Gudmundsen zum Boote des Königs herangekommen war, sprach er zu diesem: „Wisse, König, daß du in dieser Stunde sterben mußt."

Der König Erich erwiderte darauf mit Fassung und Sanftmuth: „Ich wußte es wol, Gudmundsen, daß ich sterben müßte, sobald ich in deine Hände fiele. Aber vergönne mir einen Priester, der meine Seele versorgen könne."

Dies wurde ihm gewährt. Man holte aus der nächsten Capelle bei Misunde einen Priester und befahl demselben, dem Menschen, zu dem man ihn führen würde, die Beichte abzunehmen. Es geschah und der König sagte dann noch, er habe es wol im Voraus gewußt, daß er von seinem Bruder verrathen werden würde. Aber er habe

nicht gedacht, daß es so bald geschehen sollte. Er habe einst in Liefland im Traum eine Offenbarung gehabt, in welcher er sein jämmerliches Ende zuvor gesehen. Auch verdiene er, was er litte, zur Strafe wegen seiner vielen Sünden; doch prophezeie er, daß es seinem Bruder einst nicht besser gehen würde.

Nachdem dann dieser gute König seine Sünden mit großer Reue und Betrübniß bekannt hatte und davon losgesprochen war, so mußte er sich niederlegen, und der unbarmherzige Gudmundsen ließ ihm mit einem Beile den Kopf abhauen, hernach seinen Leib, mit Steinen beschwert, in den Mösund versenken.

Um diese Uebelthat zu beschönigen und vor der Welt zu verbergen, that Herzog Abel nebst 24 Edelleuten einen Eid, daß der König sein Leben durch einen Zufall verloren hätte, indem das Boot bei seiner Gefangennehmung umgeschlagen wäre, und machte sich darauf mit Einwilligung der Stände zum König von Dänemark. Allein als zwei Monate hernach der todte Körper des Königs Erich aus dem Grunde des Mösundes sich erhob, ohne Kopf emporschwamm und von den Fischern der schwarzen Brüdermönche in der Nähe der Schlei aufgefangen wurde, da wurde die That im Lande ruchbar und Abel mußte noch einmal mit seinen 24 Edelleuten schwören, daß, obwol der König ermordet sei, so habe doch er es nicht gethan, sondern des König Erich's Feinde hätten ohne sein Wissen die That vollbracht.

Der Leichnam des Königs wurde von den schwarzen Brüdern in dem Petersdome in Schleswig begraben. Als

man ihn in feierlichem Zuge in die Stadt führte, fingen alle Glocken der Kirchen von selbst an zu läuten. Auf seinem Grabsteine nannten ihn die Mönche einen Freund Gottes, gaben vor, es geschähen Wunderdinge bei seinem Grabe, sein Leichnam sei unverwest geblieben, erklärten ihn für einen Heiligen und brachten ihn später in die alte dänische Königsgruft in der Kirche von Ringstedt auf Seeland.

Während Erich auf diese Weise nach seinem Tode bis zu einem Heiligen emporstieg, brach dagegen auf Abeln die Rache des Himmels ein, mit welcher ihm sein sterbender Bruder im Voraus gedroht hatte. Zuerst quälte ihn sein Gewissen bei Lebzeiten über seinen dreifach verbrecherischen Mord, dessen Opfer ihm als Bruder, als König, als Gast mit dreifach heiligen Banden verknüpft war. Dann traf auch ihn das Eisen eines Feindes und endlich nach seinem Tode gesellte sich seine Seele zu den bösen Geistern und Teufeln.

In einem Kriege gegen seine empörten Unterthanen in Friesland wurde sein Heer in die Flucht geschlagen. Er selbst, der König, von den Seinigen verlassen, irrte, Rettung suchend, über die Marschen hin, als ein friesischer Rademacher, der ihm, unter einer Brücke versteckt, auflauerte, ihn mit einer Axt niederhieb. Seine Feinde jubelten über seinen erschlagenen Körper, der noch lange auf dem Schlachtfelde unter den andern Erschlagenen liegen bleiben mußte, bis endlich die Südjütländer Erlaubniß erhielten, ihn nach Schleswig zu führen, wo er in der Peterskirche begraben wurde. Auch alle die, welche

ihm bei der Ermordung seines Bruders behülflich gewesen, Tyge Post, der Kammerjunker, der bei dem Könige im Boote saß, Lauge Gudmundsen und die übrigen Alle starben eines elenden Todes. Der Eine ward im Spiel erstochen, ein Anderer von seinen eignen Leuten erschlagen, ein Dritter als Verbrecher gerädert u. s. w. Auch die 24 Ritter, die mit dem Könige den Reinigungseid thaten, wenn sie auch nicht Alle bei ihren Lebzeiten von der Nemesis getroffen wurden, haben doch nach ihrem Tode keine Ruhe und ihre Seelen sind für immer an den Ort ihrer Schandthat gebannt.

Sie wurden zwar Alle am Ende begraben, so wie auch König Abel, den man zuerst, wie gesagt, in der Peterskirche in Schleswig beisetzte. Aber es regte sich gar bald nach ihrem Tode in ihren Gräbern und spukte an diesen unheimlichen Stätten und vor Allem zuerst um König Abel's Grab. Er ging des Nachts um in der Kirche und störte die Mönche in ihren Gebeten, so wie umgekehrt der fromme König Erich noch in seinem Grabe durch davon ausgehende Wohlthaten den frommen Frieden, den seine Seele im Himmel genoß, bekundete und die Leute im Gebete und Frommsein bestärkte.

Die Mönche sahen sich daher genöthigt, Abel's Leiche wieder auszugraben, wie sie König Erich's Leiche wieder ausgegraben hatten. So wie sie diesen aber in die alte Gruft der dänischen Könige zu Ringstedt gebracht hatten, so brachten sie dagegen Herzog Abeln im sogenannten Pölerwalde in einen Morast nicht weit von Schleswig, versenkten ihn tief in den Sumpf und rannten noch dazu

einen spitzen Pfahl durch seinen Leib, damit er sich nicht wieder bewegen möchte.

Nichts desto weniger erhebt sich doch König Abel jede Nacht aus der Tiefe des Morastes, entwindet sich dem Pfahle unter Qualen, besteigt ein schwarzes Roß und fliegt mit Sturmesbrausen durch die Luft. Eben so erheben sich seine Gesellen Tyge Post, Gudmundsen, die Ruderknechte, die 24 meineidigen Ritter aus ihren Gräbern und finden sich in wildem Getümmel zu ihm, reiten über den finstern Morast, über die Haide, über den schleswiger Dom, über die Stätte, wo Abel's ungastfreundlicher Palast stand, hin und brausen durch den Engpaß von Missunde, wo die That geschah, und wo Alles, Menschen und Thiere, sich verbergen, wenn König Abel's Jagd durchzieht. Dann schlagen Flammen aus dem Wasser empor, und Irrlichter tanzen auf der Stelle zum finstern Stern, wo des Königs Erich Hoffnungsstern unterging.

Ein anderer Theil von König Abel's schlimmen Leuten hatte ein nicht weniger trübes Geschick. Sie wurden nämlich in Möwen verwandelt und müssen als solche noch bis auf den heutigen Tag einen kleinen Inselhügel besuchen, der sich vis à vis von Abel's Schloßberge nahe bei Schleswig mitten in der Schlei erhebt und der „Möwenberg" genannt wird. Sie kommen dahin am Gregoriustage, nisten und brüten daselbst. Die Stadt Schleswig bestellt einen Fischer zum Hüter, der „der Möwenkönig" heißt. Wenn sie zweimal gebrütet haben und die dritte Brut eben zum Ei herausgekrochen ist, dann versammeln sich an einem gewissen Sonnabend alle Schützen und Bürger

der Stadt Schleswig, um über diese Vögel ein Nachgericht zu halten.

Die ganze Schlei ist mit Booten bedeckt, der Möwenberg mit bewaffneten Männern besetzt. Die halbe Bevölkerung Schleswigs zieht zu diesem blutigen Feste hinaus, auch Kinder und Frauen. So wie von der schleswigschen Peterskirche der letzte Schlag der zwölften Stunde verhallt, sind alle Vögel vogelfrei und es beginnt die Jagd. Es blitzt und knallt von allen Seiten auf und die schreienden Möwen sinken unter dem mörderischen Blei. Die Knaben kriechen in die Nester und haschen mit den Händen die nackten Jungen und bringen sie um, und kurz, wären es nicht König Abel's böse Gesellen, so wäre dies noch jetzt jährlich sich wiederholende schleswiger Möwenschießen ein Fall, der sich sehr zur Anzeige und Anklage bei irgend einem Hauptverein gegen Thierquälerei eignete. Bis zum folgenden Sonntage um zwölf Uhr Mittags dauert dieses Mordfest, das sie „den Möwenpreis" nennen.

Nachdem der letzte Schlag der zwölften Stunde des Sonntags verhallt ist, darf Niemand mehr schießen. Nur wenige Möwen bleiben übrig und ziehen trauernd davon, müssen aber in Folge eines über sie ausgesprochenen Bannes das nächste Jahr wiederkommen, wieder brüten, und nachdem die Seelen jener Verbrecher in sie gefahren sind, sich wieder erschießen lassen. Nur wenn einmal der Möwenkönig sie nicht treu bewachte und wenn man sie nicht vor oder nach jenen bösen 24 Stunden in Ruhe ließ und die Gesetze des Möwenpreises brach, dann haben die Ge-

bannten sieben Jahre Ruhe und brauchen dann während dieser Zeit nicht wiederzukommen. Aber erst, wenn man dreimal hintereinander gegen die alte Sitte verfährt, also binnen dreimal sieben Jahren die Gesetze des Möwenpreises bricht, erst dann sind sie vom Fluche für immer befreit und haben Ruhe auf ewig.

Mich dünkt, daß man die Phantasie der Leute dieser Länder, die sich in dem letzten Theil dieser Erzählung kund gibt, bewundern kann, und daß in dem ersten rein historischen Theile ein Dichter vielleicht ein gutes Thema zu einem Trauerspiel finden würde. Wie ein dramatisches Ganze daraus werden könnte, habe ich freilich noch nicht bedacht, aber die einzelnen Auftritte und die ganzen Scenen hier im Mösunde herum sind wirklich sehr effectvoll. Uebrigens will ich Demjenigen, der sich nicht mit Saxo Grammaticus, Snorre Sturleson, Suhm, Holberg oder einem andern nordischen Scribenten auf das Feld nordischer Geschichte, Mythe und Sage hinausgemacht hat, noch sagen, daß er auf diesem Felde noch viele eben so interessante Geschichten finden kann.

Die dänischen Historien geben den alten bedeutungsvollen nordischen Mythen an Interesse, poetischem Werthe und Effecte nichts nach. Und wenn man die nordischen Mythen und Sagen oder die fingirten Ereignisse mit den wirklich dokumentirten Ereignissen vergleicht, so ist es wirklich höchst interessant, zu bemerken, wie sich die Gedanken und poetischen Fictionen bei diesen Leuten auf ganz ähnliche Weise, wie die Ereignisse und Handlungen gestaltet haben.

Wahrscheinlich ist dies mehr oder weniger bei jedem Volke der Fall, und dem Völkerschilderer, der den Charakter und die Eigenthümlichkeit der Leute erkennen will, darf es daher vermuthlich ziemlich einerlei sein, ob eine Geschichte bloß aus dem Mythen- und Sagenkreise des Landes genommen, oder ob sie aus seinen Urkunden und Chroniken gehoben sei.

Mich wundert, daß Shakspeare uns nur den Hamlet aus dieser nordischen Sagenwelt hervorgearbeitet hat. Da wäre noch Material zu einer ganzen Reihe solcher Kunstwerke. Und es ließe sich die Geschichte der Hakons, der Knuts, der Magnusse auf ähnliche Weise dramatisiren, wie die der Heinriche, Johann's und Richard's. Auch Oehlenschläger hat eine solche Reihe nicht zu Stande gebracht.

Bis zu der Schlei ist und war, wie es scheint, von jeher deutsches, ich meine von Deutschen bewohntes Land. Die Grenze des Herzogthums Schleswig, sowol wie es jetzt ist, als auch wie es ehemals bestand, da es noch ein integrirender Theil des Königsreichs Dänemark war, geht und ging zwar über die Schlei hinaus bis an die Eider und die Gegend, wo jetzt der Eiderkanal durchgeht. Allein das Stück, welches zwischen diesem Kanal und der Eider im Süden und zwischen der Schlei und der oben angeführten Treene im Norden liegt, scheint doch nicht immer zu Schleswig gehört zu haben. Es soll hier einmal ein deutscher Kaiser eine deutsche Grenzgrafschaft, eine Mark errichtet haben. Doch ist die Geschichte sowol als die ganze Existenz dieser Markgrafschaft nicht klar dokumentirt.

Aber gewiß ist es, daß sich in dieser Gegend gar keine Spur von ursprünglicher dänischer Bewohnung findet. Die Häuser sind alle nach altem sächsischen Styl gebaut. Die Dörfer haben mit wenigen Ausnahmen deutsche Namen. In dem ganzen bezeichneten Ländchen wird keine Spur von Dänisch mehr gesprochen, und kurz, es sieht hier Alles so altniedersächsisch aus, wie im Innern von Deutschland selbst. Auch scheint die Lage des alten berühmten Befestigungswerkes des sogenannten „Dannewirkes", das die Dänen gegen die Deutschen aufführten, zu beweisen, daß die Dänen diese südschleswigschen Gegenden als echt deutsches Land ansahen. Denn dies Dannewirke, das von der Treene zur Schlei geht, schließt ja gerade jenen Landstrich aus dem umzäunten Dänemark aus. Hätten die Dänen diesen Strich als ein altes dänisches Land betrachtet, so hätten sie ihr Dannewirke ja wol an die Levensaue angelegt.

Gleich jenseits der Schlei wird dies Alles nun anders. Hier im Lande Angeln verkündigen sofort eine Menge Erscheinungen, daß hier das Mischungsland zwischen den Deutschen und Dänen beginnt. Die Häuser sind nach dänischer Weise gebaut, d. h. sie haben Schornsteine, zeigen nirgends mehr auf ihren Giebeln das berühmte sächsische Pferd. Die Bauernhöfe bilden Quadrate, wie im ganzen übrigen Dänemark und nicht solche längliche Häuser, bei denen Alles unter einem Dach vereinigt ist, wie in Schwansen und in ganz Niedersachsen.

Das Volk im Norden der Schlei hat einen ganz andern Charakter als im Süden derselben, und der Angler

zeigt dem Swansener gegenüber dieselben Eigenheiten, die ein Jüte einem Niedersachsen gegenüber zeigt. Im nördlichen Theile des Landes Angeln wohnen noch heutigen Tages Dänen, welche ihre eigne dänische Sprache reden, und da weiterhin im Norden von Angeln das Deutsche nur noch in den Städten herrscht, die Grundbevölkerung des Landes aber überall dänisch ist, so kann man dieses Land Angeln als den eigentlichen Schauplatz des Kampfes zwischen beiden Sprachen bezeichnen, auf welchem eben jetzt die kräftigere und siegreich vordringende deutsche Sprache die dänische gänzlich zu verdrängen droht.

Da gleich im Süden der Schlei das Land anfängt, das schon seit unvordenklichen Zeiten deutsch ist, und das ganze noch immer mit Dänenthum gemischte Ländchen Angeln nur etwa 5 Meilen lang und 5 Meilen breit ist, so ist es freilich klar, daß die Fortschritte der deutschen Sprache im Laufe des Jahrtausends, innerhalb dessen sich die Dänen und Deutschen in diesen Gegenden streiten, sehr langsam gewesen sind. Allein man behauptet und ich glaube mit Grund, daß gerade in neuerer Zeit die deutsche Sprache hier ein entschiedneres Uebergewicht erlangt und raschere Fortschritte macht, als je zuvor.

Man weist eine Menge Dörfer, ja ganze kleine Landstriche nach, in denen noch vor 50 Jahren das Dänische herrschte, in denen aber jetzt das Plattdeutsche allgemein geworden ist. Man citirt auch Dörfer, in denen man, so zu sagen, noch vor seinen Augen das Dänische aussterben sehen kann, Dörfer, in denen noch die halbe Bevölkerung dänisch spricht, die andre Hälfte aber deutsch, andre

Dörfer, in denen die ganze Jugend, ja Alles, was unter 50 Jahren ist, deutsch redet und nur die alten Leute noch dänisch verstehen, wieder andre Dörfer endlich, in denen bloß noch die ältesten Greise und einzelne Großväter das Dänische reden oder aus ihrer Jugend sich etwas davon erinnern.

Man hat in neuerer Zeit sogar den Prozeß der Umwandlung aus dem Dänischen ins Deutsche so schnell vor sich gehen sehen, daß man die Art und Weise, wie und mit welcher Methode diese deutsche Ueberfluthung sich über das Land ergießt, näher geschildert hat. Man sagt z. B., das Deutsche schreitet in einer kleinen zusammenhängenden Ebene sehr rasch fort, bis es an eine natürliche Grenze, an einen Bach, Fluß, an einen Moor oder sonst ein natürliches Hinderniß kommt, wodurch es aufgehalten wird. An einer solchen Grenze bleibt es dann eine längere Zeit stehen, 30 und 40 Jahre lang, bis es sich in dem von dieser Grenze umfaßten Bezirk völlig festgesetzt hat. Alsdann überschreitet es auch diese Grenze, zuerst ins dänische Land hineinplänkelnd, zuerst die Jugend und die Männer und dann auch die Greise und Weiber ergreifend, und so rückt es dann wieder bis an den nächsten Bach oder Wald vor, wo es wieder eine Zeit lang auszuruhen scheint.

Dem sei indeß wie ihm wolle, so ist es ein Factum, welches sowol durch die von dänischer als die von deutscher Seite entworfenen kleinen Sprachkarten von Schleswig, die man in neuester Zeit angefertigt hat, bestätigt wird, daß das völlig deutsch gewordene, ehemals dänische

Land sich vorläufig nun erst in einer Breite von 6 Stunden von jener uralten deutschen Grenze nach Norden hinauf erstreckt. Man ziehe von Husum aus eine Linie in nordöstlicher Richtung quer durchs Land zwischen den Städten Schleswig und Flensburg mitten durch Angeln hindurch, von der Nordsee nach der Ostsee, so hat man die Grenze des Landes, von welcher aus im Süden sich ein reines Deutschthum hergestellt hat.

Diese Linie geht, wie man sieht, beinahe völlig parallel mit der uralten Grenzlinie des Deutschthums, der Linie Treene-Dannewirke-Schlei und entfernt sich von ihr gegen Norden nun ungefähr, wie gesagt, um 3 Meilen. Diese Linie bezeichnet zugleich die Fortschritte, die das Plattdeutsche in seinem Siege über das Friesische gemacht hat. Denn die jetzt niedersächsisch redenden ehemaligen Eider-Friesen fallen auch südlich von dieser Linie, und es ist bemerkenswerth, daß auch sie in der Bauart ihrer Häuser, in ihrer politischen Verfassung und in vielen Sitten und Gebräuchen noch bei der Weise ihrer Voreltern geblieben und nur in Bezug auf die Sprache, freilich also in Bezug auf die Hauptsache, Niedersachsen geworden sind.

Im Norden jener von Husum aus mitten zwischen Flensburg und Schleswig und mitten durch Angeln gezogenen Linie, der Grenze des reinen Deutschthums, fängt nun freilich noch nicht gleich ein reines Dänenthum an, sondern es kommt hier erst ein Landstrich, in welchem Deutsch und Dänisch auf eine sehr bunte und mannigfaltige Weise mit einander gemischt sind. Dieses Mischgebiet

des Dänischen und Deutschen geht im Norden bis zu einer Linie vor, die sehr genau bezeichnet ist und die von Tondern aus direkt von Westen nach Osten bis an die Ostsee gezogen werden kann. Bis zu dieser Linie ist das Deutsche durchweg die Schul- und Kirchensprache. Auch gibt es auf diesem Gebiete noch Dörfer und kleine Striche, in denen das Deutsche auch als Familiensprache herrscht; auch mischt es sich in den Familien und Wohnungen der Landleute mit dem Dänischen hier und da zu gleichen Theilen. Und selbst jenseits dieses Gebiets herrscht auch das Deutsche noch bis an die Grenze von Jütland unter den gebildeten Ständen in den Städten und auf dem Lande vor.

Ich blieb indeß mit meiner Reise einstweilen noch in den Gegenden innerhalb der Grenzen des ganz vollendeten Deutschthums im südlichen Angeln, diesem interessanten Ländchen, dessen Name allein schon bei jedem Deutschen, insbesondere bei einem, der England kennen lernte, eine Menge von mannigfaltigen Interessen und Fragen aufregen muß. Es mag wol manchen Deutschen geben, der es hier zum ersten Mal erfährt, daß dieses alte Vaterland jener Angeln, welche die Vorfahren und Taufpathen der jetzigen Engländer waren, noch heutiges Tages nicht nur existirt, sondern auch in seiner ganzen äußern Physiognomie lebhaft an das große und mächtige Tochterland erinnert.

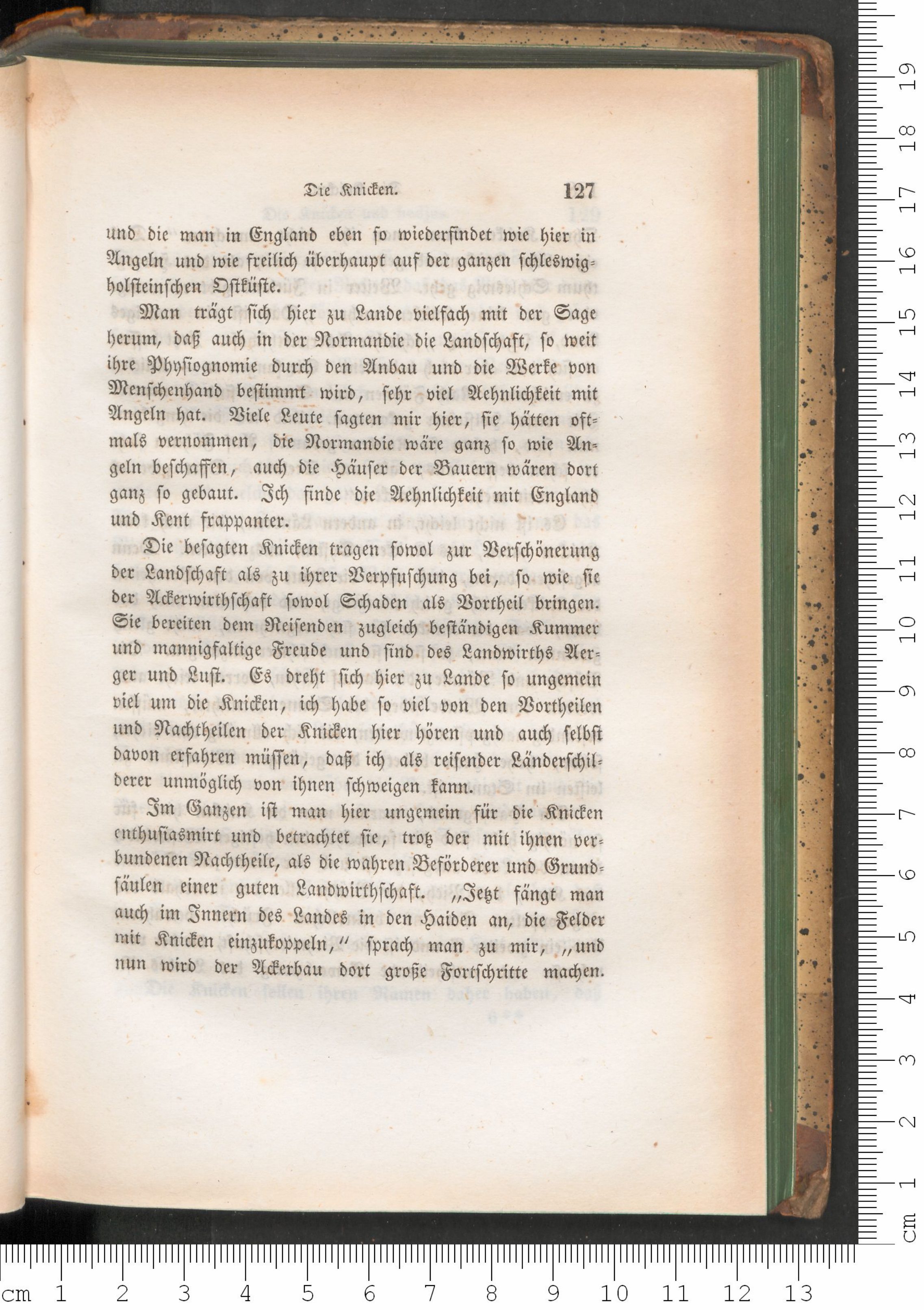
Die alten Angeln, die mit den Sachsen nach England zogen, beschränkten sich freilich wol nicht auf den jetzigen kleinen 5 Meilen breiten und langen Landstrich, den man

Angeln nennt und der von der Ostsee, von der Schlei, von dem Flensburger Meerbusen und von dem großen Haiderücken in der Mitte des Herzogthums Schleswig begrenzt wird. Höchst wahrscheinlich bewohnten vielmehr jene Angeln das ganze Land, welches jetzt das Herzogthum Schleswig heißt, und erst später, als die scandinavischen Dänen sich von Jütland aus über die durch die Auswanderung nach England geschwächten anglischen Distrikte ausbreiteten und das ganze eroberte Land „Südjütland“ nannten, blieb der Name Angeln jenem kleinen Strich zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen eigen. Es mag hier etwas Aehnliches passirt sein, wie in Britannien, wo ein alter celtischer Name Wales oder Kimrien nur dem kleinen Fürstenthum Wales blieb, während sonst ganz England einen celtischen Namen hatte. Noch besser läßt sich die Beschränkung des Namens Angeln mit der des Namens Sachsen vergleichen. Auch dieser Name ist jetzt nur einem kleinen Theile des ehemals so großen Sachsenlandes, dem kleinen Königreiche Sachsen geblieben, und noch dazu, um die Aehnlichkeit noch größer zu machen, sind die Leute, welche sich jetzt Sachsen nennen, nicht einmal eigentliche echte Sachsen, so wie auch die, welche sich jetzt Angeln nennen, nicht eigentlich alte deutsche Angeln, sondern wahrscheinlich Mischlinge von einigen Nachkommen solcher echten Angeln, von einer Masse später eingewanderter Dänen und wieder dazu gekommener Niedersachsen sind, die auch nicht etwa einen eigenthümlichen altanglischen Dialekt, sondern zur Hälfte plattdeutsch, zur Hälfte dänisch reden und daher auf eine alte conservirte anglische Natio-

nalität viel weniger Anspruch machen können, als die Bewohner von Wales auf eine alte conservirte celtische Nationalität.

Nichts desto weniger aber, sage ich, sieht man sich in Angeln überall an England erinnert, und obwol dies in ganz Holstein und Schleswig der Fall ist, so kommt es mir doch vor, als spräche sich diese Aehnlichkeit in Angeln besonders deutlich aus, und ich möchte dies Land mit der Grafschaft Kent vergleichen, die auch wieder alle diejenigen Züge, welche die englische Landschaft constituiren, in sich, so zu sagen, concentrirt und wie in einem Fokus in besonders hohem Grade zeigt.

Das Ländchen Angeln ist hügelig wie die Grafschaft Kent und der Boden schlägt hier etwas höhere Wellen als in den südlichen Distrikten. Es ist sehr gut bebaut und noch etwas stärker bevölkert als diese südlichen Distrikte. Es bietet sich daher dem Auge eine schöne Abwechselung von Dorf und freiem Felde, von einzelnen Gehöften, Wiesen und lichtem Walde. Das Vieh wird hier eben so gehalten wie in England. Man hat für die Rinder eigene abgetheilte, üppige Wiesen und ist für die Stallfütterung eben so wenig eingenommen, wie in England. Ueberall sieht man das Vieh als Staffage in der Landschaft vertheilt. Eben so lebhaft erinnern an England die lebendigen Hecken der Gärten, deren Mutterland hier zu suchen ist. Die gewöhnliche Einfassung der Felder, Holzungen und Wiesen ist folgendermaßen beschaffen. Es sind aus Erde aufgeworfene Wälle, die mit allerlei Büschen und Bäumen bepflanzt sind und „Knicken“ genannt werden,



und die man in England eben so wiederfindet wie hier in Angeln und wie freilich überhaupt auf der ganzen schleswig-holsteinschen Ostküste.

Man trägt sich hier zu Lande vielfach mit der Sage herum, daß auch in der Normandie die Landschaft, so weit ihre Physiognomie durch den Anbau und die Werke von Menschenhand bestimmt wird, sehr viel Aehnlichkeit mit Angeln hat. Viele Leute sagten mir hier, sie hätten oftmals vernommen, die Normandie wäre ganz so wie Angeln beschaffen, auch die Häuser der Bauern wären dort ganz so gebaut. Ich finde die Aehnlichkeit mit England und Kent frappanter.

Die besagten Knicken tragen sowol zur Verschönerung der Landschaft als zu ihrer Verpfuschung bei, so wie sie der Ackerwirthschaft sowol Schaden als Vortheil bringen. Sie bereiten dem Reisenden zugleich beständigen Kummer und mannigfaltige Freude und sind des Landwirths Aerger und Lust. Es dreht sich hier zu Lande so ungemein viel um die Knicken, ich habe so viel von den Vortheilen und Nachtheilen der Knicken hier hören und auch selbst davon erfahren müssen, daß ich als reisender Länderschilderer unmöglich von ihnen schweigen kann.

Im Ganzen ist man hier ungemein für die Knicken enthusiasmirt und betrachtet sie, trotz der mit ihnen verbundenen Nachtheile, als die wahren Beförderer und Grundsäulen einer guten Landwirthschaft. „Jetzt fängt man auch im Innern des Landes in den Haiden an, die Felder mit Knicken einzukoppeln,“ sprach man zu mir, „und nun wird der Ackerbau dort große Fortschritte machen.

Ohne Knicken kann man ihn nicht einrichten.“ Das eigentliche Knickenland geht nur so weit, als das Herzogthum Schleswig geht. Weiter in Jütland gibt es wenige oder gar keine Knicken mehr. „Das ist ein trauriges Land,“ sagte man, „schlechte Ackerwirthschaft. Jetzt bessert es sich dort aber auch bedeutend. Sie fangen an — Knicken zu errichten. Nach Fühnen und Seeland sind in neuerer Zeit viele Holsteiner gekommen. Und wo die hingekommen sind, haben sie Knicken gebaut. Auf Fühnen sieht es schon besser aus, als auf Seeland. Dort gibt es schon weit mehr — Knicken.“

Es ist nicht leicht, in andern Ländern, die noch keine Knicken haben, das Knicken-System auszubreiten. Denn abgesehen davon, daß man die Leute von den Vortheilen der Knicken nicht gleich überzeugt, und daß man auch das Land, was die Knicken für sich wegnehmen, nicht gleich gewinnen kann, so sind sie auch schwer anzulegen. Die Büsche und Bäume, die darauf stehen, dorren leicht aus, werden vom Winde oder der Sonne vernichtet, müssen beständig nachgepflanzt werden, bis sich allmälig eine dichte, solide, hohe Hecke bildet, die gehörigen Widerstand zu leisten im Stande ist.

Ein Hauptgrund, warum man die Knicken hier für so nöthig hält, sind die fortwährenden heftigen Westwinde, denen das Land ausgesetzt ist und vor denen jene Dämme das Korn, das Vieh, die Blüthe aller der innerhalb des eingekoppelten Terrains befindlichen Früchte bewahren. Und ein zweiter Grund ist die Viehwirthschaft, die der vornehmste und entscheidende Gewerbzweig des Landes ist.

Die Leute glauben hier, wie in England, und höchst wahrscheinlich mit dem vollsten Rechte, daß das Vieh nur dann das werden und geben könne, was es werden und geben soll, wenn es sich Tag und Nacht ungehütet, frei und ungezwungen nach eigner Willkür auf der Weide bewegen könne. Dies ist nur möglich bei solchen hohen, soliden und zweckmäßigen Einfriedigungen, wie es die Knicken sind, welche alle fremdartigen Störungen von außen abhalten und auch die Thiere selbst vor Extravaganzen bewahren und welche das ganze Land, so zu sagen, in eine Menge hübscher Futterkammern eintheilen, in denen das Vieh ohne die genirende Aufsicht eines Hirten auf die freieste und zugleich sicherste Weise sich ergehen kann.

Diese eingefriedigten holsteinschen Koppelwiesen sind große künstliche und zugleich sehr natürliche Stallungen, in denen Natur und Kunst, so zu sagen, sich vereinigt haben, etwas zu schaffen, was weder die Vortheile der einen noch der andern entbehren lasse. Ich war einmal zwei Tage bei einem Landeigenthümer in der reizenden Grafschaft Kent, und wenn ich mich an das erinnere, was die Leute mir dort über die Nothwendigkeit und die Vortheile ihrer hedges und fences sagten, und damit vergleiche, was sie hier im Angeln- und Sachsen-Lande über ihre Knicken erzählten, so finde ich beide Aeußerungen so wunderbar ähnlich, daß ich Mühe hatte, zu glauben, daß die Angel-Sachsen nicht erst heute oder gestern, sondern schon im fünften Jahrhundert in Kent eingewandert seien.

Die Knicken sollen ihren Namen daher haben, daß

daß man das auf ihnen wachsende Holz und Gebüsch regelmäßig nach einer gewissen Reihe von Jahren umhaut oder „knickt“. Das daraus gewonnene Holz verwendet man zu allerlei häuslichen Zwecken. Es geschieht dies Umknicken dann, wenn das eingefriedigte Land wieder zum Ackerbau aufgebrochen wird. Verwandeln sich nachher die Aecker wieder in Wiesen und erscheint das Vieh auf den Koppeln, so sind indeß die grünenden und blühenden Wände seines Stalles schon wieder gewachsen und zu der gehörigen Höhe gediehen.

Der schlimmste Nachtheil, den die Knicken haben, ist der bedeutende Verlust von Land, den sie verursachen, indem sie einen langen Streifen fruchtbaren Bodens dem Ackerbau entziehen. Auch ist ihre Unterhaltung sehr kostspielig und viele Feinde des Getreides, Vögel, Mäuse, Insecten &c. finden in ihnen ihre Zuflucht.

Natürlich gibt es daher auch im Lande eine Partei von Landwirthen, welche — gegen die Knicken sind. Diese Antiknickianer streiten in Journalen und Büchern heftig gegen die Knicken, worauf denn die zahlreichen Freunde derselben, wie z. B. Herr Martens in „Apologien der schleswig-holsteinschen Feldbefriedigungen“ und andern Schriften antworten.

In ästhetischer Hinsicht gibt es, wie ich andeutete, ebenfalls einen doppelten Gesichtspunkt für die Knicken. Der flüchtig das Land Durchreisende wird mehr Ursache finden, die Knicken zu verwünschen, als sie zu preisen. Denn meistens bewegen sich die Heerstraßen und Feldwege beständig zwischen zwei hohen dichten Buschwänden oder Coulissen hin,

die zur Rechten und Linken alle Aussicht verhindern und zwischen denen man sich stets wie in einem Hohlwege fortbewegt. Sie bringen den Reisenden manchmal wirklich zur größten Verzweiflung. Dagegen erfreuen sie wieder das Auge und Herz, wenn man die großen Wege verläßt und abseits auf den Fußsteigen im Innern des Landes streift. Da sieht man, welchen anmuthigen und friedlichen Charakter diese blühenden Hecken der Landschaft geben. Es ist, als wenn die ganze Gegend durch sie in eine Menge großer Kammern oder Säle abgetheilt werde. Auf anmuthigen Wiesenwegen läuft man durch diese Kammern hin. Bei jedem neuen Wall, den man übersteigen muß, sind ein Paar Stufen angebracht und man tritt über sie weg in eine neue Kammer. In der einen Kammer findet man melkende Kühe, in der andern eine Pferdefamilie, in malerische Gruppen vertheilt, in einer dritten arbeitende Ackerleute. Es ist, als wäre die ganze Natur durch die Knicken in eine Menge kleiner Bilder eingerahmt. Uebersieht man von einer Höhe einen ganzen Landstrich, so ist es, als übersähe man eine ganze Bildergallerie, die geraden und winkeligen Linien der Hecken setzen sich in einen wohlgefälligen Contrast mit den unregelmäßigen und wellenförmigen Linien, welche die Abgrenzungen der natürlichen Abtheilungen der Hügel, Thäler, Wälder, Flüsse dazwischenbringen.

Das Ländchen Angeln ist seiner Fruchtbarkeit wegen weit und breit berühmt, und fast rivalisirt sein Ruhm mit den westlichen Marschen, denen Angeln in Bezug auf die Anmuth der Natur bei weitem vorausgeht. Die Angeln

oder, wie sie auch genannt werden, die Angliter, sind größtentheils seit alten Zeiten freie Eigene ihres Grundes und Bodens und bekannt und beneidet als wohlhabende Leute. Namentlich jetzt spricht man es sowol tadelnd als lobend aus, daß Luxus und Reichthum unter ihnen in außerordentlicher Zunahme begriffen sind. Die angliter Bauern sollen es in Aufwand und Luxus allen Bauern der Ostküste zuvorthun und oft darin die Grenzen der Billigkeit überschreiten.

Am ausführlichsten und genauesten ist dies Ländchen beschrieben von dem trefflichen Dr. Jensen, der auch sein Vaterland Schleswig-Holstein mit einer ausgezeichneten Kirchengeschichte beschenkt hat. Ich fand bei diesem vorzüglichen Kenner der Gegend, der in einem höchst anmuthigen Pastorate mitten im Lande wohnt, eine freundliche Aufnahme und war nicht wenig glücklich, daß ich mit ihm einige Spaziergänge in die Umgegend unternehmen konnte. Wir besuchten einige Dörfer in der Nähe, besahen mehre Bauerhöfe, kletterten durch ein Paar Dutzend Koppeln und Knicken, und so an der Hand eines kundigen Eingebornen in dem Lande wandernd, lernt man in kurzer Zeit mehr Eigenthümlichkeiten kennen, als man in der Ferne aus den Vorlesungen oder Schriften eines Professors erfährt. Das Wenige, was ich von Angeln gelernt habe, verdanke ich diesem meinen hiesigen Gastfreunde, dessen ganze Thätigkeit dem Studium und der Schilderung seiner Landsleute gewidmet war.

Ich lernte hier zum ersten Male jenen oben berührten Unterschied zwischen einem nach dänischer Weise und einem

nach alter niedersächsischer Weise eingerichteten Bauerngehöfte deutlich kennen. Dieser Unterschied in der Einrichtung der Häuser ist zwischen beiden Nationen so groß, daß sie mir in dieser Beziehung mehr als in jeder andern abzuweichen scheinen. Der Dänen und Sachsen Häuser sind verschiedener, als die Worte ihrer Sprache, als ihre Kleidung, als ihr ganzer Nationalcharakter.

Das Wesen und die Denkweise des Angliters, selbst dessen, der jetzt deutsch spricht, scheint noch in hohem Grade mit dem Wesen der eigentlichen Jüten übereinzustimmen und sich sehr scharf von dem der Niedersachsen im Süden der Schlei zu trennen. Mir wurden hier zur Beleuchtung des Unterschieds zwischen den Angeln und Sachsen Anekdoten erzählt, die ganz und gar mit dem übereinstimmten, was ich später von den Jüten hörte. „Wenn ich bei Missunde," so sprach mein Freund, „in dem letzten Dorfe von Swansen, einen Bauer nach dem Wege frage, so sagt er mir schlicht und einfach, wohin ich zu gehen habe. „„Der Herr muß sich erst rechts, dann bei dem nächsten Kreuzwege links wenden und dann führt ihn ein gerader Weg dahin, wohin er wünscht"". Setze ich aber über die wenige Hundert Ellen breite Schlei bei Missunde und frage hier in dem ersten anglischen Dorfe den ersten besten Angliter nach dem Wege, so macht er ein freundliches Gesicht, sieht meine Equipage und Pferde an und thut selbst noch einige Fragen, ehe er meine Frage beantwortet. Dann nimmt er einen großen Anlauf, beschreibt mir die verschiedenen Wege, die zu meinem Ziele führen oder nicht führen und läuft mit so vielerlei Demonstrationen neben

meinem Wagen her, daß ich am Schlusse um nicht viel klüger bin, als zu Anfange."

Auch in vielen andern Dingen soll sich noch jetzt die alte Sage, daß Dan, der Urvater der Dänen, und Angel, der Urvater der Angeln, Brüder waren, bestätigen und bethätigen. So z. B. soll sich selbst in den deutsch redenden Distrikten Angelns noch eine besondere Vorliebe für alte scandinavische Traditionen und für die Lectüre der alten dänischen Geschichtschreiber kund geben. Es sollen hier und da um einen alten Mann des Dorfes, der noch dänisch versteht und die alten dänischen Sagen-Bücher vorlesen kann, sich gern die Leute versammeln, um ihm zuzuhören.

Wenige begreifen ihn ganz, Einige geben sich Mühe, noch ihre alte Kenntniß des Dänischen wieder zu ergänzen, um seinen Vorlesungen folgen zu können, und Einige sprechen wenigstens ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht mehr im Stande sind, diese Dinge zu verstehen.

Viele glauben in dieser Bereitwilligkeit, mit der die Leute ihre Ohren jenen alten scandinavischen Sagen öffnen, gleichsam noch ein Erwachen des schlummernden Bewußtseins der hiesigen alten scandinavischen Volkspsyche zu erkennen. Natürlich begrüßen die Dänen solche Regungen mit besonderer Freude.

Indessen ließen solche Erscheinungen auch ganz unbeschadet der guten deutschen Gesinnung der Angeln sich sehr wohl bloß aus dem Umstande erklären, daß die dänischen Sagen und Traditionen und die daraus entstandenen Volksbücher an und für sich außerordentlich interessant sind

und Jeden, der sie zu lesen vermag, in hohem Grade ansprechen müssen.

Eine andere bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Angeln, von der man mir Vieles erzählte, ist der außerordentliche Klassen- und Ranggeist, der in den hiesigen Landleuten stecken soll. Die Bauern theilen sich hier der Hauptsache nach in sogenannte „Bohlsmänner", welches die eigentlichen Bauergutsbesitzer sind, und in sogenannte „Käthner" und „Insten", die bloß ein kleines Haus nebst Garten und kleinem Felde haben. Obgleich ein ähnlicher Unterschied und ein ähnlicher aristokratischer Geist der Bauern überall in der Welt vorkommt, so soll doch hier dieser Geist besonders stark hervortreten.

Die Familien der Bohlsleute sollen sich bis auf die neueste Zeit herab fast nie mit den Familien der Käthner und Insten durch Ehebündnisse verbunden haben. Und kamen Mesalliancen vor, so führten sie oft zu eben solchen tragischen und fast romantischen Mißhelligkeiten, wie die Mesalliancen des Adels mit den andern Ständen. Die Bohlsleute saßen und sitzen noch überall zu oberst an, und selbst jetzt noch, wenn Bohlsleute und Käthner im Felde zusammen durch die Koppeln gehen und über die Knicken auf jenen hölzernen Stufen, die ich erwähnte, steigen, so ist es unartig und ungehörig, wenn nicht der Käthner oder die Käthnersfrau dem Bohlsmann oder der Bohlsmannsfrau den Vorrang läßt.

Selbst beim Abendmahlgehen, wo wir, als vor Gott stehend, uns doch Alle gleich achten müßten, soll sich dieser Unterschied zwischen Bohlsleuten und Käthnern bemerklich

machen. Es soll dieser Unterschied sich noch aus den ältesten Zeiten herschreiben, wo die freien Bohlsbesitzer die eigentlichen vollberechtigten Mitglieder der Gemeinde waren, wo aus ihnen der Adel des Landes hervorging und wo auf der andern Seite von ihnen der Stand der Sclaven sich abschied, denen die Bohlsbesitzer zu ihrem Unterhalte gewöhnlich eine Hütte und ein Stückchen Feld gaben und die daher als die eigentlichen Vorfahren der Käthner angesehen werden.

Der Käthner war selbst noch in späterer Zeit gewissermaßen blos der Hintersasse des Bauern, und der Bauer räumt selbst jetzt noch zuweilen nur aus Gefälligkeit mitunter ihm einen Stand in der Kirche und einen Platz auf seinem Begräbnisse auf dem Kirchhofe ein.

Im vorigen Jahrhunderte hat hier einmal ein Prediger sich besondere Mühe gegeben, diese Rangsucht bei seinen Anglitern zu bekämpfen, und unter andern hat er auch einmal einen Todtenkopf mit auf die Kanzel gebracht und seiner Gemeinde, den Todtenkopf in der Hand, eine Predigt über den grantendirten Unterschied der Bohlsleute und Käthner gehalten. Vielleicht hat dieser Prediger einmal etwas von dem Todenkopf gehört, den Shakspeare's Hamlet in die Hand nahm und bei dessen Producirung dieser Prinz ganz ähnliche Verse sprach, als jener Prediger hier seinen Todtenkopf auf der Kanzel zur Gemeinde reden ließ.

Mich interessirten diese Verse sehr, indem ich sie im Stillen mit Hamlet's Rede verglich. Sie lauteten so:

Sieh mich an, scharf ins Gesicht!
Willt Du, ich will mich umdrehen.

Kannst Du es nicht wobei sehen,
War ich Bohlsmann oder nicht?
Was und wie viel war es wohl
Was ich sonst besessen habe?
War mein Haus, mein Gut und Hab
Eine Kathe oder Bohl?
Ei, versuch es, kannst Du noch
Was ich auf der Welt gewesen,
Jetzt aus meinen Augen lesen?
Eins von beiden war ich doch.
Sag mir, wie man sehen kann,
Wo bei freundschaftlichem Essen
Ich mit meinem Rumpf gesessen,
Oben oder unten an? u. s. w.

Solche originelle und geistreiche ad hominem demonstrirende Predigten sind jetzt leider sehr selten und könnten doch auch noch sonst wol mitunter eine heilsame Wirkung hervorbringen.

Merkwürdig ist es, wie hier in diesen Grenzmarken der deutschen Sprache die verschiedenen Sprachen mit einander ringen. So wird die plattdeutsche Sprache, welche sich noch kaum in diesen ehemals dänischen Distrikten festgesetzt hat, jetzt schon wieder von der hochdeutschen bedrängt. In der Kirche hiesigen Landes sind überall die Inschriften aus dem 16. und sogar noch aus dem 17. Jahrhunderte plattdeutsch.

Der Adel selbst sprach damals noch plattdeutsch, und das Plattdeutsche war bis ans Ende des 16. Jahrhunderts sogar die Sprache der Gesetze und aller öffentlichen Verhandlungen. Seitdem ist nun allmälig die plattdeutsche Sprache von den Kanzeln, aus den Gesetzbüchern, aus den

Kreisen der gebildeten Stände verschwunden und die hochdeutsche an ihre Stelle getreten.

Dieser Sieg des Hochdeutschen über das Plattdeutsche geht noch immer fort, es verbreitet sich das Hochdeutsche selbst unter den geringern Klassen immer mehr und mehr, und man spricht schon vielfältig die Ansicht aus, daß die plattdeutsche Sprache hier untergehen und das Hochdeutsche auch in dem Munde jedes Bauern an ihre Stelle treten würde.

Es ist merkwürdig, daß dieser Kampf des Plattdeutschen mit dem Hochdeutschen hier, so zu sagen, über den Köpfen der eingebornen Dänen durchgefochten ist und wird, und daß sie hier in ihrem Lande einen Kampf mit angesehen haben und noch ansehen, an dem sie weiter keinen Antheil haben und von dessen Ursache sie nichts begreifen. Es war ihnen nur gewiß, daß ihr Schicksal von dem Ausgange des Kampfes abhing.

Alle hiesigen Dänen, welche schon seit 400 Jahren unter dem Einflusse der deutschen Sprache stehen, haben zuerst von uns plattdeutsch lernen müssen und alsdann haben sie plattdeutsch wieder verlernen und hochdeutsch von uns annehmen müssen. Es ist wol gewiß, daß die Dänen jetzt in dem seit 200 Jahren so siegreich auftretenden und entschieden entwickelten Hochdeutsch einen viel gefährlichern Feind haben, als in dem ehemals herrschenden Plattdeutsch, das weder eine bedeutende Literatur, noch eine bedeutende Ausbildung dem Dänischen gegenübersetzen konnte.

Daher sind auch die Fortschritte des Deutschen anfänglich so unbedeutend gewesen und werden immer bedeu-

tender werden, je mehr das Hochdeutsche bei den Deutschen selbst zur allgemeinen Herrschaft kommt. Die Spaltung des Deutschen in zwei Dialekte, in einen Dialekt der Gebildeten, in einen andern der Ungebildeten, war gewiß der Conservirung des Dänischen förderlich. Denn der Däne, der nur in der Kirche und Schule hochdeutsch lernte, ward damit doch noch nicht in Stand gesetzt, seinen plattdeutschen Bauernachbar zu verstehen, auch half ihm das Deutsche, was er von diesem lernen konnte, wieder in der Schule und Kirche nichts.

In Begleitung meines gütigen angliter Gastfreundes setzte ich meine Reise am andern Tage durch den östlichen Theil des Landes Angeln an die Meeresküste zur Bucht von Gelting fort. Dieser östliche Theil des Landes ist eben so wie das östliche Küstenländchen Sundewitt im Norden und die östlichen Küstenländchen Schwansen und Dänisch-Wold im Süden und eben so wie das östliche Holstein ganz unter eine Anzahl von privilegirten Gutsherrschaften vertheilt.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die alten Ritter, welche diese Gutsherrschaften begründeten, sich hauptsächlich auf der Ostküste des Landes hielten, während das Innere, die Haidegegenden, für Colonisten und freie Anbauer geöffnet blieb und die ganze westliche Marschküste, die auch in dieser Beziehung in dem merkwürdigsten Contraste mit der Ostküste steht, von vorn herein sowol freie Bauern hatte, als auch sogar zum Theil den Adel ganz aus den zu ihr gehörigen Landschaften verbannte.

Auf der ganzen Westküste in den Marschen gibt es

nur ein einziges privilegirtes adeliges Rittergut. Auf der Ostküste dagegen zieht sich von Lübeck nordwärts hinauf bis an die Grenzen von Jütland eine fast ununterbrochene Reihe von 240 adeligen Gütern hin, die in verschiedene Distrikte getheilt sind, welche der oldenburger, der preetzer, der kieler, der dänischwolder, der schwansener und der erste und zweite angelsche Distrikt heißen. In der Mitte von Holstein gibt es nur 34 solche adelige Güter, welche im Itzehoer adeligen Güter-Distrikt vereinigt sind.

Alle diese adeligen Güterdistrikte haben ihre eigene, von den Grundherren geleitete Verwaltung und geübte Polizei und stehen nicht unter den königlichen Amtleuten. Sie bilden den merkwürdigsten Contrast mit den sogenannten octroyirten Kögen und den privilegirten Marschgemeinden auf der Westküste.

Dieser charakteristische Gegensatz der Ost- und Westküste erklärt sich zum Theil aus der Verschiedenheit der Landesnatur beider Striche, zum Theil aus der Verschiedenheit der Bewohner. Im Westen gewährte die Marsch einen Boden, der nur durch die größte Anstrengung seiner Bewohner, durch das Aufbieten aller Kräfte gewonnen und erhalten werden konnte. Dort, wo Jeder beständig mit dem Spaten und der Hacke für die Vertheidigung und Sicherung der Heimath auf der Wache stehen mußte, und wo daher Jeder seine Kräfte fühlte, hätte nothwendig, selbst wenn er zuvor nicht bestand, ein freier Bauernstand sich entwickeln müssen. Dazu kam, daß sich hier überall der für die Marschen so geeignete, republikanisch gesinnte Stamm der Friesen ausbreitete, dessen Sinn sich der Herr-

schaft von Gutsherren nicht beugen wollte, und bei denen sogar der bestehende Adel auf der ganzen Ausdehnung der Küste aufgehoben wurde.

Auf der Ostküste dagegen fanden die Ritter, welche Dominien zu stiften oder zu acquiriren Lust hatten, ein hübsches fruchtbares Land, fix und fertig. Auch war die Gegend hügelig und daher zum Schloßbau so wie zum anmuthigen Wohnen noch geeigneter als die kahle reizlose Westseite. Dann aber, und dies mag wol die Hauptsache sein, wohnten im Osten Holsteins die Wagrier, ein slavisches Volk, dessen Land von dem deutschen Holstein aus erobert und unter die Ritter vertheilt wurde.

Die Eroberungen slavischer Länder durch die Deutschen haben aber überall die Stiftungen unzähliger Dominien zur Folge gehabt. Die Slaven zeigten sich, im Gegensatz mit den Friesen, überall als Leute, welche merkwürdig geeignet waren, als glebae adscripti den deutschen Grundherrn zu dienen, und zum Theil ging die ganze Ausbildung der strengen Leibeigenschaft der Bauern in Mitteleuropa aus den für die Deutschen siegreichen Kriegen mit den Slaven hervor und theilte sich von da aus auch den benachbarten Ländern mit.

Von Wagrien aus dehnten sich die Besitzungen der deutschen Adelsgeschlechter und auch diese selbst allmälig mehr und mehr über die benachbarten östlichen Küstenlandschaften Schleswigs aus. Nach den mittlern Haidegegenden trugen die Herren natürlich deswegen kein so großes Verlangen, weil diese Gegenden mehr oder weniger wüste und unfruchtbar waren. Erst jetzt in den neuern Zei-

ten wurden nun auch diese Haidegegenden mehr und mehr urbar gemacht, und es entsteht hier jetzt ein neuer Stand sehr gut situirter und zum Theil sehr wohlhabender freier Bauern.

Wir passirten einige sehr berühmte anglische Rittergüter, Rundhoff zur Linken, Gelting zur Rechten. Die Familie Rumohr ist in diesem Lande besonders groß und reich geworden. Es gibt hier Güter, auf denen seit 300 Jahren Rumohre auf Rumohre gefolgt sind. Die Stammsitze dieser Rumohre aber so wie auch der andern hier in Schleswig begütert gewordenen Familien, der Ranzaue, der Ratlow's, der Brockdorf's, der Reventlowe, der Qualen, der Krummendick's, der Pogwische, der von der Wisch liegen alle im Süden der Eider in Holstein.

Diese deutschen Geschlechter breiteten sich besonders seit dem 14. Jahrhunderte in Schleswig aus, seitdem dieses Herzogthum in immer näherer Berührung mit Holstein kam, und im Laufe der Jahrhunderte ist es endlich so weit gekommen, daß am Ende alle alten ursprünglich dänischen Adelsgeschlechter, welche das Land früher in Händen hatten, völlig verschwunden sind.

Der ganze Adel des Herzogthums Schleswig ist schon seit lange vollkommen deutsch. Es gibt zwar natürlich auch Manche unter ihnen, welche dänische Namen haben, aber diese sind wol nur später wieder in Folge der Verbindung des Herzogthums mit Dänemark herübergekommen und sind in Sprache, Bildung, Sitte doch trotz ihres dänischen Namens ganz deutsch geworden, eben so wie diejenigen Geschlechter mit deutschen Namen und von deut-

schem Ursprunge, welche man in Dänemark findet, doch am Ende ganz dänisch geworden sind.

Der eigentliche uralte dänische Adel wurde ja in Dänemark selbst unter dem Einflusse neuer Einwanderungen mehr oder weniger vernichtet. In viel höherem Grade ist er dies in dem Herzogthum Schleswig. Hier ist er fast eben so spurlos verschwunden wie der slavische Adel in Wagrien oder in andern, von Deutschen eroberten slavischen Ländern und im höhern Grade, als der alte angelsächsische Adel in England unter dem Einflusse der einwandernden normännischen Geschlechter.

So wie indeß wir noch die Steingräber der alten finnischen oder celtischen Ureinwohner des Landes finden, so finden wir auch noch Stellen genug in Schleswig, wo ein alter dänischer Hofes- oder Schloßname, oder ein versumpfter Schloßgraben, etwas vermodertes Mauerwerk und eine dem Boden beigemischte Quantität Holzkohlen den Platz eines alten dänischen Adelssitzes bezeichnen.

In seinem Werke über Angeln führt der Pastor Dr. Jensen als solche Stellen z. B. folgende auf: Hardesbyegaard, Gammelbyegaard, Ruggesgaard und eine Menge anderer. Vorzüglich sind Kohlenüberreste, natürlich nur in Verbindung mit einem solchen alten Namen, oder in Verbindung mit einer Tradition und einem Schloßgraben, Anzeichen eines besondern Alters des Sitzes. Denn erstlich sind Kohlen fast ganz unverwüstlich und können sich ganze Reihen von Jahrhunderten auf der Oberfläche des Bodens conserviren, und dann ist es wahrscheinlich, daß die ältesten dänischen Geschlechter hier anfangs ihre Häu-

ser aus Holz bauten und man erst später aus Stein zu bauen anfing.

So wie es in England wenige Familien gibt, die ihren Stammbaum bis vor die normännische Eroberung zurückführen können, so weiß man hier in Schleswig kaum ein einziges dänisches Geschlecht mehr zu nennen, welches vor der deutschen Einwanderung auf jenen mit Kohlen bezeichneten Schloßplätzen wohnte.

Auf der Küste von Angeln besuchte ich noch einen würdigen Herrn, der dort auf einem isolirten ländlichen Hofe lebte und sich mit einer ausgezeichnet hübschen Sammlung alter nordischer Stein-Antiquitäten umgeben hatte. Es war die reichste Privatsammlung dieser Art, von der ich im Herzogthum Schleswig etwas sah oder hörte.

Der Besitzer hatte auch seinen Hof und Garten mit einer Menge alter interessanter Runensteine, die im Schleswigschen gefunden waren, ausgeschmückt. Es waren die ersten Runensteine, die ich in meinem Leben sah. Und von hier aus werden nun dergleichen Dinge nach Norden hin, nach Jütland und Norwegen hinauf immer zahlreicher.

Die Freunde, welche sich in dem Hause versammelt fanden, sprachen sich alle mit großer Mäßigung über die Mißhelligkeiten zwischen den Deutschen und Dänen in diesen Gegenden aus. Obgleich es lauter Deutsche waren, so behaupteten sie doch keineswegs, daß die unter den Deutschen allgemein herrschenden Ansichten alle in jeder Hinsicht die einzig richtigen seien, und gaben gern zu, daß auch die Dänen in vielen Stücken, wenn man sich nur in ihren Gesichtspunkt versetzte, ganz recht hätten.

Von meinem frühern Gastfreunde, dem Pastor Jensen, erzählten sie mir, daß er in seiner schleswig-holsteinschen Kirchengeschichte eine so unparteiische Darstellung der dänischen und deutschen Sprachverhältnisse in hiesigen Landen aufgestellt habe, daß er darüber sowol aus Jütland und Dänemark als auch aus Schleswig und Holstein von unparteiischen Männern die freundlichsten Schreiben voll der aufrichtigsten Anerkennung seines redlichen Strebens erhalten habe.

Ich schiffte mich alsdann in einem kleinen Boote ein, um nach der Insel Alsen hinüberzusegeln. Ich war ganz allein in meinem Schiffe, und ich will gestehen, daß, indem ich noch über die Aeußerungen meiner unparteiischen Freunde nachdachte, mir diese gar nicht besonders gefielen. Eine leise Stimme fing in mir an, gegen sie zu eifern, sie für kalte Patrioten und schlechte Deutsche auszugeben.

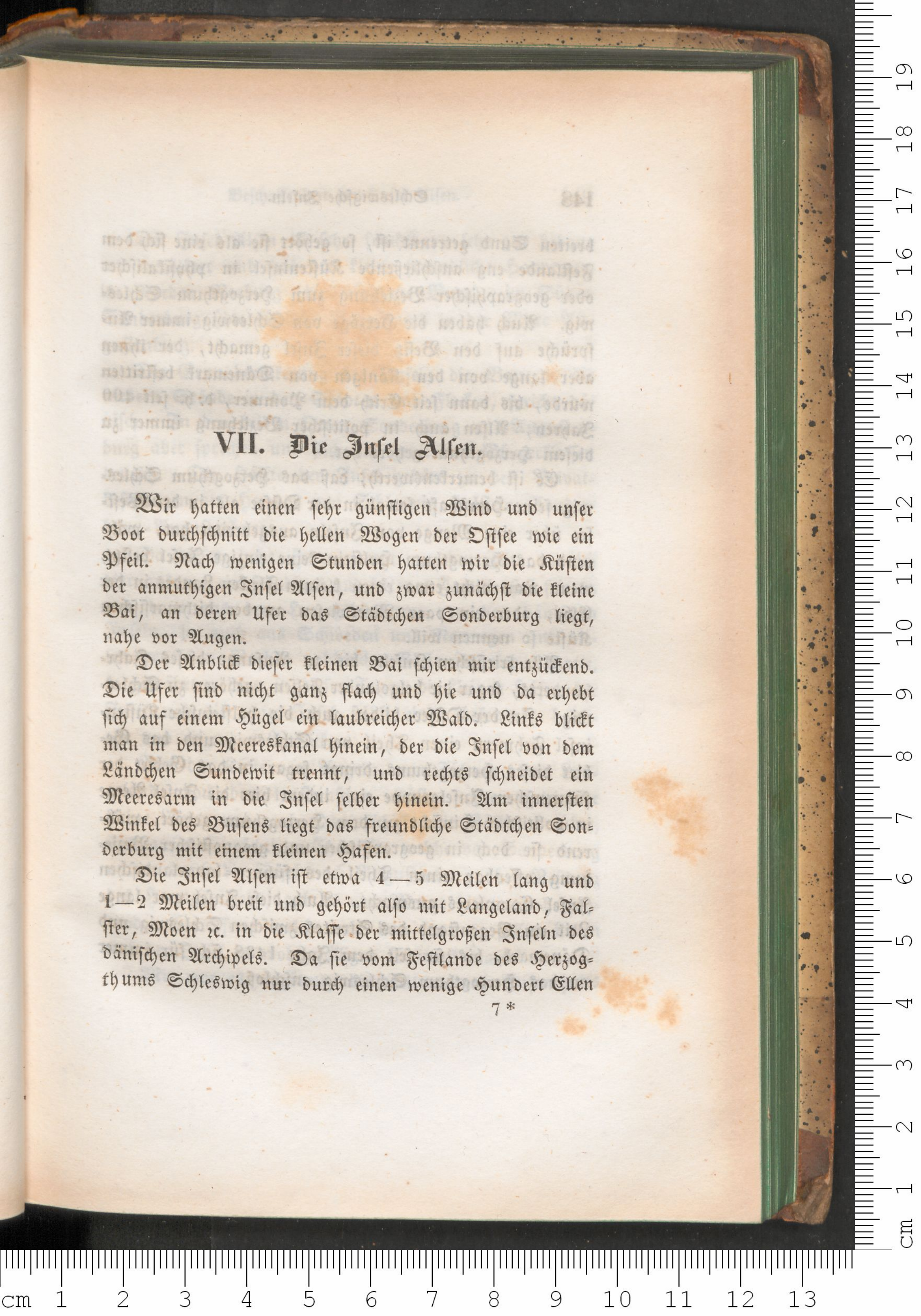
Ich ließ diese Stimme eine Zeit lang in mir gewähren und wunderte mich darüber, in mir, der ich mir eingebildet hatte, kosmopolitisch und unparteiisch zu fühlen, so etwas laut werden zu hören.

Wie tief steckt doch nicht in unsrer Natur die Sympathie, welche wir für die Genossen unsers Volks empfinden! Es ist in uns Allen etwas von dem Sinne der Kinder Israels, und ich glaube, selbst der größte Philosoph kommt wol schwerlich ganz aus dem Bande der Vorurtheile oder der Sympathien heraus, welche ihm von Jugend auf als Mitglied dieser oder jener Nation ankleben.

„Was ist wol schöner und herrlicher, was ist lobenswerther und erhabener“, sprach ich zu mir, „als ein gerechter und aufrichtiger Mann, der alle Menschen auf gleiche Weise liebend, nichts als die Wahrheit sucht, der vom Urtheil der Menge und der Zeit sich nicht hinreißen läßt, und sich auf einen höhern Standpunkt schwingend und seine Nationalgefühle in sich selbst bekämpfend sich ein eignes, von seinen und seiner Mitbürger Leidenschaften unabhängiges Urtheil bildet und dies kühn und ohne Furcht ausspricht. Und doch suchst du, den alle diese Sachen nur entfernt angehen, nun auch mit diesen Unparteiischen zu hadern. Wie mag es ihnen erst bei denen ergehen, die wirklich lebhaft Partei machen?“

Ich muß gestehen, daß die nationale Parteiung der Dänen gegen die hiesigen Deutschen und die Parteiung der Deutschen gegen die Dänen im Ganzen so groß ist, und daß die Meinungen und Ansichten auf beiden Seiten sich so gerade zuwiderlaufen, daß für echte Unparteiische in der Mitte äußerst wenig Platz bleibt.

Die Bucht von Gelting hat auf der südlichen Seite noch ganz saxonisirte Bewohner, auf der andern Seite aber streifen schon die Distrikte heran, in denen die gewöhnliche Sprache des gemeinen Mannes dänisch ist. Meine Schiffer verstanden plattdeutsch und dänisch.



VII. Die Insel Alsen.

Wir hatten einen sehr günstigen Wind und unser Boot durchschnitt die hellen Wogen der Ostsee wie ein Pfeil. Nach wenigen Stunden hatten wir die Küsten der anmuthigen Insel Alsen, und zwar zunächst die kleine Bai, an deren Ufer das Städtchen Sonderburg liegt, nahe vor Augen.

Der Anblick dieser kleinen Bai schien mir entzückend. Die Ufer sind nicht ganz flach und hie und da erhebt sich auf einem Hügel ein laubreicher Wald. Links blickt man in den Meereskanal hinein, der die Insel von dem Ländchen Sundewit trennt, und rechts schneidet ein Meeresarm in die Insel selber hinein. Am innersten Winkel des Busens liegt das freundliche Städtchen Sonderburg mit einem kleinen Hafen.

Die Insel Alsen ist etwa 4—5 Meilen lang und 1—2 Meilen breit und gehört also mit Langeland, Falster, Moen ꝛc. in die Klasse der mittelgroßen Inseln des dänischen Archipels. Da sie vom Festlande des Herzogthums Schleswig nur durch einen wenige Hundert Ellen

breiten Sund getrennt ist, so gehört sie als eine sich dem Festlande eng anschließende Küsteninsel in physikalischer oder geographischer Beziehung zum Herzogthum Schleswig. Auch haben die Herzöge von Schleswig immer Ansprüche auf den Besitz dieser Insel gemacht, der ihnen aber lange von den Königen von Dänemark bestritten wurde, bis dann seit Erich dem Pommer, d. h. seit 400 Jahren, Alsen auch in politischer Beziehung immer zu diesem Herzogthum gehört hat.

Es ist bemerkenswerth, daß das Herzogthum Schleswig seine Herrschaft sowol in der Ostsee als in der Westsee über eine Menge von Inseln ausgebreitet hat, während das Herzogthum Holstein keine einzige Insel besitzt, wenn man nicht etwa einen kleinen Flecken Landes in der Elbe, oder ein paar Meerwiesen an der dithmarsischen Küste so nennen will.

Alle friesischen Inseln bis zu Anfange dieses Jahrhunderts, sogar die helgolander Felsen, gehören zu Schleswig. In der Ostsee bildet auch die holsteinsche Küsteninsel Fehmern einen Theil von Schleswig und das Gebiet dieses Herzogthums dringt sogar in das Gebiet der fühnenschen Inselgruppe ein, indem hier die Insel Aeroe in politischer Hinsicht zu dem Herzogthum gehört, während sie doch in geographischer und geognostischer Beziehung offenbar einen Theil des fühnen-langelandischen Insel-Complexes ausmacht. Auch diese Insel war lange Zeit ein Gegenstand des Streites zwischen Schleswig und Dänemark, bis sie seit dem Jahr 1438 sich für immer an das Herzogthum Schleswig anschloß.

Die Insel Alsen ist sehr fruchtbar, sehr gut bebaut und bevölkert und hat drei kleine freundliche Hauptorte, im Norden Norburg (die nördliche Burg), im Süden Sonderburg (die südliche Burg) und in der Mitte Augustenburg.

Die Grundbevölkerung der Insel, die Bauern, die niedern Stände in den Städten und Flecken, spricht dänisch. In den beiden Orten Sonderburg und Augustenburg aber sprechen und sind alle gebildeten Bürgerklassen deutsch. Die Hälfte der Insel gehört zu den Privatbesitzungen des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Da dieser hohe Herr gerade zu der Zeit, wo ich hier ankam, ein freudiges und seltenes Familienfest feierte, und dazu aus den Herzogthümern, von den dänischen Inseln, ja auch aus Schweden und Norwegen und vielen deutschen Reichen zahlreiche Gäste eingeladen hatte, so gewährten denn in diesen Tagen die kleinen Häfen der Insel und die ganze Insel selbst einen besonders belebten und reizenden Anblick.

Von der Küste von Angeln, von Fühnen, von Langeland, von den holsteinschen Küsten eilten zahlreiche kleine Boote und auch Dampfschiffe mit Gästen herüber, und auf der prächtigen Chaussée, welche von Sonderburg mitten durch die Insel nach Augustenburg, der Residenz des Herzogs, geht, gab es eine Menge hin- und herfahrender Carrossen, welche mit dem sonst so stillen Leben auf der Insel in wohlgefälligen Contrast traten.

Mir war es vergönnt, die Zeit meines Aufenthalts

auf dieser reizenden Insel zu einigen Ausflügen ins Innere zu benutzen und dabei die Beschaffenheit derselben näher kennen zu lernen. Auch boten die mannigfaltigen zauberischen Festlichkeiten, welche die nächsten Tage auf Augustenburg verherrlichten, und bei denen die Inselbewohner zur Ehre ihres geliebten Herrn sich vielfältig hervorthaten, die angenehmste Gelegenheit zu mehrfachen ethnographischen Belehrungen.

Der schönste Punkt von Alsen ist das Schloß Augustenburg und seine Umgebungen. Es liegt ungefähr in der Mitte der Insel, an dem innersten Winkel eines tiefeindringenden Fjords der Ostsee. Der Weg von Sonderburg dahin führt durch lauter liebliche, parkähnliche Gefilde und das Schloß selbst ist von anmuthigen Gärten und Buchenhainen umgeben.

Es wurde am Ende des 17. Jahrhunderts vom Herzog Ernst Günther, dem Stifter der herzoglich-augustenburgischen Linie, gebaut. Auch stammt erst aus dieser Zeit der daneben liegende freundliche Ort Augustenburg, an dessen Stelle bis dahin ein Dorf, Stavnsböl, gestanden hatte. Weil die Sprache des Hofes natürlich die deutsche war, so wurde auch die herrschende Sprache dieses Orts, der sich hauptsächlich mit Hofbeamten bevölkerte, die deutsche, und er ist also gewissermaßen als eine kleine deutsche Colonie anzusehen.

Die Parkanlagen erstrecken sich längs des Fjords in entzückender Abwechselung hin und enthalten die schönsten Buchen, die ich sah. Unter ihnen befinden sich einige, die ihrer ausgezeichneten Größe, oder ihrer be-

sonders herrlichen Bildung, oder andrer mit ihnen verknüpften Umstände wegen, umständlich beschrieben zu werden verdienten.

Zwei von diesen Bäumen heißen die Frühlingsbuchen, weil sie zu denjenigen Buchen gehören, die im Frühlinge 8 — 14 Tage früher ausschlagen als die übrigen und die sich einzeln zerstreut in allen hiesigen Holzungen finden. Es ist dies eine sonderbare Erscheinung, die von den Forstmännern noch nicht aufgeklärt ist.

Eine eigene Gattung von Buchen wollen die Forstkundigen aus diesen Frühlingsbuchen nicht machen, da sie sich von den übrigen durch nichts als durch eine hellere Farbe der Blätter unterscheiden. Uebrigens soll sich jenes frühere Aufbrechen der Knospen auf jeder Stufe des Alters zeigen und nicht etwa nur bei solchen, die durch ihre Stellung im Walde begünstigt sind, sondern auch bei solchen, die ganz unter denselben äußern Verhältnissen und in unmittelbarer Nähe neben den ausschlagenden stehen.

Eine jener Frühlingsbuchen im augustenburger Park, schlug im Jahre 1750 am 5. April aus, und da dies ungewöhnlich früh war, so hatte man die lobenswerthe Idee, dies Factum in die Rinde des Baumes einzuschneiden, und seitdem hat man jedes Jahr auf der Rinde des Baumes den Tag bemerkt, an welchem er ausschlug, und so ist denn hier ein merkwürdiger und interessanter Frühlingskalender zu Stande gekommen, der einen sehr sichern Anhaltspunkt zu Aufschlüssen über das Klima dieser Gegenden gewährt.

Da einige von den Inschriften, mit denen der Baum bedeckt ist, ausgewachsen sind, so kann man zwar nicht alle mehr deutlich lesen. Aber es geht doch aus einer Beobachtung von 100 Jahren hervor, daß die Zeit der Entfaltung des frühern Buchenlaubes hier zwischen dem 5. April und 17. Mai liegt, also um 42 Tage variirt, und daß der mittlere Zeitpunkt auf den 26. April fällt. Wie interessant und nützlich wäre es, wenn man in andern Parks und Wäldern dies Beispiel nachgeahmt und ähnliche Frühlingskalender angelegt hätte.

Da ich so oft des schönen Anblicks der Buchen in hiesigen Gegenden erwähne, so will ich einige genauere, aus besten Quellen kommende Angaben über die Höhe und den Holzgehalt einiger dieser Bäume im augustenburger Park hier einschalten.

Es gibt daselbst mehre alte Buchen, die 15—18 Klafter (à 78 hamburger Kubikfuß) Holz enthalten und bis zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß aufsteigen. Der herzogliche Oberförster maß am Boden eine vom Winde umgestürzte Buche und fand ihre Höhe zu 140 Fuß. Er kannte eine andere, die nach seiner Berechnung 30 Klaftern Klafterholz und 10 Klaftern Knüppelholz, im Ganzen also 40 Klaftern oder etwa 3000 Kubikfuß Holz enthält. Man kann sich denken, welchen prachtvollen Anblick solche Riesenpflanzen, die zuweilen eine dem Bau und Wuchs der Palmenbäume sehr ähnliche Entwickelung haben, gewähren müssen.

Andere Bäume in den augustenburger Lustgehölzen sind wegen der mit ihnen verknüpften historischen Ereig-

nisse merkwürdig, so z. B. die drei großen uralten Eichen, welche die Verschwörungseichen heißen, weil unter ihnen zur Zeit des dänischen Königs Christian V. die drei holsteinschen Herzöge von Plön, Glücksburg und Augustenburg ein Bündniß schlossen und einen Plan verabredeten, den damals auf der höchsten Stufe der Macht befindlichen Minister Schumacher oder Griffenfeldt zu stürzen, von dem alle drei schwer beleidigt waren, ein Zweck, den sie auch erreichten, da Griffenfeld bald nachher angeklagt, verurtheilt und als Gefangener nach Munkholm in Norwegen geschickt ward, wo er später gestorben ist.

Da die Winter auf diesen Inseln meist sehr milde sind und das Thermometer selten unter 6—8 Grad Kälte hinabsinkt, so kann man hier manche Pflanze überwintern, welche bei uns in Deutschland weit größeren Gefahren ausgesetzt ist. So steht z. B. hier in dem Park von Augustenburg schon seit 50 Jahren eine magnolia tripetala völlig unbedeckt, und nicht einmal von einer Mauer geschützt. Auch reifen im Sommer hier im Freien so schöne Feigen, wie ich sie im nördlichen Deutschland nicht gegessen habe. Zahme Kastanien- und Wallnußbäume sind auf den dänischen Inseln noch sehr gewöhnlich.

Auch sind diese Gegenden für den Pomologen interessant, weil hier nach Norden hin die letzte ausgezeichnete Apfelart vorkommt und sehr verbreitet ist, nämlich die Grafensteiner Aepfel. Diese treffliche Frucht hat ihren Namen von Grafenstein, einem Schloß und Städtchen, das dem Herzoge von Augustenburg gehört.

Man erzählte mir, ein Vorfahr des Herzogs habe die ersten Pflanzen dieser Aepfelgattung aus Italien gebracht, sie in dem grafensteiner Garten angepflanzt und es sei daraus die in Rußland und auch anderwärts so beliebte Fruchtgattung hervorgegangen. Sie hat sich von Grafenstein aus in vielen Gärten der benachbarten Inseln und Küstenländer verbreitet und ist jetzt ein nicht unbedeutender Ausfuhrartikel geworden. Besonders gern hat man sie in Petersburg, und dahin geschehen auch die meisten Versendungen. Ich hörte sogar von einem hiesigen Gärtner, der die kaiserliche Tafel mit grafensteiner Aepfeln versehen und dafür sich auch einer besondern Auszeichnung zu erfreuen gehabt.

Es gibt zwar weiter im Norden wol auch noch gute Früchte, doch keine so berühmte und als Handelswaare behandelte Gattung, wie die grafensteiner Aepfel auf der Insel Alsen, Thaasing, den Landschaften Sundewit, Angeln u. s. w.

Auf den Ausflügen durch die anmuthigen Gefilde der Insel, bemerkte ich in dem Hintergrunde eines kleinen Meerbusens mehre niedrige Wiesengründe, von denen man mir sagte, daß sie erst in neuerer Zeit sich aus dem Meerwasserboden in Festland verwandelt hätten. Beinahe von allen Fjorden oder Nooren, die in die Insel hineingehn, läßt sich nachweisen, daß sie in frühern Zeiten tiefer ins Land gingen als jetzt, und daß sie sich allmälig von der Insel zurückziehen.

Fast alle jetzigen Seen auf Alsen sind ursprünglich Meerbusen gewesen, die erst durch Regen und Süßwasser-

zufluß ausgesüßt wurden. Hier bezeichnet man einen Hof, bis zu welchem vor 300 Jahren ein Meerbusen vorschritt, der aber jetzt mitten im Lande liegt — dort einen Mühlendamm, der eine Meerbusenspitze abschnitt und allmälig einen Süßwassersee bildete — dort wieder eine Schleuse, die jetzt dem Seewasser da den Eingang versperrt, wo früher eine Brücke nöthig war — dort wieder eine Brücke, die man bald in eine sperrende Schleuse zu verwandeln gedenkt — und dann wieder ein kleines Binnengewässer, das noch vor 200 Jahren von Seeschiffen befahren wurde, das jetzt aber von allen Seiten her von vorschreitenden Wiesen zusammengedrängt, zu einem Sumpf eingeschrumpft und dem Vertrocknen nahe ist.

So wie auf Alsen, eben so ist es auf allen andern dänischen Inseln und man sieht daher, daß dies Phänomen weit genug verbreitet ist, um die Aufmerksamkeit sowol der Nationalökonomen als auch der Naturforscher zu verdienen.

Wie interessant wäre es, wenn man ungefähr die Arealgröße des ganzen jährlichen Wiesenzuwachses, der in allen zahllosen Fjorden, Nooren und Seen auf der Ostküste der cimbrischen Halbinsel und auf den dänischen Inseln stattfindet, angeben könnte.

Ein anderes merkwürdiges geographisches Phänomen ist in dem dänischen Inselarchipel die Zusammenkopplung zweier Inseln durch einen äußerst schmalen und engen Erddamm. So liegt z. B. bei Alsen eine kleine Insel Kikenis, die mit der Hauptinsel durch einen solchen Damm verbunden

ist. So bei Aeroe die kleine Insel Ihskowland, die mit Aeroe ganz dieselbe Figur macht, wie Kikenis mit Alsen. So bei Fühnen die Insel Hellenaes, die ebenfalls mit Fühnen nur durch einen ganz schmalen Landstrich verknüpft ist. Aehnlich bei Moen das Inselchen Ulfsbale. Dasselbe Phänomen kehrt mehrfach wieder und zeigt sich auch selbst bei Rügen, was eigentlich eine Gruppe von kleinen, durch schmale Dämme verbundenen Inseln ist. Höchst wahrscheinlich waren früher alle diese Inseln durch Meerengen getrennt, welche allmälig durch die vom Meere aufgeworfenen Dämme zu Fjorden umgewandelt wurden.

In der Mitte der Insel Alsen liegt ihr höchster Berg, der sogenannte Hügeberg, der noch 116 Fuß über die höchsten Buchen der Insel emporragt und von dessen Gipfel man das ganze reizende Ländchen überschaut. Nach Osten hat man die fühnensche Inselgruppe in einer Entfernung von zwei Meilen, einen Theil der großen Insel Fühnen selbst und eine Menge kleiner Inseln, die an ihrer Küste hin liegen und einen sehr hübschen Anblick gewähren.

Einige von diesen kleinen Inseln haben ein oder zwei Quadratmeilen Größe, andere nur eine halbe oder gar nur ein viertel oder achtel Quadratmeile Ausdehnung. Man erzählt von den Einwohnern dieser kleinen Inseln, daß ihr Nationalstolz gerade im Verhältniß mit der Größe ihrer Insel stehe.

So sagt man von den Bewohnern der Insel Thorseng, die eine ganze Meile lang ist, daß sie ihre Insel

wie ein Continent im Vergleich mit den noch kleinern und ganz winzigen Landbrocken betrachten, die in ihrer Nähe liegen, und deren Bewohner sie mit einer Art von Verachtung „Insulaner" nennen. Dasselbe ist auf Aeroe der Fall hinsichtlich der Bewohner von Dreioe, Strynoe ꝛc. Auf diesen letztern Inseln sucht man wieder eine Satisfaktion darin, die Bewohner der noch kleinern Eilande Birkholm und Horjtoe als „Insulaner" herabzusetzen, die dann als die kleinsten von allen dies endlich auf sich sitzen lassen müssen.

Nicht wenig interessirten mich meine wiederholten Besuche in dem freundlichen Städtchen Sonderburg, dessen hübsche reinliche Häuser auf fleißige und ordnungliebende Bürger zu deuten schienen. Einige Häuser sind sehr alt und mit höchst interessanten Skulpturen in Holz geziert, die wol einer nähern Aufmerksamkeit verdient hätten. Auch die Kirche des Orts ist in vielfacher Beziehung interessant. Man findet an den Wänden einen höchst merkwürdigen Stammbaum des oldenburgischen Hauses und daneben die Begräbnißkapelle der herzoglich-augustenburger Linie.

Das alte Schloß von Sonderburg ist jetzt zum Theil eine Ruine und wird als Magazin benutzt. In einem der vier starken Thürme des Schlosses, der jetzt abgebrochen ist, saß der dänische Louis XI., Christian II., nach seiner Thronentsetzung 17 Jahre lang von 1532—1549 gefangen.

Der König hatte einen steinernen Tisch in seinem Gefängnisse, den er in den zahllosen traurigen Stunden,

die er hier verlebte, unzählige Mal umwandelte. Er setzte dabei den Daumen seiner Linken auf den Tisch, und indem er damit beständig auf derselben Linie hinrutschte, bildete er so eine Rille in dem Steine aus.

Dies merkwürdige Tischblatt ist nicht mehr hier, und Einige wiesen mich daher nach Kopenhagen, Andere nach Rendsburg, wo es sich in dem Arsenal befinden sollte. Uebrigens sah ich noch den dicken steinernen Fuß dieses Tisches, und man führte mich durch eine enge Thür in das enge Vorgemach des Gefängnisses des Königs, welches selbst nun, wie gesagt, weggerissen und vermauert war.

Es ist mir unbegreiflich, wie dieser thatkräftige und energische König diese lange Haft aushalten konnte, ohne an seinem Verstande zu leiden, und wie ihn, besonders bei seinem belasteten Gewissen, nicht die Schwermuth, die ihn allerdings zuweilen anwandelte, gänzlich zu Boden drückte. Und behielt er seinen Verstand, so ist unbegreiflich, daß er ihn nicht zu etwas Nützlichem anwendete, daß er nicht den Drang in sich fühlte, z. B. wie Napoleon, seine Memoiren zu schreiben.

Er saß hier unter der Regierung seiner beiden Nachfolger bis nahe an sein siebzigstes Jahr und muß wahrlich eine tüchtige Leibesbeschaffenheit gehabt haben, daß er so etwas aushalten konnte. Von hier wurde er nach dem Schlosse Kallundborg auf Seeland gebracht, wo ihm ein milderes Gefängniß zu Theil wurde und wo er als 78jähriger Greis starb, nachdem er drei andere Könige den Thron hatte besteigen sehen, auf dem er einst selbst gesessen.

Was ich von den ackerbauenden Bewohnern der Insel sah, gefiel mir außerordentlich. In ihrer Wirthschaft und auf ihren Feldern zeugte Alles von Fleiß und Fortschritt. Ich besuchte mehre Bauergehöfte, die durch ihre Nettigkeit, Reinlichkeit und Wohlhabigkeit mich im höchsten Grade ansprachen. Ueberall auf den Pachthöfen fand ich Meiereien nach holsteinscher Weise (die übrigens auch schleswigsche Weise ist) eingerichtet, und man sagte mir, daß viele alsener Meierinnen ihrer Geschicklichkeit wegen nach Fühnen hinübergerufen würden.

Auch hatten wir mehre Male Gelegenheit, einen großen Theil der Landleute versammelt zu sehen und uns an ihrem guten Aeußern und ihrer ganzen sittsamen und anständigen Erscheinung zu erfreuen. Obgleich die Zusammenkünfte sich zuweilen auf mehre Tausende von Menschen beliefen, so wurde doch an polizeiliche Maßregeln gar nicht ein Mal gedacht, ohne die es bei solchen Gelegenheiten in Preußen gewiß nicht abgegangen wäre. Obgleich Jeder freien Zutritt hatte, so wurden doch nirgends Bettler und Gesindel bemerkt, an denen es in vielen andern Ländern bei solchen Gelegenheiten einen unglaublichen Ueberfluß gegeben haben würde.

Besonders hübsch nahmen sich die jungen Mannschaften der Insel aus, die bei verschiedenen Festlichkeiten, unter andern bei einem Ringreiten erschienen. Es kamen dabei 400 berittene, mit Lanzen bewaffnete, wohlgekleidete muntre Bauersöhne zusammen, die ihr Rennen auf einer hübschen Wiese in der Nähe des Schloßgartens abhielten.

Es waren daselbst vier hölzerne Gerüste errichtet. Von

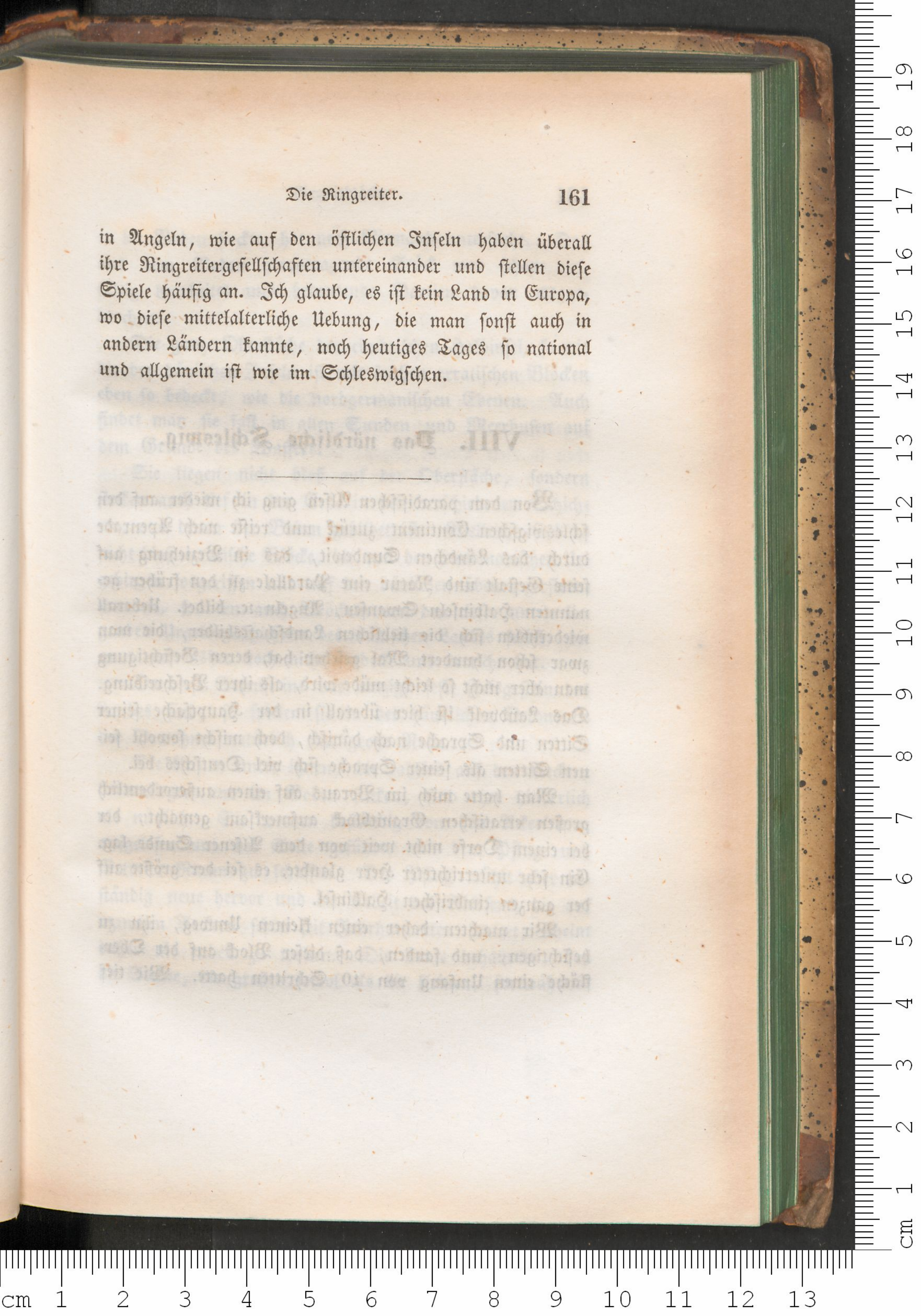
jedem derselben hing an einer Schnur ein kleiner eiserner Ring, den die Reiter im Gallopp mit der Lanze herunterstechen mußten, herab. Die Reiter waren in Compagnien getheilt, in einer ziemlichen Distance aufgestellt und vier von ihnen setzten sich auf ein gegebenes Zeichen zugleich in Bewegung, jeder seinen Ring sich ersehend.

Am Ende jeder der vier Bahnen war eine gigantische Puppe in türkischer Costumirung, die sie den „Mooren" nannten, lose an einen Pfahl gelehnt, so daß sie leicht umgestoßen werden konnte. Jeder Ringreiter hatte, selbst nachdem er seinen Ring getroffen, noch die Pflicht mit der umgekehrten Lanze diesen Mooren umzustoßen, was deswegen nicht so leicht ist, weil die Pferde sich gewöhnlich vor dem Popanze scheuen und ihm meistens, gerade wenn der Reiter zustoßen will, mit einigen wilden Sätzen ausweichen.

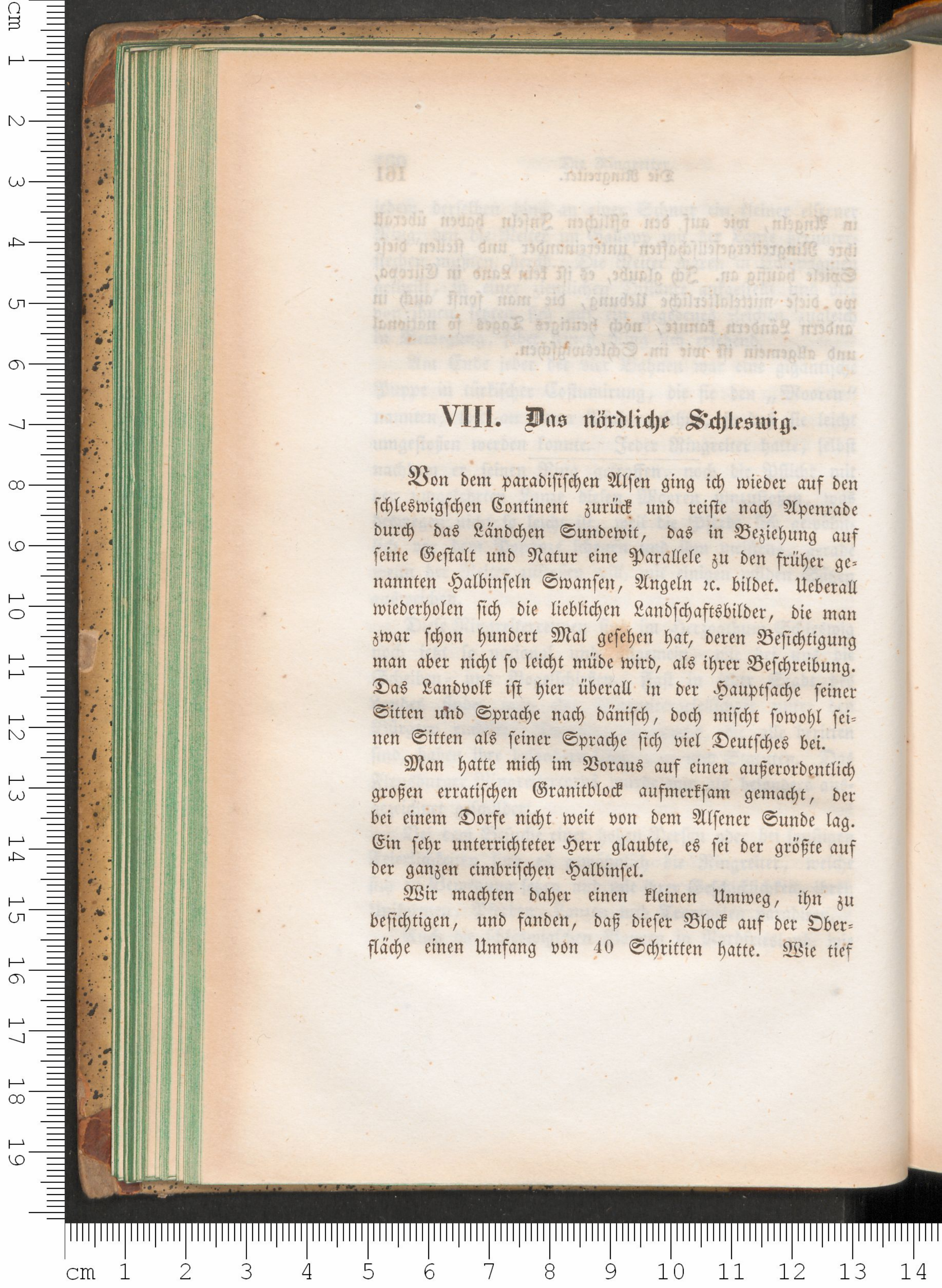
Diese Ringreiterrennen sind im Herzogthum Schleswig noch jetzt so national und allgemein, wie bei uns die Scheiben- und Vogelschießen. Fast in jeder Stadt des Landes findet man eine Ringreitergesellschaft unter den Bürgern etablirt. Die Ringreitercorps, die alle beritten sind, haben ihre besondern Uniformen und Statuten. Das Flensburger Ringreitercorps wurde mir als besonders ausgezeichnet geschildert.

Bei dem Besuche einer hohen Person oder bei sonstigen Feierlichkeiten sind es gewöhnlich die Ringreiter, welche sich in Bewegung setzen und mit ihrer Geschicklichkeit, ihren Uniformen, Pferden, Lanzen und Trompeten paradiren.

Auch die schleswigschen Bauern in Nordfriesland, wie



in Angeln, wie auf den östlichen Inseln haben überall ihre Ringreitergesellschaften untereinander und stellen diese Spiele häufig an. Ich glaube, es ist kein Land in Europa, wo diese mittelalterliche Uebung, die man sonst auch in andern Ländern kannte, noch heutiges Tages so national und allgemein ist wie im Schleswigschen.



VIII. Das nördliche Schleswig.

Von dem paradisischen Alsen ging ich wieder auf den schleswigschen Continent zurück und reiste nach Apenrade durch das Ländchen Sundewit, das in Beziehung auf seine Gestalt und Natur eine Parallele zu den früher genannten Halbinseln Swansen, Angeln rc. bildet. Ueberall wiederholen sich die lieblichen Landschaftsbilder, die man zwar schon hundert Mal gesehen hat, deren Besichtigung man aber nicht so leicht müde wird, als ihrer Beschreibung. Das Landvolk ist hier überall in der Hauptsache seiner Sitten und Sprache nach dänisch, doch mischt sowohl seinen Sitten als seiner Sprache sich viel Deutsches bei.

Man hatte mich im Voraus auf einen außerordentlich großen erratischen Granitblock aufmerksam gemacht, der bei einem Dorfe nicht weit von dem Alsener Sunde lag. Ein sehr unterrichteter Herr glaubte, es sei der größte auf der ganzen cimbrischen Halbinsel.

Wir machten daher einen kleinen Umweg, ihn zu besichtigen, und fanden, daß dieser Block auf der Oberfläche einen Umfang von 40 Schritten hatte. Wie tief

er im Boden steckte, hat noch Niemand untersucht. Das aus dem Boden hervorragende Stück war schon vielfältig bearbeitet und bedeutende Partien davon weggebrochen.

Die ganze Oberfläche der cimbrischen Halbinsel, so wie die der dänischen Inseln ist mit solchen erratischen Blöcken eben so bedeckt, wie die nordgermanischen Ebenen. Auch findet man sie fast in allen Sunden und Meerbusen auf dem Grunde des Wassers.

Sie liegen nicht bloß auf der Oberfläche, sondern stecken auch tief in der Erde in den verschiedenen Schichten, aus denen der Boden gebildet ist. Vielleicht sind es nicht bloß erratische Blöcke, die von den scandinavischen Urgebirgen losgerissen und auf den dänischen Ebenen zerstreut wurden, sondern auch Bröckeln von den tiefer unten liegenden Urgebirgsschichten des dänischen Landes selbst, die man nur bisher noch nicht entdeckt und erreicht hat.

Da diese Streusteine das einzige feste Felsgestein des Landes sind, so spielen sie in der häuslichen Oekonomie der Bewohner natürlich eine große Rolle.

Die kleinen unter ihnen, die zahllos auf den Aeckern herumliegen und im Boden stecken, sind eher hinderlich als nützlich. Sie werden beständig von den Ackerleuten aufgelesen und bei Seite geführt, um dem Pfluge und Getreide Raum zu schaffen. Der Pflug wühlt aber beständig neue hervor und die Arbeit des Ablesens, die auf manchen Aeckern schon seit Jahrhunderten dauert, scheint daher nie enden zu wollen. Die Leute behaupten, daß die Steine, die großen sowol als die kleinen, fortwährend

aus dem Boden sich erheben oder, wie sie sich ausdrücken, „wachsen."

Da die Steine schwerer sind als das Erdreich, das sie umgibt, und der Regen dies Erdreich beständig lockert, so sollte man eher umgekehrt an ein Hinabsinken der Steine zu glauben geneigt sein. Allein man behauptet allgemein, daß Aecker, die man bis zur Tiefe der Pflugfurche rein abgelesen habe, nach einer Reihe von Jahren wieder fast eben so viele Steine zeigen, wie früher, und daß sie alle 10 oder 20 Jahre wieder abgelesen werden müssen. Auch kommen ganz große Blöcke zum Vorschein, von denen man früher keine Spur wahrnahm.

Jemand sagte mir, er glaube diese Erscheinung so erklären zu können: der atmosphärische Niederschlag rinne an den Seiten der Steine herunter und sammele sich auch zum Theil unter den Steinen. Wenn nun dies unter dem Stein sich sammelnde Wasser im Winter gefriere und dadurch sich ausdehne, so würde der Stein durch das Eis nach oben gehoben. Beim Aufthauen des Eises setze sich im Frühling dann an die Stelle des Eises vom Wasser zusammengespültes Erdreich, und auf diese Weise würde der Stein alle Jahre etwas weiter heraufgebracht. Ob aber wol noch andere hebende Kräfte unten in den so starr und todt scheinenden Erdschichten walten oder ob das Ganze sich bloß aus einer beständig fortgesetzten Wegspülung der Ackerkrume erklärt?

Die größern Granitblöcke sind für dies völlig felsenlose Land übrigens ein dankenswerthes Geschenk der Natur. Die Leute verwenden sie als Baumaterial auf hundertfache

Weise in ihren Städten und Dörfern. Alles, was besonders dauerhaft sein soll, wird aus solchen erratischen Blöcken, diesem Tribute der scandinavischen Urgebirge an das dänische Flötzland, verfertigt.

Wie wir in unsern Felsen große Steinbrüche anlegen, so legen sie hier in jedem einzelnen Blocke einen kleinen Steinbruch an. Sie zerspalten sie mit eisernen Keilen in Platten und Quadersteine und bauen aus diesen ihre Treppen, ihre Brücken, ihre Mauern.

In allen Städten bestehen die Schwellen der Häuser aus solchen erratischen Granitblöcken. Auf den Gräbern erscheinen diese von antidiluvianischem Eis und Wasser ehemals weit hergeholten, vielfach herumgetriebenen Blöcke als Monumente, an den Chausséen als Brückenpfosten und an den Mauerwerken als Eckpfeiler.

Eine große Quantität von ihnen ist in die alten heidnischen Grabhügel des Landes geschleppt, aus denen sie jetzt, wo vielleicht hier und da schon Mangel an solchen Steinen entstanden ist, wieder hervorgeholt werden, um im Haushalte verwandt zu werden.

Manche Bauerngehöfte sah ich in diesen Landen, die wahrhaft cyclopisch aussahen, bei denen die Mauern und Hofeseinfassung aus solchen rohen übereinandergehäuften Blöcken bestanden. Die Pfosten der Hofthüre waren ein Paar besonders lange Blöcke dieser Art und die Gänge und Fußwege ebenfalls aus solchen Steinmassen gebildet.

Wahrscheinlich würden diese Lande in hohem Grade minder bewohnbar sein, wenn die Natur nicht die Vorsorge gehabt hätte, diese Blöcke über die Gefilde auszu-

streuen, denn um die Straßen in ihren Städten zu pflastern, müssen sie wieder zu diesen Feldsteinen greifen, und um ihre Chausséen makadamisiren zu können, müssen sie dieselben Feldsteine sammeln und zerklopfen.

In Erstaunen setzte mich der schlechte Zustand der Wege im Herzogthum Schleswig. Obgleich die Heerstraße an der Ostküste des Landes hinauf über die Städte Schleswig, Flensburg, Apenrade 2c. der vornehmste Verkehrsweg des Landes ist, nicht nur für die Verbindung des südlichen Herzogthums mit dem jütischen Norden, sondern auch für die Verbindung zwischen Kopenhagen und Hamburg, so ist noch selbst im Jahre 1845 dieser Weg keineswegs überall chaussirt.

Das Herzogthum Schleswig ist, glaube ich, schlechter chaussirt, als irgend ein Theil der dänischen Staaten. Das Herzogthum Holstein hat beinahe schon jetzt eben so viele Meilen Eisenbahn, als Schleswig Chaussée.

So wie man nach den dänischen Inseln Fühnen und Seeland hinüberkommt, findet man überall gute Chausséen. Auch in Jütland sollen die Wege unvergleichlich viel besser unterhalten sein. Schleswig erscheint in dieser Beziehung offenbar vernachlässigter, als irgend ein andres der dänischen Lande. Erst unter dem jetzigen Könige fängt man an, Vieles für die Verbesserung der Wege zu thun.

In den beiden nördlichsten Städten von Schleswig, in Apenrade und Hadersleben ist die Parteiung zwischen den Anhängern der dänischen und deutschen Nationalansichten am heftigsten. Die herrschende Partei ist aber die der Deutschen, denn deutsche Bildung und Sprache herr-

schen in diesen Städten bei allen Gebiledten vor. Dänisch wird nur von den untern Klassen und von den kleinern Bürgern dieser Städte im gemeinen Leben gesprochen. Die Bürgermeister und Rathsherren dieser Städte sind eifrige deutsche Patrioten.

Auf der Westküste des Landes liegt die Stadt Ripen, die, als nicht zum Herzogthum Schleswig gehörig, ein jütisches Enclave im schleswigschen Gebiete ist. Hier in diesem Ort, wo Alles dänisch ist und spricht, hat nun die dänische Ereiferung ihren Hauptsitz aufgeschlagen und man soll nirgends unzufriedener mit allem Schleswig-Holsteinschen sein, als in Ripen. Im Norden, in Jütland, sowie im Süden, in Holstein, sieht man die Sache schon ruhiger und unparteiischer an. Doch haben mir mehre Herren, die in der Nähe der jütischen Grenze wohnen, gesagt, daß die Grenze einen außerordentlich scharfen Abschnitt mache, und daß der Verkehr zwischen den oft verschwisterten Familien diesseits und jenseits der Grenze in Folge der neuen nationalen Reibungen in betrübendem Grade gestört und zerrissen sei.

Die Stadt Apenrade oder, wie ihr alter dänischer Name lautet, Aabenraa, liegt eben so wie Schleswig, wie Flensburg, wie alle östlichen Städte der cimbrischen Halbinsel, an der innern Spitze eines Fjords oder Meerbusens, der einen guten Hafen bildet. Die Stadt hat nach Flensburg die größte Schifffahrt im Herzogthum und eine bedeutende Schiffswerfte.

Ich machte mit einem Dänen von Jütland einen Spaziergang an den Hafen hinunter, den wir voll mit neu-

begonnenen Schiffsbauten fanden. Ein schwedisches Schiff war eben im Begriff, die Anker zu lichten und stach vor unsern Augen in See. Die schwedischen Matrosen verstanden sich, wie ich bemerkte, sehr gut mit den Dänisch redenden Hafenleuten.

Das Wasser war in Folge eines lange anhaltenden Westwindes bedeutend aus dem Fjord hinausgetrieben und große Strecken Seebodens lagen am Wasser hin ganz entblößt, wie man dies zur Ebbezeit in den Häfen der Westsee sieht. Ein solches Auslaufen des Wassers findet bei allen Fjorden statt, häufig erhöht oder vertieft sich der Stand des Wassers in diesen Fjorden wol um 4 bis 5 Fuß an einem Tage, ja zuweilen hat man, wie ich aus sehr guter Quelle erfahren habe, einen Unterschied von 8 Fuß im Niveau des Wassers beobachtet.

Wir kamen im Hafen mit einer Gesellschaft von apenrader Bürgern aus der Mittelklasse zusammen. Sie sprachen unter sich dänisch, mit uns aber sprachen sie hochdeutsch. Plattdeutsch, hochdeutsch und dänisch hörten wir hier durcheinander. Ich brachte die Rede auf die Ursache der jetzigen Sprachwirren und es war mir interessant, die Verschiedenheit der Ansichten dieser Leute wahrzunehmen.

Der Eine sagte, das Ganze rühre bloß von den Ständeversammlungen her, die hätten die Sache aufgebracht. Der Andere meinte, die Schleswiger wären bloß deswegen gegen die Dänen eingenommen, weil sie nicht wie die Jüten die Acciseabgabe bei ihren Städten haben wollten. Ein Dritter erklärte den ganzen Wirrwar für dummes

Zeug. Die Leute wüßten selbst nicht, was sie wollten und der Zwiespalt wäre auch gar nicht so arg wie man ihn darstellt. „Deutsche sind wir Alle mit Leib und Seele und wollen nichts andres sein,“ darin stimmten sie alle ein, auch die, welche dies nicht ganz gut auf deutsch von sich zu geben wußten.

Vor einer Thür fanden wir einen kleinen Jungen, der den letzten Vers des deutschen Nationalliedes der Schleswig-Holsteiner sang, wenigstens wiederholte er mehre Male singend die beiden Worte: „stammverwandt, Vaterland!“ Ich dachte natürlich, es wäre ein Deutscher. Als wir ihn aber deutsch anredeten, fand es sich, daß er bloß dänisch verstand.

Auf dem Markte von Apenrade hatte mein jütländischer Freund eine große Freude, denn es fand sich, daß alle die dort Gemüse, Eier und dergleichen verhandelnden Weiber ihre Waaren nur in dänischer Sprache feilboten und er erzählte mir mit einer etwas triumphirenden Miene, daß dasselbe auch noch in Flensburg der Fall sei. Dagegen erzählte man mir Deutschem wieder zum Troste, daß kürzlich ein Hausvater der Stadt sich als ein schönes Geburtstagsgeschenk bei seinen Kindern und Hausgenossen das Versprechen erbeten habe, daß von nun an zwischen ihm und seiner ganzen Familie nie mehr dänisch, sondern nur deutsch gesprochen werden solle.

Den Abend brachte ich mit meinem werthen Reisegefährten auf dem alten von der Königin Margaretha gebauten Schlosse Brönlund zu, das ehemals größer war und dessen Ueberreste jetzt zur Residenz des Amtmanns der Umgegend

eingerichtet sind. Jede der sämmtlichen kleinen Städte an den schleswigschen Föhrden hat ihr altes Schloß, das entweder von dänischen Königen oder von schleswigschen Herzögen gebaut wurde, und fast jede derselben war einmal die Residenz eines der vielen Zweige des schleswigholsteinschen Herzogshauses.

Diese alten Schlösser wurden gewöhnlich bloß „Häuser" mit dem Zusatze des Stadtnamens genannt, so z. B. Aabenraahuus (Apenrade-Haus), Haderlevhuus (Hadersleben-Haus), Koldinghuus (Kolding-Haus), oder sie hatten einen eignen Namen, wie das Schloß Duvenburg bei Flensburg, das Schloß Brönlund in Apenrade, das Schloß Gottorf bei Schleswig, welches letztere vor allen das merkwürdigste ist.

Am andern Tage fuhr ich von Apenrade nach Hadersleben, oder wie die Dänen die Stadt nennen, Haderslev. Ich hatte einen plattdeutsch redenden deutschen Postillion, und obgleich mir dies nach kosmopolitischen Grundsätzen ganz einerlei hätte sein können, so war es mir doch zufolge der in uns Allen steckenden und fast unvertilgbaren nationalen Sympathien fast so lieb, als hätte ich einen Bruder auf dem Bock. Je mehr man sich selbst kennen lernt, je mehr muß man es bewundern, wie tief die Wurzeln der Liebe in uns stecken, die uns Deutsche mit den 40 Millionen deutsch redenden Menschen verbinden.

Ich kam durch einen kleinen Strich öden Moor- und Haidelandes, einen östlichen Ausläufer der großen Haide in der Mitte. Solche kleine Haideausläufer gehen, glaube ich, in alle die Halbinseln der Ostküste hinein. Doch

stirbt die Haide in diesen fruchtbaren Halbinseln immer mehr und mehr aus. In Schwansen und Angeln wies man mir näher nach, wie und wann man den letzten unbebauten Haidespuren in diesen Halbinseln das Garaus gemacht habe.

Unterwegs bestieg ich einen der 300 Fuß hohen Berge des Landes und genoß von da aus einen interessanten Ausblick über den kleinen Belt auf Fühnen, auf die Haidelandschaften im Osten. Ein eben solcher 300 Fuß hoher Berg ist die Skamlingsbanke im nördlichsten Theile von Schleswig, auf dessen Gipfel in neuerer Zeit die Freunde des Dänenthums in Schleswig ihre dies Land so sehr aufregenden Versammlungen zu Gunsten des Scandinaventhums gehalten haben. Sie hatten von da aus über den Norden von Schleswig, über den kleinen Belt, über einen Theil von Jütland und Fühnen eine ähnliche Aussicht.

So wie man sich der haderslebener Föhrde naht, wird die Gegend wieder besonders hübsch. Die Hügel belauben sich, der Weg führt von der hohen Haide herunter zum Wasser und in der Tiefe mitten zwischen Buchenwaldungen, auf beiden Seiten von klarem Wasser umgeben, liegt, im Centrum eine schöne große Kathedrale, der freundliche Ort Hadersleben, die äußerste und nördlichste deutsch redende Stadt auf der cimbrischen Halbinsel.

Der allernördlichste, von Deutschen bevölkerte Ort ist die noch zwei Meilen der jütischen Grenze nähere Herrnhutercolonie, der Flecken Christiansfelde.

Die von Hadersleben nach Norden hin nächste Stadt Kolding liegt schon in Jütland und ist vollkommen dänisch.

In Hadersleben also kann man sich einbilden, gleichsam den äußersten Gipfel des ganzen großen, nach Süden sich ausbreitenden deutschen Völkerlebens erreicht zu haben. Es ist der äußerste Wachtposten, den die Deutschen auf die cimbrische Halbinsel hinaus vorgeschoben haben. Es ist hier der letzte Knoten der großen Kette zahlloser deutschen Städte, die von hier aus in langen Reihen sich südwärts bis an die Grenze Italiens hinziehen, der letzte Pulsschlag der großen deutschen Brüderschaft, die sich bis zu den Alpen hin ausbreitet. Ich kann mir denken, warum Diejenigen, welche an diesem Ort an dem Deutschthum festhalten, sich als besonders eifrige Patrioten zeigen.

Weiter nach Norden hin wird es für das deutsche Gemüth dunkel und unklar. Nach Süden hin liegt ihnen die helle Gegend. Für die Dänen ist es natürlich gerade umgekehrt.

Ein Deutscher, der in der Nähe des äußersten nördlichen Endes des Herzogthums Schleswig, wo die hier zu Lande viel besprochene Königsau die Grenze von Jütland bildet, seine Wohnung hatte, sagte mir mit Emphase und fast mit Rührung, als ich mit ihm vom Dänen- und Deutschthum sprach: „Bei der Königsau ist meine Welt zu Ende. Hier in der Mitte der cimbrischen Halbinsel stehe ich, den Rücken dem kalten Norden zugewandt und mit dem Angesicht nach dem warmen Süden, wo meine deutschen Brüder wohnen. Dort ist mein Herz, dahin schweifen abwärts mir die Gedanken."

Wir Deutschen im Innern vergessen es zuweilen, daß

wir noch so hoch im Norden so warm für uns schlagende Herzen haben. Uns schweifen die Gedanken oft wiederum abwärts nach dem Süden und wir singen: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen. Hier hat man für Jütland diesen Vers wenig schmeichelhaft umgewendet und citirte mir mehre Male die Worte so:

Kennst du das Land,
Wo man aus Holz die Schuhe macht,
Wo man aus Morast Töpfe brennt,
Wo man den Teufel Fannen nennt.

Der zweite dieser Verse geht auf die bei den Holsteinern etwas verschrienen jütischen Holzschuhe. Manche, wie es scheint, wollen es als ein Symbol der Rohheit der jütischen Nation nehmen, obwol sie dabei vergessen oder ignoriren, daß eine Menge Deutsche, Franzosen, Belgier ebenfalls auf Holzschuhen einherklappern.

Der dritte Vers geht auf die aus schwarzer Erde gebrannten jütischen Töpfe, die auf der cimbrischen Halbinsel überall viel feilgeboten werden, und der vierte Vers, der den eigentlichen Stich enthalten soll, auf das dänische Wort „Fannen", welches Teufel bedeutet.

In Hadersleben gibt es ein recht gutes Wirthshaus, das letzte und nördlichste gute Wirthshaus, wie man mir sagte, auf der cimbrischen Halbinsel. Die jungen hamburger Handelscommis, welche in diesen Ländern, Geschäfte machend, umherreisen, sollen sich gewöhnlich in diesem Wirthshause noch ein Mal mit gutem Essen, Trinken rc. recht gütlich thun und sollen hier oft Tage lang verweilen, bis sie sich entschließen, über die jütische Grenze hinaus

weiter nach Norden vorzudringen, weil sie sich vor den dortigen Wirthshäusern und vor deren Mangel an allen guten Dingen fürchten.

Man spricht hier ungefähr von Jütland wie im Erzherzogthum Oestreich und Mähren von Gallizien, und bedauert die Leute, die noch weiter über die Königsau hinausziehen müssen.

Ich kannte einen Schleswiger, der nannte Jütland immer gern das Land der Gothen (Jüten soll ungefähr so viel sein wie Gothen) und sagte, daß dort die Peitsche noch herrsche wie in Rußland, und wenn ich eine der Vorstellungen, welche die Leute hier von Jütland haben, entwickeln ließ, so kam es mir vor, als hätten sie Alle den alten guten Adam von Bremen gelesen, der von Jütland folgende Schilderung macht: „Ager ibi sterilis, das Feld ist dort unfruchtbar, praeter loca flumini propinqua omnia fere deserta videntur, außer den an den Flüssen liegenden Orten scheint Alles beinahe eine Wüstenei zu sein. Das Land ist von einer unermeßlichen Einsamkeit. Obwol es auch in Deutschland überall arge Moräste gibt, so ist doch Jütland in dieser Beziehung schlimmer als alle deutschen Länder. Zu Lande meidet man es wegen seines Mangels an allen guten Produkten und zur See wegen seiner unaufhörlichen Seeräuberei. Kaum wird an einigen Stellen eine Spur von Cultur gefunden. Kaum kann man hier menschlich wohnen. Nur wo die Meeresarme hineindringen, da gibt es große Ortschaften und Gemeinden.“

Nach Abzug des Abzuziehenden stehen nach dem Ur-

theil der Leute die Sachen noch jetzt ungefähr eben so: das heißt, in Deutschland ist es seitdem heller geworden, so wie auch in Jütland. Aber in der Vorstellungsweise der Leute stehen die Grade der Helligkeit ungefähr noch in denselben Verhältnissen wie früher.

Wenn ich hier sage: in der Vorstellungsweise der Leute, so meine ich damit die Masse. Denn natürlich, eben so wenig wie ich durch die Citirung jener Urtheile Jütland selbst zu charakterisiren oder tiefer herabzustellen beabsichtige, als es dies seiner Beschaffenheit nach verdienen mag, eben so wenig will ich damit zu verstehen geben, daß sich alle südlichen Bewohner der cimbrischen Halbinsel in Bezug auf Jütland groben Vorurtheilen überließen. Es geht Jütland wie Sibirien, wie der lüneburger Haide und andern Ländern, die besser sind als ihr Ruf. Wer sie nicht kennt, hegt sehr finstere Vorstellungen von ihnen. Wer sie kennt, ist dagegen voll ihres Lobes.

Auf der Ostküste von Jütland ist die Natur noch überall eben so reizend, wie auf der Ostküste der Herzogthümer. Ja, wenn man Schilderungen von der schönen Küste des Veiler Fjords oder der Umgegend von Skanderburg vernimmt, so möchte man glauben, daß die Natur das Land dort stellenweise noch lieblicher geschmückt habe. Selbst die öden Haidegegenden, welche die breite Mitte von Jütland ausfüllen, sollen sowol eines poetischen als eines malerischen Interesses nicht entbehren.

So wie die Bäume besonders auf der Westseite immer kleiner werden und am Ende selbst die hohen Eichen zu krüppeligen Büschen sich erniedrigen, so steigen dagegen die

Haidekräuter, je weiter man nach Norden kommt, immer höher auf und scheinen sich zu Bäumen erheben zu wollen. So weit Haidekraut sich überhaupt großartig zeigen kann, so weit zeigt es sich im Norden von Jütland so.

Auch gibt es Abwechslungen von Berg und Thal in den haidereichen Wüsten und ganze Landstriche, in denen alle Hügelgipfel von dem zarten Roth der zierlichen Haideblüthen erglühen.

Die Bewohner, besonders des jütischen Westens, stehen zwar in der Cultur noch zurück, aber sie sind ein kräftiges Kern- und Urvolk, das der Vorväter uralte Sitten treu bewahrt und dessen Studium dem Geschichtsforscher und Ethnographen die lehrreichste Ausbeute verspricht. Die alten Länder Vendsyssel und Thy im Norden des Limfjords sind wahre Schatzkammern für Tradition und Sagen und voll von alten noch jetzt vom Volke bezeichneten Schloß- und Burgplätzen der unternehmenden Seekönige dieses nordischen Landes.

Viel interessanter aber noch als durch diese alten Erinnerungen ist Jütland durch die jetzigen Fortschritte, die es macht. Es ist auch dort ein neuerer regerer Geist erwacht, der sich in vielfachen Richtungen thätig erweist. Der Verkehr mit andern Ländern ist in Zunahme, die Bevölkerung und der Reichthum des Landes haben sich bedeutend vermehrt.

Der Gemeingeist und die Theilnahme an den vaterländischen Interessen ist in fortwährendem Steigen. Der Ackerbau namentlich hat sich in hohem Grade gehoben und scheint in einer völlig revolutionirenden Reform be-

griffen. Vor 30 Jahren lagen viele der größten Güter verödet und verlassen. Sie waren verfallen und mit Schulden belastet und kosteten mehr, als sie abwarfen, die Herrschaften wohnten anderswo. Jetzt sind diese Güter in blühendem Zustande, gewähren ihren Besitzern reiche Revenuen und diese bewohnen wieder ihre väterlichen Häuser. Mir wurden mehre einzelne Familien namhaft gemacht und ihre Geschicke mir erzählt.

Natürlich aber ist trotz dem Allen einstweilen noch in dem Zustande der ganzen Masse des Volks an der schleswigschen Grenze, in der Mitte der cimbrischen Halbinsel, ein bedeutender Unterschied zu merken, und so wie man diese Grenze nach Jütland hin überschreitet, merkt man in allen Stücken, daß man eine große Stufe hinabsteigt und daß alle Zustände auf einem niedrigern Grade der Entwicklung stehen.

Die Stadt Hadersleben ist vermuthlich den meisten Deutschen weniger durch die Geographen als durch die Dichter bekannt geworden, und zwar besonders durch den dänischen Plautus Holberg, in dessen Lustspiel: „Der großsprecherische Barbier", ihr Name einige Dutzend Male vorkommt, und in welcher ein zudringlicher Prahler mit seiner berühmten Reise von Kiel nach Hadersleben groß thut, die er hundert Mal zu beschreiben den Versuch macht.

Der Name ist wol vermuthlich ursprünglich dänisch und von den Deutschen, wie so viele dänische Namen, corrumpirt. Hader soll ein alter Held oder Seekönig gewesen sein, der vielleicht den Ort gründete, und „lev" eine Endung, die sehr vielen dänischen Städtenamen angehängt

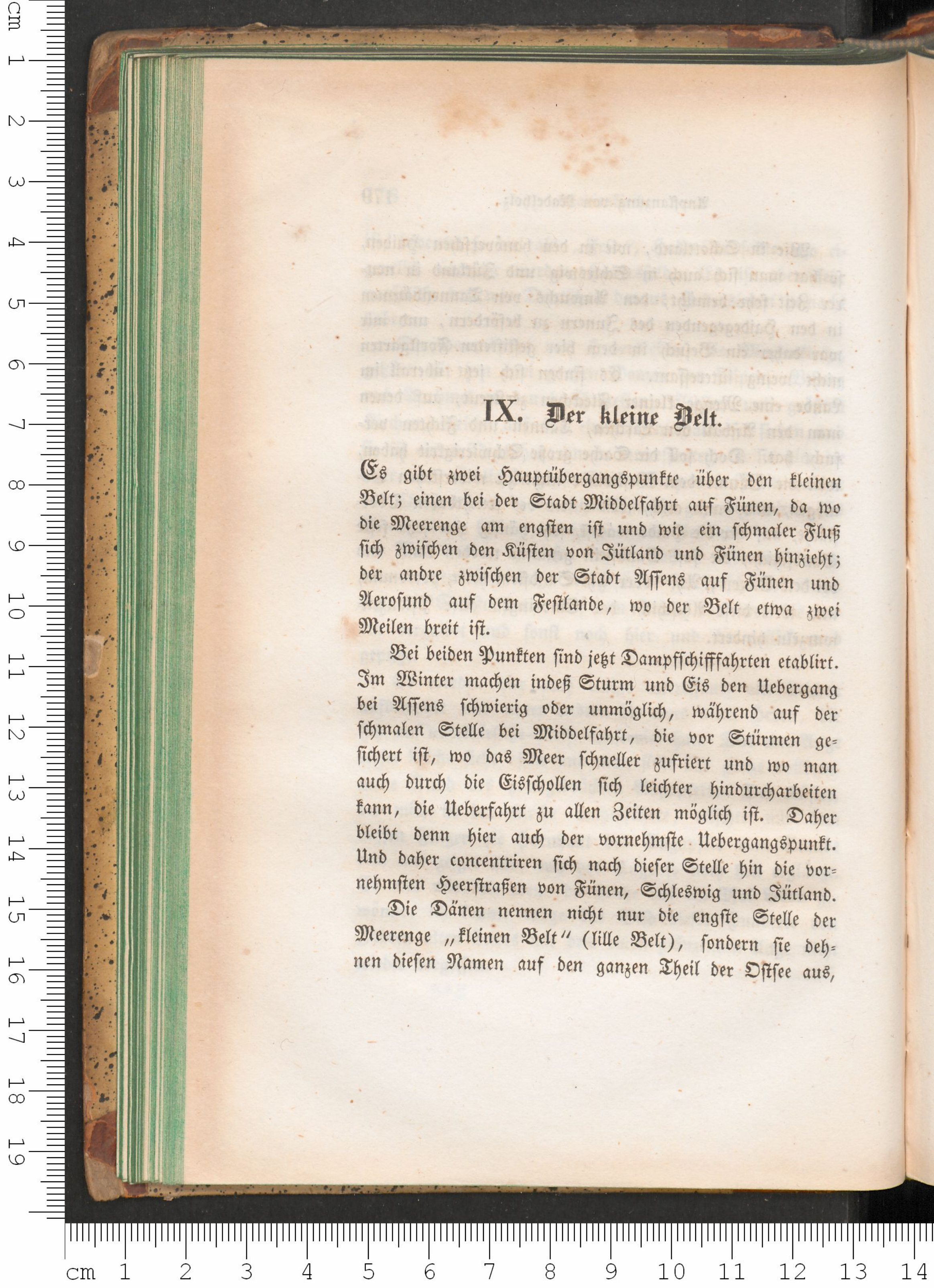
ist, bedeutet so viel als „Feld", Haderslev sollte also eigentlich übersetzt werden Hadersfeld. Es ist aber sehr natürlich, daß wir Deutschen daraus Hadersleben gemacht haben.

Die Hauptkirche von Hadersleben, die Marienkirche, gehört mit den drei großen Domen von Ripen, Viborg und Aarhuus zu den berühmtesten, ältesten und größten Kirchen, welche auf der cimbrischen Halbinsel stehen und sie ist einem Deutschen um so interessanter, da sie hier die letzte und nördlichste große Stadt-Cathedrale ist, in welcher das Christenthum in deutscher Sprache gepredigt wird. Es ist ein altes, schönes, wohlerhaltenes Gebäude.

Man hat es in diesen letzten Jahren restaurirt, d. h. neu ausgeweißt, einige rothgefärbte Fensterscheiben eingesetzt, die Christusstatue auf dem Altare von oben bis unten vergoldet und sonst noch hier und da geflickt und geputzt.

Es werden hier auch einige interessante alte Leichen aufbewahrt und unter andern die eines alten Herrn, die sich auf unerklärliche Weise conservirt hat. Das eine Auge dieser Leiche steht offen und man sieht das ganze vollkommene Rund des plattgedrückten Augapfels. Der Küster, der mich in der Kirche umherführte, wischte mit dem nassen Finger die Hornhaut des Augapfels vom Staube rein und zeigte mir, wie das Auge so noch hell erglänze. Es war mir, als wenn die Leiche auf ein Mal Leben gewönne, ich konnte lange das Bild dieses Hunderte von Jahren alten Leibes mit dem einen glänzenden Auge nicht wieder vergessen.

Wie in Schottland, wie in den hanöverschen Haiden, so hat man sich auch in Schleswig und Jütland in neuerer Zeit sehr bemüht, den Anwuchs von Tannenbäumen in den Haidegegenden des Innern zu befördern, und mir war daher ein Besuch in dem hier gestifteten Forstgarten nicht wenig interessant. Es finden sich jetzt überall im Lande eine Menge kleiner Fleckchen zerstreut, auf denen man den Anbau von Lärchen, Tannen und Fichten versucht hat. Doch soll die Sache große Schwierigkeit haben, weil die Bäume dem Westwinde nicht zu widerstehen vermögen, und dann auch, weil unter der fruchtbaren Oberfläche, auf der die Haide wächst, sehr häufig eine sehr feste Sandschicht, die fast Sandstein genannt werden kann und bei den Dänen „Ahl" oder Ahl-Sandstein heißt, vorkommt, und weil diese Ahlschicht das Eindringen aller Pflanzenwurzeln hindert.



IX. Der kleine Belt.

Es gibt zwei Hauptübergangspunkte über den kleinen Belt; einen bei der Stadt Middelfahrt auf Fünen, da wo die Meerenge am engsten ist und wie ein schmaler Fluß sich zwischen den Küsten von Jütland und Fünen hinzieht; der andre zwischen der Stadt Assens auf Fünen und Aerosund auf dem Festlande, wo der Belt etwa zwei Meilen breit ist.

Bei beiden Punkten sind jetzt Dampfschifffahrten etablirt. Im Winter machen indeß Sturm und Eis den Uebergang bei Assens schwierig oder unmöglich, während auf der schmalen Stelle bei Middelfahrt, die vor Stürmen gesichert ist, wo das Meer schneller zufriert und wo man auch durch die Eisschollen sich leichter hindurcharbeiten kann, die Ueberfahrt zu allen Zeiten möglich ist. Daher bleibt denn hier auch der vornehmste Uebergangspunkt. Und daher concentriren sich nach dieser Stelle hin die vornehmsten Heerstraßen von Fünen, Schleswig und Jütland.

Die Dänen nennen nicht nur die engste Stelle der Meerenge „kleinen Belt" (lille Belt), sondern sie dehnen diesen Namen auf den ganzen Theil der Ostsee aus,

der zwischen Fünen, Jütland und Alsen liegt. Manche sagen, der kleine Belt höre erst da auf, wo man zwischen Aero und Alsen wieder ins freie Meer hinauskomme. Darnach würde er etwa 12 Meilen Länge haben. Manche lassen ihn im Norden von Alsen aufhören.

Ich zog es vor, die große Heerstraße bei Hadersleben zu verlassen und über Assens zu gehen, da ich glaubte, so durch etwas minder häufig besuchte Theile von Fünen zu kommen. Der kleine Fährort Aerosund liegt zwei Meilen von Hadersleben. Man fährt dahin auf der Süd-seite des haderslebner Fjords, durch ein Ländchen voll von hübschen Bauerhöfen und Dörfern. Mir gab ein Freund bis an den Rand des Wassers das Geleite.

Man muß besondres Glück haben, wenn man das Dampfschiff hier treffen will, denn es geht nur alle zwei oder drei Tage und setzt sich nur einer Diligence wegen, die es nach Fünen hinüberbringt, in Bewegung. Wir kamen den Abend in der Dämmerung am Fährhause an, als das Dampfschiff bereits seit einigen Tagen in See gegangen war, und mir blieb daher nichts andres übrig, als das zu thun, was ich mir sehr gern gefallen ließ, nämlich ein eignes Schiff für mich allein zu nehmen.

Während die Schiffer sich bereit machten, tranken wir Thee im Fährhause.

Solche einsame Fährhäuser am Strande der See haben ein ganz eignes Interesse und sie regen das Gemüth auf eine besondre Weise an.

Man legte sie natürlich an den äußersten Ausläufen des bewohnten Landes an, um dem jenseitigen Ufer so

nahe als möglich zu kommen. Da diese Spitzen gewöhnlich unfruchtbare Sandbänke sind, so liegen sie meistens einsam. Man hat das ganze durchreiste Land hinter sich. Man sieht, wie das Land sich zuspitzt, wie es den Reisenden entsendet. Man läuft über den langen Damm, tritt an dessen äußerstem Ende ins Boot und wird entlassen. Von der andern Seite ragt ein eben solcher Arm herüber und fängt den Reisenden gleichsam ein für ein neues Land.

In dem inselreichen Dänemark und England gibt es Hunderte von solchen Fährhäusern, die alle ähnliche Sensationen hervorbringen.

Ich stieß in einem offnen kleinen Boote von der schleswigschen Küste ab, als eben die Augen der Eulen und die der himmlischen Wächter der Nacht, der Sterne, heller zu glänzen begannen. Waren uns die Sterne nicht günstig, so konnte unsre Fahrt wol die ganze Nacht hindurch dauern. Doch baute ich auf mein gutes Glück und täuschte mich nicht in meiner Erwartung, daß wir die Reise wol in 3 oder 4 Stunden zurücklegen würden.

Der Himmel hing voll von Bräuten, nämlich von Windsbräuten oder, wie die Dänen sagen, von „Flagen,“ die eine nach der andern aus Nordwesten emporstiegen und unserm Boote von Viertelstunde zu Viertelstunde frischen Muth machten.

Ich habe hier in diesen Ländern so viel von Flagen gehört und gesehen, daß ich glauben muß, sie gehören hier zu den allerhäufigsten Naturerscheinungen. Selbst die Schleswiger und Holsteiner reden beständig von Flagen.

Von weitem sieht eine Flage aus wie eine isolirte Wolke, aus der eine Regenfahne schief auf die Erde herabhängt. Sie fährt auf den Flügeln eines frischen Windes heran und erhascht schnell das offne Boot des Reisenden. Das Meer schäumt ringsumher auf, Himmel, Luft und Sterne verschwinden auf fünf Minuten, das Schiff schießt durch die Wellen wie ein Pfeil, dem Reisenden und den Schiffern wird in der Schnelligkeit Mütze, Jacke und Mantel gewaschen und ein langer Wind schleppt sich dahinter her, der alles wieder gut macht, die Kleider austrocknet, die Luft abklärt und die Sterne am Himmel und die Leuchtthürme an den Küsten funkeln läßt.

Dann freut man sich wieder fünf Minuten lang seines Lebens, der schönen Natur, des Anblicks des Firmaments, des dunkeln Meeres, des segelnden Bootes, bis dann wieder bald so eine Flage kommt, die Dich von Neuem schauern macht und bei der Du wie eine Schnecke alle Fühlhörner in den Regenmantel zusammenziehst.

He that has sail'd upon the dark blue sea
Has view'd at times, I ween, a full fair sight,

so singt Childe Harold, und ich gab ihm diese Nacht in den Zwischenräumen zwischen jenen Flagen von ganzer Seele recht.

Ein niedriges kleines Boot zwischen den zürnenden Wellen des Meeres hat eben so seine eignen Reize, wie ein hohes stolzes Schiff. Namentlich ist man in einem Boote dem, was unmittelbar auf der Oberfläche des Meeres und im Meere selber vor sich geht, viel näher. Man ist, so zu sagen, mitten drin, wie ein Delphin, der zwi-

schen den Wellen hinschießt. Besonders entzückte mich das Leuchten des Meeres und der Seethiere, das ich nie so nahe gehabt hatte.

Es war ein sehr dunkler October-Abend, und so wie in diesem Monat die Sterne heller glänzen, so verstärkt sich auch das Funkeln im Meere. Meine Schiffer bestätigten mir die Bemerkung, die man natürlich auch sonst schon gemacht hat, daß vom September an das Leuchten des Meeres an Intensität immer zunimmt. Im December, gegen Weihnachten, sagten sie, sei es am allerstärksten und nähme dann wieder ab. Im Sommer bemerke man es seltner. Zum Theil zwar ist es wol nur so in Folge der hellern Nächte im Sommer und des zunehmenden Dunkels im Winter. Allein es muß auch noch andre Ursachen geben. Denn auch im Sommer sind doch die Nächte zuweilen sehr dunkel, z. B. bei bedecktem Himmel, ohne daß doch die See auffallend leuchtet, und im Winter dagegen, wo es oft sehr helle Mond- oder Nordlicht-Nächte gibt, spielt sie fast immer mit unzähligen Funken.

Das Wasser war, wie es das der Ostsee fast immer ist, von außerordentlicher Durchsichtigkeit, und weil es sich selbst leuchtete, als wären drinnen eine Menge Weihnachtsbäume angezündet, so konnte man bis auf zehn Fuß Tiefe deutlich sehen, was unten vorging.

Ich legte mich im Vordertheil des Schiffes hin, den Kopf über Bord, so daß ich die Augen immer dicht über dem Wasser hatte. Zuweilen, wenn das Boot mit der Spitze heftig niederschlug, stoben Millionen von Funken

nach allen Seiten hin auseinander und der leuchtende Schaum kräuselte sich mir über dem Kopfe. Es war als stürzten wir uns, wie Tamino, in ein Funkenmeer, das doch nicht brannte, als wäre es unschädlich gemacht von Oberon's Flötenzauber.

Ich weiß freilich nicht genau, zu welcher der verschiedenen Skorebyschen Arten des Meeresleuchtens diese Funken gehörten; allein mir schien es, als wären hier mehre Ursachen in Wirksamkeit. Denn erstlich erzeugte offenbar die Friction unsers umbrandeten Schiffkiels einen großen Theil jener leuchtenden Pünktchen. Dann aber sah ich auch genau, wie viele von ihnen schon aus der Ferne leuchteten, ehe sie noch die Brandung des Schiffkiels erreicht hatten.

Ich sah sie ganz deutlich aus einer Entfernung von sechs bis zehn Fuß herankommen und dann erst beim Kiel sich mit dem übrigen Feuer vermischen. Sie mußten ohne Zweifel kleine Körperchen sein, welche von selbst, auch ohne vom Schiffe ausgehende Anregung, leuchteten. Sie beschrieben beim Herannahen eben solche Zickzack oder Wellenlinien, wie die Funken, welche man aus einer Feueresse in die freie Luft hinauswirbeln sieht. Und in eben solchen Linien entfernten sich auch wieder die Funken, welche vor der Brandung unsers Schiffs aufsprangen und sich zu den Seiten wieder im Meere verloren.

Diese Fünkchen bewegen sich gerade so, als wären es lebendige Thiere, die ihren eignen Impulsen folgten und die Richtung ihres Weges bald so, dann so änderten.

Da sie, wie gesagt, zu Zeiten von Weitem herange-

taumelt kamen, so glaube ich auch, daß es zum Theil Infusionsthierchen sein mochten.

Mitunter tauchte ein Fisch mitten in dem leuchtenden Wasserstrich auf. Wir sahen seine Figur ganz deutlich und berührte er mit dem Maule oder dem Rücken die Oberfläche des Wassers, so sprühten dann auch hier eine Menge Funken heraus, als hätte er einen mit elektrischem Fluidum geladenen Condensator berührt. Die schnappenden Fische sahen aus, als fräßen sie eitel Feuer. Meine Schiffer sagten mir, es wären Häringe, die um diese Zeit schon im kleinen Belt zu erscheinen anfingen.

Viel mehr Vergnügen aber noch machte mir das Vorübergleiten der leuchtenden Quallen, welche die Dänen „Vandquallen“ (sprich: Wanquallen) nennen. Solcher Quallen gibt es in diesem Theile der Ostsee eine unglaubliche Menge. Nach heftigen Stürmen werden sie immer in großer Anzahl ans Ufer geworfen, wo man ihre gallertartigen Cadaver zwischen dem Schilf und Seetang findet.

Zu Zeiten bei ungünstiger Witterung ziehen sie sich in größere Meerestiefen zurück. Dann wieder, wenn ihnen das Wetter behagt, kommen sie in großen Schaaren auf der Oberfläche zum Vorschein.

Es gibt ihrer viele Arten. Die hiesigen Schiffer bezeichnen einige dieser Arten, deren krystallner Körper von einer Menge rothgefärbter Fasern durchzogen ist, als giftig, und obwol das Brennen, das diese Thiere in der sie berührenden Hand verursachen, nicht stärker ist, als das der sogenannten Brennessel, so kann man doch keinen Schiffer bewegen, eine solche giftige Qualle zu berühren.

Viele behaupten, das gebrannte Glied müsse verdorren und abfaulen.

Auch die Fische sollen diese sogenannten giftigen Quallen scheuen, und wo sie erscheinen, da scheuchen sie die Fische weg und es gehen keine Häringe mit den Quallen zugleich ins Netz.

So wenig diese kaltblütigen Zwitterthiere, die nichts als etwas belebter Schleim zu sein scheinen, von einander haben können, so leben sie doch, wie es scheint, gesellig. Denn zuweilen kamen wir durch ganze Züge von Quallen, dann wieder war die See eine Strecke lang ganz frei von ihnen.

Es müssen ungemein zarte Fäden der Association sein, welche diese Wesen in Heerden und Gesellschaften zusammenhalten. Obwol sie im Wasser fast nicht viel anders schwimmen, wie eine willenlose Feder in der Luft, und obwol der Wind, die Wellen und Strömungen solche Quallenheerden wie Spreu zersprengen können, so finden sie sich doch wieder zusammen, und obwol sie keine Augen haben und gewöhnlich in Distanzen von drei bis vier Ellen sich hintereinander herwälzen, so müssen sie doch Mittel besitzen, ihre gegenseitige Nähe zu merken und sich ihrer Verbindung unter einander bewußt zu werden. Denn selten findet man eine völlig vereinzelte. Zuckend tasten sie alle, eine hinter der andern, in derselben Richtung her.

Ich sage zuckend. Wer nie ihre Weise zu schwimmen sah, muß wissen, daß diese Thiere vorne einer krystallnen Halbkugel gleichen. Hinten am Rande dieser Halbkugel haben sie einen Besatz von strahlenförmig ausgehenden

Armen. Besatz und Arme können sie etwas zusammenziehen und wieder von sich stoßen, wie die Frösche ihre Beine. Bei jedem Zusammenziehen gibt es einen kleinen Ruck in der gallertartigen Körpermasse. Sie stoßen dadurch das Wasser etwas von sich und bewegen sich so weiter, indem vorne die glatte Halbkugel die Gewässer sanft zertheilt.

Ich hatte einmal eine solche Meduse in einem runden mit Seewasser gefüllten Gefäße. Sie lebte darin mehre Tage. Und während dieser Zeit schwamm sie unaufhörlich in derselben Richtung in diesem Gefäße herum. Der Schwung, in dem sich dieses Thier fortbewegte, war so leise, daß ich ihn leicht hemmen konnte, wenn ich ihm einen Strohhalm, den ich gegen den Boden des Gefäßes stemmte, entgegensetzte, obwol das Thier wenigstens einen Fuß im Umfang hatte. So ein augen- und physiognomieloses Wesen, so ein lebendiger und wandelnder Rumpf hat etwas Unheimliches.

Solcher Thiere also, sage ich, schwammen in jener Nacht in Menge um mich her. Sie bewegten sich alle in einem hellleuchtenden Lichte, das von ihnen ausging.

Ich sah einige dicht unter der Oberfläche schwimmende in allen ihren Theilen durchweg erleuchtet, so daß ich sogar deutlich ihren innern compacten Kern erkennen konnte. Andere sah ich, die in einer Tiefe von sechs bis zehn Fuß unter und neben unserm Schiffe weggingen. Während jene wie helle Feuerbälle auftauchten, schlüpften diese in der Tiefe wie verglimmende Kohlen unter uns weg.

In allen Meerengen gibt es immer mehr Seethiere, als in der offnen See, weil dort die großen Passagen von

einem Meere ins andere sind, und weil dorthin auch sich manche Seethiere, vor Stürmen Schutz suchend, zurückziehen. In den Meerengen lauern daher auch die Menschen den Thieren vorzugsweise auf und hier sind die vornehmsten Fischfänge.

Im kleinen Belt drängen sich unter andern auch viele Delphine zusammen. Sie ziehen sich im Herbst, wenn die Nordpolwinde in den nördlichen Theilen der baltischen Gewässer einbrechen, aus der kalten Ostsee zurück und suchen die wärmern Gewässer des deutschen Meeres. Wahrscheinlich gehen sie durch alle Meerengen des dänischen Archipels. Allein nur bei dem kleinen Belt, welcher die engste aller jener Passagen ist, ist die Ufergestaltung gerade so, daß man sie hier bequem fangen kann, daher der Delphin- oder Meerschweinfang des kleinen Belts besonders berühmt ist.

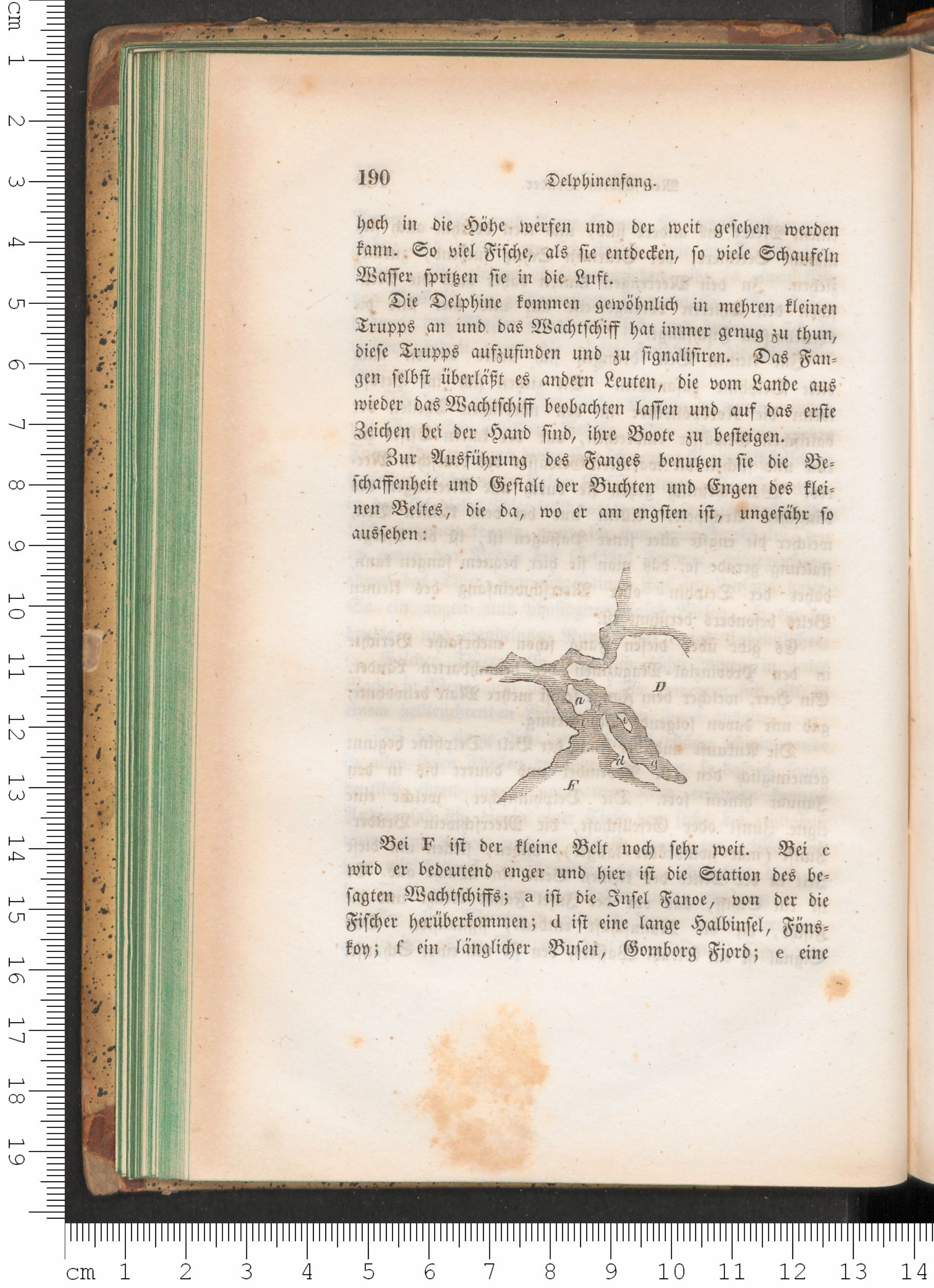
Es gibt über diesen Fang schon mehrfache Berichte in den Provinzial-Magazinen der benachbarten Länder. Ein Herr, welcher dem Fange selbst mehre Male beiwohnte, gab mir davon folgende Schilderung.

Die Ankunft und der Fang der Belt-Delphine beginnt gemeiniglich den 10. November und dauert bis in den Januar hinein fort. Die Delphinfischer, welche eine eigne Zunft oder Gesellschaft, die Meerschwein-Brüder-Zunft (mar-swinbröder-lauget), bilden, stellen um diese Zeit in der Mitte des kleinen Belts eine Wache aus. Es ist ein Schiff, das vor der Insel Fanoe kreuzt und die Fische, die die Mannschaft entdeckt, signalisirt. Das Signal ist ein Strahl Wassers, den sie mit einer Schaufel

hoch in die Höhe werfen und der weit gesehen werden kann. So viel Fische, als sie entdecken, so viele Schaufeln Wasser spritzen sie in die Luft.

Die Delphine kommen gewöhnlich in mehren kleinen Trupps an und das Wachtschiff hat immer genug zu thun, diese Trupps aufzufinden und zu signalisiren. Das Fangen selbst überläßt es andern Leuten, die vom Lande aus wieder das Wachtschiff beobachten lassen und auf das erste Zeichen bei der Hand sind, ihre Boote zu besteigen.

Zur Ausführung des Fanges benutzen sie die Beschaffenheit und Gestalt der Buchten und Engen des kleinen Beltes, die da, wo er am engsten ist, ungefähr so aussehen:



Bei F ist der kleine Belt noch sehr weit. Bei c wird er bedeutend enger und hier ist die Station des besagten Wachtschiffs; a ist die Insel Fanoe, von der die Fischer herüberkommen; d ist eine lange Halbinsel, Fönskoy; f ein länglicher Busen, Gomborg Fjord; e eine

kleine Insel, Swinoe, d. h. Delphineninsel, genannt. Diese Insel ist durch eine ganz schmale Meerenge von Fünen (D) getrennt; und diese Meerenge hat in der Mitte eine von einem Ufer zum andern gehende Sandbank, zu der hin das Meer ganz allmälig an Tiefe abnimmt. In der Mitte wird das Wasser so flach, daß kaum ein Häring, geschweige denn ein Delphin darüber wegschwimmen kann. Zuweilen liegt auch die Sandbank ganz trocken. Hierhin nun suchen die Meerschweinbrüder ihre Fische zu führen, um sie auf besagter Sandbank auf den Strand laufen zu lassen und abzuschlachten.

Zu diesem Zwecke gehen sie nun mit einer Menge Boote von a aus den Fischen entgegen, um ihnen den Ausweg durch h ins freie Meer nach i abzuschneiden. Sie klatschen dabei mit ihren Schaufeln und Brettern auf dem Wasser, machen so viel Lärm als möglich und treiben die Delphine ganz so, wie man Schafe oder Schweine treibt, auf die Seite nach f in den Gomborgfjord hinein. Dieser Fjord ist bei g tief und bietet keine Gelegenheit zum Fang der Fische dar. Die Schiffer zwingen sie daher, indem sie sowol von g als von f aus scheuchend vorrücken, sich in die kleine verderbliche Meerenge bei der Delphinen-Insel zu flüchten. Sobald sie sie darin haben, spannen sie ihre Netze aus und sperren damit die ganze kleine Meerenge völlig ab. Die andern Engen waren noch alle zu breit dazu.

Die geängsteten Fische schwimmen nun so weit, als sie können, vorwärts. Die Fischer mit ihren Netzen ihnen nach. Wenn die Fische spüren, daß das Wasser auf der

besagten seichten Bank schwindet, kehren sie wieder um und gerathen nun in die Netze. Einige rennen sich auf der Sandbank auch förmlich fest und müssen dort getödtet werden. Die andern werden ans Land gezogen und daselbst umgebracht.

Da die Leute zuweilen hundert Delphine auf einmal fangen, so gibt es mitunter ein entsetzliches Gemetzel, was um so grausamer erscheint, da die Delphine wie das ganze Geschlecht von Fischen, zu dem sie gehören, die humansten Wesen sind, die hienieden in Fischgestalt leben.

Zuweilen haben sie ihre Jungen bei sich, und es mögen denn da Scenen vorfallen, bei deren Anblick Einer mehr Sympathie mit den Thieren als mit den Meerschweinbrüdern empfindet.

Sie schlachten die Thiere ganz auf ähnliche Weise ab wie die Schweine.

Hauptsächlich werden die Delphine des Thranes wegen gefangen, den man aus ihnen wie aus dem Fett ihrer Verwandten, der Wallfische, gewinnt. Jeder Fisch soll davon etwa für einen Speciesthaler enthalten. Auch lösen sie noch ein Paar Schillinge für die Knochen und sonstigen Ueberreste, welche als Dünger benutzt werden.

Wahrscheinlich wird es vielen Lesern neu sein, daß man Fische auf die besagte Weise mit Klatschen und Schreien scheuchen und treiben könne. Nichts desto weniger ist die Sache aber doch sehr alt und schon die Griechen und Römer wußten, daß man die Delphine, eben so wie bei den Treibjagden die Rehe und Füchse, durch Klappern und Scheuchen förmlich in die Netze jagen könne.

Ich kann mir daher auch denken, wie die Griechen in ihrer Mythologie darauf kamen, von den Meergöttern die Heerden der Seeungethüme eben so weiden und treiben zu lassen wie die Landthiere, und die Neptuniden „Hirten des Meerviehs“ zu nennen.

Die Delphine müssen sich, wie alle Cetaceen, des Athmens wegen meist in der Nähe der Oberfläche des Meeres halten und tauchen daher nicht gern tief hinab. Dazu sind sie neugierig, furchtsam und vorsichtig, und sind sie einmal auf die Fischer aufmerksam geworden, so lassen sie sie nicht leicht wieder aus den Augen. Sie bleiben auf der Oberfläche und greifen, in der Ueberfülle ihrer Vorsicht, nicht zu dem einzigen Rettungsmittel, dem Untertauchen, dessen sich jeder andere dumme Fisch bedienen würde. Uebrigens haben die Fischer auch Mittel, die Delphine selbst in der Tiefe zu schrecken. Sie werfen nämlich Steine und Bleiklumpen, die sie an Stricke gebunden haben, ins Wasser. Doch bleibt es immer wunderbar, wie man mit solchen Mitteln ihnen eine ganze Meerenge abschneiden könne, was wol bei keiner andern Fischgattung auf diese Weise möglich wäre.

Im großen Belt und im Sunde werden, wie ich sagte, keine Delphine gefangen, nicht weil keine durchgingen, sondern weil die Ortsgelegenheit dem Fange nicht so günstig ist wie im kleinen Belt. Uebrigens gibt es ähnliche regelmäßige Delphinenfänge an verschiedenen Punkten im Norden. So z. B. den berühmten Delphinenfang an den Küsten der Färoer-Inseln. Dort ist es eine sehr große Gattung dieser Thiere, die von den Einwohnern Grund-

wale oder Grinde genannt werden. Sie werden ganz auf dieselbe Weise, wie die Delphine im kleinen Belt, signalisirt, gescheucht, auf den Strand getrieben und dort geschlachtet, wie man dies in mehren Schilderungen der Färoer-Inseln lesen kann.

Das Merkwürdigste dabei, sagte mir ein Herr, der längere Zeit auf jenen Inseln gewesen war, wäre die bewunderungswürdige Schnelligkeit und Energie, mit welcher sich die ganze männliche Bevölkerung der Färoer-Inseln bei dieser Gelegenheit concentrirte und auf dem Kampfplatze erschien, sobald die Ankunft einer Heerde von Grinden signalisirt sei.

Es werden sofort eine Menge Feuer an der Küste hin angezündet, deren Rauch die frohe Botschaft von Dorf zu Dorf bringt; und es dauert nicht lange, so sieht man zahllose kleine Ruderboote von allen Seiten herbeischießen, die aus 3, 4, 6, 10 Meilen Entfernung kommen, um ihren Theil an der Arbeit und Beute zu haben.

Zu keiner Zeit sind die Färinger in einer größern Aufregung, und bei keiner Gelegenheit entwickeln diese sonst so Phlegmatischen eine größere Lebhaftigkeit und Regsamkeit, als wenn das „Grindabud“ (Aufgebot zum Delphinenfange) durch ihre Dörfer erschallt.

Im kleinen Belt und überhaupt in diesen dänischen Inselbelten und Sunden gibt es die letzten Spuren der atlantischen Ebbe und Fluth. Nach meiner Schiffer Aussage, die mir von mehren andern Küstenbewohnern bestätigt wurde, merkt man im kleinen Belt bei ruhigem Wetter deutlich ein regelmäßiges, alle 6 Stunden wechselndes

Fluthen und Ebben des Wassers. Bei der Ebbe geht ein leiser Strom 6 Stunden nach Norden zum Belt hinaus, und bei der Fluth strömt es eben so leise 6 Stunden nach Süden in den Belt hinein. Auch bemerkt man dabei in den engsten Stellen der Meerenge einen Wechsel zwischen dem verschiedenen Niveau des Wassers, der 12 und zuweilen sogar 18 Zoll betragen soll.

Im großen Belte und im Sunde ist der Wechsel nicht so bedeutend, weil diese Meerengen breiter sind. Doch müssen die Umstände besonders günstig, das Meer sehr ruhig sein, um diese so unbedeutenden Effecte einer so schwachen Ebbe und Fluth genau beobachten zu können. Jeder etwas scharfe Wind ist störend, indem er mit den Wasseranhäufungen und Strömungen, die er veranlaßt, sofort jene schwachen Mondfluthen überwältigt und maskirt.

Daß man weiter im Norden im Kattegat fast gar keine Ebbe und Fluth spürt, widerspricht dieser Angabe nicht, denn es kann wol sein, daß die schwachen Schwingungswellen, die durch das Skagerak hineinschaukeln, sich auf dem breiten Kattegat so ausdehnen, daß sie spurlos verschwinden, während sie in den engen Belten, zu denen sie sich fortsetzen, wieder etwas zusammengedrückt und daher bemerkbarer werden.

Man hat sogar auch noch weiter südlich, in einigen Fjorden der Ostsee, eine Spur von Mondfluth entdeckt. In der Nähe von Kiel hat ein Herr, wie man mir brieflich mitgetheilt hat, bei lange anhaltender Windstille ein regelmäßiges, jede 6 Stunden wechselndes Steigen und Fallen des Wassers von 6 Zoll beobachtet.

Wir segelten zwischen mehren kleinen Inseln durch, erst nordwärts auf das Feuer von Baagoe zu, dann südwärts dem Feuer von Assens entgegen. Es kam damals eine heftige Strömung aus Norden, gegen die wir mit unsern Flaagen ankämpften.

Die Strömung aus Norden, sagten meine Schiffer, dauere schon seit 2 Tagen, und sie schlossen daraus, daß auf der Nordsee seit längerer Zeit heftige Nordwestwinde geherrscht haben müßten. Diese Winde treiben nämlich die Gewässer aus der offenen See zwischen Jütland und Norwegen durch ins Skagerak und dann weiter durch die Belte und Sunde in die Ostsee.

Man kann hier die Wirkungen solcher Stürme spüren, ohne daß sie selber erscheinen. Zuweilen folgen aber die Nordweststürme ihren Strömungen nach, die sie voraussenden.

Uebrigens erregt auch Westwind in der Ostsee eine Strömung aus Norden in den Belten, selbst wenn kein Westwind aus der Nordsee die Gewässer hineinführte und wenn vielleicht am Belte selbst völlige Windstille wäre. Diese Ostseewestwinde treiben nämlich die Gewässer der Ostsee von den dänischen Küsten weg nach Rußland zu und bewirken so, daß das Wasser im Kattegat das Uebergewicht erhält und durch die Belte in die Ostsee hinabfällt.

Es ist klar, daß heftige und lange dauernde Ostwinde, mögen sie nun auf der Ostsee oder auf dem deutschen Meere herrschen, die umgekehrte Wirkung haben und in den Belten Strömungen aus Süden veranlassen müssen. Jene, die baltischen Ostwinde, peitschen und treiben die

Wasser zu den Meerengen hinaus. Diese, die Westseeostwinde, ziehen es heraus, oder lassen es herausfallen.

Uebrigens ist die nördliche Richtung der Gewässer aus der Ostsee nach der Nordsee entschieden die vorherrschende. Ist auf allen Meeren weit und breit Windstille, so ziehen die Gewässer ohne Zweifel in dieser Richtung. In die Ostsee fallen eine ungeheure Masse von Strömen: die meisten Gewässer des östlichen Deutschlands und ganz Polens, fast alle Gewässer von Schweden und ein großer Theil der Gewässer des nordwestlichen Rußlands, unter ihnen die großen Ströme: Oder, Weichsel, Düna, Newa. Von einem Gebiete, das wenigstens vier Mal so groß ist als die Ostsee selbst, fallen alle Gewässer in dieses Meer hinab und erhöhen im Laufe eines Jahres sein Niveau wahrscheinlich um mehre Fuß. Die Ostsee läßt sich daher als ein großer breiter Strom betrachten, der seine Mündungen in den drei dänischen Belten und Sunden hat, durch die sein Ueberfluß ausströmt.

Uebrigens sind auch in diesen wie in allen Meerengen zu gleicher Zeit verschiedene und entgegengesetzte Strömungen beobachtet, sowol in verschiedenen Tiefen als an den beiden gegenüberliegenden Küsten.

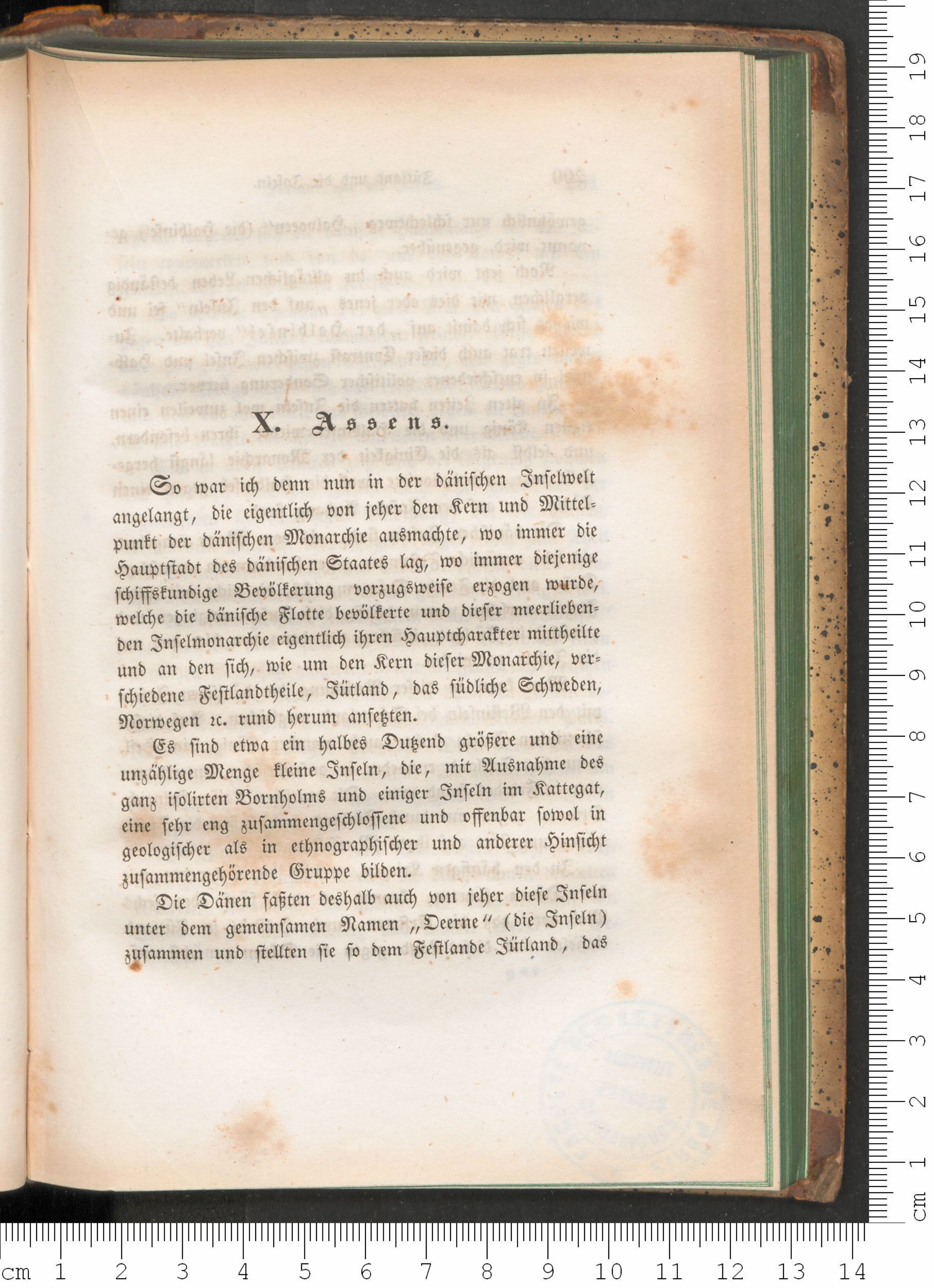
Bei Nord-, Nordwest- und Nordostwinden schwellen die Gewässer in den Belten und Sunden am höchsten an, weil diese Winde dann mit den Wassern, die sie herbeiführen, der regelmäßigen Strömung aus Süden entgegentreten und einen Kampf und ein Aufstauen des Wassers in den Meerengen bewirken. Diese Kämpfe und Aufstauungen finden am meisten im Herbste statt.

Bei Baagoe wurde uns die Strömung aus Norden nun wieder günstig, da wir jetzt nach Südosten segelten, und mit ihr und einiger frischer Flaagen Hülfe kamen wir denn endlich über den Köpfen von tausend dunkeln Wellen, über den Rumpfen von Millionen kopflosen Lichtquallen und Feuer schnappenden Häringen hinweg und brausten stets schäumend und funkensprühend in den kleinen Hafen von Assens noch vor Mitternacht hinein, wo wir die Zollofficianten im Schlafe störten, die mit Thranlampen und Talglichtlaternen unsere Pässe und unsere Stiefeln und Strümpfe beleuchteten und Alles in Ordnung fanden.

Es findet eine solche Paßvisirung und Zollcontrolle auf allen Grenzen gegen die Herzogthümer statt; auch in der Mitte der cimbrischen Halbinsel, wo das eigentliche Jütland und das Herzogthum Schleswig sich scheiden.

Als wir noch einige Büchsenschußweiten vom Ufer entfernt waren, stellte sich einer meiner Schiffer hoch auf eine Bank neben dem Mast und hielt sich eine Laterne vor den Kopf. Als ich ihn fragte, warum er dies thäte, sagte er, es geschehe, um die „Litzensbröder" (die Litzensbrüder) von unserer Ankunft zu avertiren.

Diese Brüder findet man in allen dänischen Küstenstädten. Es sind, so glaube ich, Gilden, die vom Staate privilegirt sind, sich der Reisenden und ihrer Effecten anzunehmen und ihre Paß- und Zollangelegenheiten und sonstigen Aufträge zu besorgen.



X. Assens.

So war ich denn nun in der dänischen Inselwelt angelangt, die eigentlich von jeher den Kern und Mittelpunkt der dänischen Monarchie ausmachte, wo immer die Hauptstadt des dänischen Staates lag, wo immer diejenige schiffskundige Bevölkerung vorzugsweise erzogen wurde, welche die dänische Flotte bevölkerte und dieser meerliebenden Inselmonarchie eigentlich ihren Hauptcharakter mittheilte und an den sich, wie um den Kern dieser Monarchie, verschiedene Festlandtheile, Jütland, das südliche Schweden, Norwegen &c. rund herum ansetzten.

Es sind etwa ein halbes Dutzend größere und eine unzählige Menge kleine Inseln, die, mit Ausnahme des ganz isolirten Bornholms und einiger Inseln im Kattegat, eine sehr eng zusammengeschlossene und offenbar sowol in geologischer als in ethnographischer und anderer Hinsicht zusammengehörende Gruppe bilden.

Die Dänen faßten deshalb auch von jeher diese Inseln unter dem gemeinsamen Namen „Deerne" (die Inseln) zusammen und stellten sie so dem Festlande Jütland, das

gewöhnlich nur schlechtweg „Halvoeen" (die Halbinsel) genannt wird, gegenüber.

Noch jetzt wird auch im alltäglichen Leben beständig verglichen, wie dies oder jenes „auf den Inseln" sei und wie es sich damit auf „der Halbinsel" verhalte. Zuweilen trat auch dieser Contrast zwischen Insel und Halbinsel in entschiedener politischer Sonderung hervor.

In alten Zeiten hatten die Inseln wol zuweilen einen eignen König und die Halbinsel wieder ihren besondern, und selbst als die Einigkeit der Monarchie längst hergestellt war, revolutionirte wol die Halbinsel gegen einen König, der auf den Inseln Anhang fand.

Die dänischen Inseln sind, als vom Meere umgeben, als sehr natürliche Festungen gegen Landarmeen anzusehen. Daher auch die Feinde Dänemarks, die nicht mit guten Flotten versehen waren, häufig diese Inseln umgingen und zunächst in Jütland einfielen, um dann von hier aus auf die Inseln zu wirken.

Man kann in dieser Beziehung die dänischen Inseln mit den Westinseln bei Schottland vergleichen. Auf diesen schottischen Inseln suchte auch mancher König sein Heil, wenn das Festland entweder in aufrührischer Unterthanen oder in Feindes Hand war. Die deutschen Kaiser Heinrich, Otto &c. zogen nur durch Jütland und ließen die Inseldänen ungestört auf ihren Meerfestungen.

In den häufigen Kriegen, welche die Schweden mit den Dänen führten, kommt es wol fünf oder sechs Mal vor, daß die Ersteren durch Holstein in Jütland einfielen und dieses Land gegen die Dänen zunächst auf-

regten, während sich die dänische Hauptmacht auf den Inseln concentrirte und von da aus den Kampf mit den Feinden auf der Halbinsel fortsetzte.

So operirte Christian IV. zwei Mal von Fünen aus gegen die von Jütland kommenden Feinde. Gegen Kanud den Heiligen, wie gegen Christian II., wie gegen andere dänische Könige erhob sich das rebellische Jütland zunächst, und von da aus rückte das Gewitter gegen die Inseln heran und brachte die Könige um Leben oder Krone.

Fast in allen Stücken zeigt sich der Gegensatz zwischen der Halbinsel und den Inseln auch jetzt wieder bei der sogenannten scandinavischen Beweguug, der die Inseln, welche dem Impulse Kopenhagens folgen, sich zum Theil mit Enthusiasmus hingegeben haben, während dieser scandinavische Enthusiasmus in Jütland gar nicht verfangen will.

Man kann zwischen „den Inseln" und der „Halbinsel" oder zwischen dem Osten und Westen in Dänemark einen ähnlichen Gegensatz nachweisen, wie in Frankreich zwischen dem Süden und Norden. Auf den dänischen Inseln dominirt Kopenhagen wie im französischen Norden Paris. Jütland ist die dänische Provinz. Dort findet sich das älteste und reinste Ur-Dänenthum. Da sind die Leute am nationalsten, patriotischer und tüchtiger. Auf den Inseln sind sie neumodischer, städtischer.

In Jütlands Haiden und Sandwüsten wohnen kräftige, große, arbeitsame Leute, die Nachkommen der alten Cimbern, namentlich im Westen des Landes. Auf den Inseln wohnt ein kleineres und minder energisches Geschlecht.



Die Jüten sind freilich ärmer und schlechter genährt als die Inselbewohner, welche viel Speck und andere fette Speisen genießen. Allein eben daher kommen aus Jütland die genügsamsten und unternehmendsten Leute, welche, zu den Inseln einwandernd, die Bevölkerung derselben auffrischen und die sich in Kopenhagen, wie die Leute der Provinz in Paris, zu Reichthum und Ansehen erheben.

Man könnte die Stellung Jütlands zu den dänischen Inseln und Kopenhagen auch vergleichen mit der Stellung Ungarns zu dem Erzherzogthum Oestreich und Wien.

Jütland ist wie Ungarn die größere Masse, hat die meisten materiellen Kräfte, das Uebergewicht der Bevölkerung, bildet eine sehr einige Abtheilung der Monarchie. Aber auf den Inseln ist wie bei Wien das Uebergewicht der Intelligenz. Dies ist das Theater, zu dem selbst die Jüten herabkommen müssen, wenn sie eine Rolle spielen wollen, wie die Ungarn nach Wien.

Die im Ganzen zusammengehörende Gruppe der dänischen Inseln theilt der große Belt, eine 3 bis 5 Meilen breite Wasserkluft, wieder in zwei sehr verschiedene Unterabtheilungen, in die seeländische und in die fünensche Inselgruppe: „den själlandske Oesamling" und „den fyenske Oesamling." Zu jener gehören Seeland, Moen, Falster, Lolland und eine Menge kleiner, in der Nachbarschaft dieser größeren liegenden Inseln; zu diesen Fünen mit Langeland, Aeroe, Taasing und vielen kleinen Inselsplitterchen.

Ein Blick auf die Charte lehrt, daß diese Inseln auf die bezeichnete Weise zusammengehören. Während beide Inselgruppen durch die große Beltkluft bedeutend von einander entfernt sind, sind die einzelnen Inseln unter einander nur durch schmale Meerengen geschieden. Die Geologie macht es wahrscheinlich, daß diese kleinen Meerengen oder Durchbrüche erst später entstanden und daß Fünen mit seinen Nachbarinseln, so wie Seeland mit den seinigen einst ein einiges zusammenhängendes Ganze bildeten.

Auch in dem ethnographischen, sprachlichen und sonstigen Verhältniß zeigt sich Gleichförmigkeit zwischen Seeland, Falster, Lolland und Moen auf der einen Seite, und zwischen Fünen, Langeland und Aeroe auf der andern Seite und Contrast zwischen beiden.

Die fünensche Gruppe schließt sich in vielfacher Beziehung näher an das Festland an. Die seeländische Gruppe steht isolirter für sich da.

Nicht nur die slavischen, sondern auch die durch das ganze östliche Europa sich hinziehenden fünisch-mongolischen Volkselemente sollen sich hier auf der östlichen Inselgruppe Dänemarks viel bemerklicher machen, als auf der westlichen.

Viele weisen dies selbst noch heute in dem Volkscharakter und den Sitten der Bevölkerung dieser östlichen Inseln nach. Es läßt sich denken, daß bei den vielfachen Berührungen der Dänen, die in verschiedenen slavischen Ländern Colonien stifteten, mit den Slaven eine Vermischung beider Nationen hier im Osten stattfand. Von dem südlichen Ausläufer der seeländischen Gruppe nach

Rügen und Femern hinüber sind nur wenige Meilen. Beide Inseln waren ehedem von Slaven bevölkert.

Die fünensche Inselgruppe dagegen fällt mehr in die Atmosphäre des Festlandes der cimbrischen Halbinsel. Dies spricht sich in vielfacher Beziehung aus. Namentlich wirken die von Süden herkommenden Verbesserungen im Ackerbau zuerst auf Fünen und alle zu ihm gehörenden Inseln und dann erst weiter hin auf Seeland und seine Nebeninseln.

In Fünen z. B. bekommt man viele Oekonomen, Vorsteherinnen der Milchwirthschaften auf den Gütern &c. aus Schleswig-Holstein, in Seeland wiederum viele aus Fünen, Langeland und den benachbarten Inseln. Zu der fünenschen Gruppe gehört auch das Paradies von Dänemark, die wie ein Garten bebaute Insel Taasinge.

Fünen heißt auf Dänisch Füen und hat in den romanischen Sprachen den schönsten Namen (lateinisch: Fionia, französisch: La Fionie). Wir Nordländer mit den häßlichen Sprachen würden überhaupt in Bezug auf Sonorität sehr gewinnen, wenn wir statt unsrer einheimischen Namen diejenigen annehmen wollten, welche die Südländer für uns erfunden und ausgeschmückt haben. Die Romanen haben alle Härten unsrer Eigennamen abgeschliffen und sie wohl- und volltönender gemacht. Die Umwandlung von Fyen in Fionia erinnert an die von Wien in Vienna oder Vindobona.

Die Bewohner der Insel selbst heißen auf Dänisch „Fynboer,“ d. h. Fünenbauer oder Fünenbewohner. Die Dänen bilden mit diesem „boer“ (Bewohner) viele

Eigennamen für ihre Insulaner; z. B. Mönboer, Falsterboer. Dies geschieht jedoch nicht bei denjenigen Inselnamen, an die sich das „boer" nach den sehr feinen Gesetzen des Wohlklangs nicht hübsch und bequem anschließt. Z. B. heißt es nie Bornholmboer oder Lollandboer, sondern nur „Lollander" oder „Bornholmer". Die Bewohner von Seeland heißen „Seelandfar". Auch diese Endung „far" wird wieder an mehre Inselnamen gehängt. Die Fynboer sind in Dänemark ihrer Bildung und ihres industriellen Sinnes wegen berühmt.

In der Nacht in Assens fing ich an zu begreifen, warum die Dänen sich immer so sehr über das schwere Handelsjoch der dominirenden hamburger Kaufleute, das auf ihnen lastet, beschweren. Denn ich konnte bis Sonnenaufgang kein Auge zuthun, weil das ganze Wirthshaus voll mit hamburger Handelsreisenden war, welche die schöne Ruhe der heiligen Mitternacht mit bacchantischem Lärm entweihten.

Es gibt gewiß sehr viele achtbare Männer unter dieser Menschenklasse, aber der große Haufe unter ihnen ist noch sehr vieler moralischer Veredlung fähig. Sie haben alle Untugenden der Reisenden an sich, ohne sich viele von den Vortheilen, die der Mensch aus dem Schweifen von Ort zu Ort schöpfen kann, anzueignen.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit mehrer schlaflosen Nächte, die ich in Ungarn oder Rußland unter unruhigen Ziegenböcken, stampfenden Rossen oder brüllenden Rindern zugebracht hatte. Aber ich war gegen diese Art von Schlafstörern viel nachsichtiger als gegen jene lär-

menden Menschen, wie man denn immer bei Collisionen mit seines Gleichen viel ungeduldiger ist.

Man findet diese Menschenklasse zu allen Jahreszeiten, in allen Ländern, in allen Postkutschen und in allen Winkeln Europas. Selbst in den kleinsten Orten entgeht man ihnen nicht. Die ästhetischen oder vornehmen Reisenden trifft man nur in der schönen Jahreszeit, in den Residenzstädten und in den anmuthigern Theilen Europas, die Commis voyageurs hier und da und dort und überall. Weil ich weder immer die schöne Jahreszeit, noch nur die schönen Gegenden aufsuchte, so war es mein Loos, mit ihnen häufiger zusammenzukommen, als ich es wünschte. Ich theilte mit ihnen mein Brod in den kleinen Orten des Westens von Irland; ich bewunderte mit ihnen die schönen Scenen in den schottischen Highlands; ich saß mit einem Dutzend von ihnen in den Postkutschen Frankreichs; ich begegnete ihnen in Scharen auf der cimbrischen Halbinsel. Und nun ließen sie mich selbst in Dänemark nicht schlafen.

Assens ist ein Städtchen von dritthalbtausend Einwohnern und ich genoß hier den folgenden Tag das Schauspiel eines kleinstädtischen dänischen Jahrmarktes. Die Leutchen waren von verschiedenen benachbarten Inseln und Ländchen zu Schiff und zu Wagen herangekommen, aus den Herzogthümern, aus Jütland, aus Fünen und seinen Nebeninseln.

Unter den Jüten zeichneten sich besonders die von der „Westerkante“ aus. Es waren sogenannte Topf-Jüten, deren einziger und weit und breit verhandelter Artikel die

berühmten schwarzen Töpfe sind, die sie in ihrem Haidelande aus einem gewissen schwarzen Thone brennen und mit denen sie in Dänemark sowol als auch in Schleswig und Holstein alle Haushaltungen versehen.

Diese berühmten jütischen Töpfe, die sogar hier und da in holsteinschen Liedern besungen werden, haben ungefähr die Farbe des Bleies. Es soll sich so angenehm darin kochen wie in eisernen, und dabei sind sie zehn Mal so billig.

Weil der matte metallartige Glanz ihrer Oberfläche leicht Politur annimmt, so benutzen die bäurischen Fabrikanten, welche sie in den Haidewildnissen der „Westerkante" verfertigen, diesen Umstand zu ihrer Verschönerung und zeichnen mit einem Polirsteine allerlei Schnörkel und Figuren nach ihrem Geschmack darauf, um dadurch das Auge des schleswig-holsteinschen Landmannes und des dänischen Insulaners für ihre Waare zu bestechen. Häufig begegnet man den Topfjüten in den Ländern der dänischen Monarchie. Sie ziehen selbst bis an die Elbe hinab mit ihren Wagen vollgepackt mit schwarzen Töpfen, zwei magere Pferdchen davor und einen Fuhrmann daneben, dem man es wol ansieht, daß er aus einem der entlegenen Enden der Welt komme. Sie erinnerten mich in ihrem Aufzuge an die wandernden und handelnden Kohlenfuhrleute in Bessarabien.

Wahrscheinlich sind diese schwarzen Töpfe der antikste Fabrik- und Handelsartikel in diesen nordischen Regionen; denn solche Töpfe konnten gewiß schon die Cimberer und Teutonen verfertigen. Auch haben diese rohen Waaren

einige vortreffliche Eigenschaften, vermöge deren sie aller Cultur trotzen können und demzufolge es wahrscheinlich wird, daß sie auch durch die raffinirteste Industrie der folgenden Jahrhunderte nicht aus der Mode gebracht werden mögen.

Wir haben gewiß noch manche solche Waaren unter unsern Hausgeräthschaften, die sich ganz eben so in den Hauswirthschaften unsrer Urväter fanden, die uns mit diesen verknüpfen und die wir nie anders und besser zu machen lernen werden. Man findet jene berühmten jütischen Töpfe auf allen hiesigen Märkten in großer Anzahl. Auch sieht man sie vielfach bei den kleinen Krämern in den Provinzstädten vor den Thüren ausgesteckt, zum Zeichen, daß dieser Krämer gute Connexionen in Jütland habe.

Die Töpfe sind in langen Reihen wie Schachteln ineinandergesteckt und zusammengebunden, und damit sie sich nicht reiben, ist zwischen je zweien ein wenig Haidekraut gelegt. In der Regel führen die Topfjüten auch sonst noch allerlei Haidewaaren neben ihren Töpfen: große Massen von Haidebesen und Haidequasten, die in diesen westlichen, aller Haide baaren Inseln nicht wachsen.

Mich interessirte auf dem Markte das Gemisch von deutschem und dänischem Leben. Die gemeinen Leute verstehen hier auf der Westküste von Fünen noch zuweilen etwas deutsch. Mein Wirth, der mich auf dem Markte herumführte, obgleich sonst ein eifriger dänischer Patriot, sprach immer deutsch mit mir. Die Schiffer, welche mich von Aroesund herübergebracht hatten, sprachen sowol deutsch als dänisch. Selbst die Topfjüten radebrechten

einige deutsche Phrasen mit mir, die sie bei ihren Handelsreisen in den schleswig-holsteinschen Landen erlernt hatten.

Die schönen Künste waren auf diesem Markte durch Deutsche repräsentirt; vorerst durch einen deutschen Bilderhändler, der den dänischen Bauern die Portraits aller Potentaten Europas, schöne Rhein- und Alpenansichten mit deutschen Unterschriften und Versen darunter verkaufte. Man findet hier überall bis weit nach Schweden hinein alle Häuser und Hütten mit solchen deutschen Bildermachwerken ausgeschmückt.

Dann durch einen deutschen Orgeldreher mit seiner singenden Frau, die sich bemühten, die dänischen Bauern für die Geschichte eines unglücklichen Gärtnermädchens zu interessiren. Die Deutschen sind die Orgeldreher und Marktsänger Europas. Man findet sie unter den Scandinaviern, wie bei den Magyaren, bei den Russen, unter den Tartaren und Sibiriaken. Sie ziehen wie Wandervögel von Ort zu Ort, weit in die civilisirte und uncivilisirte Welt hinaus und verschleppen überall hin gute und schlechte deutsche Lieder. Und wer sie fern vom Vaterlande bald hier bald da gehört hat, weiß wohl, wie Einen ein solcher Bänkelsänger zu rühren im Stande ist.

Unter den Handwerkern war auch ein deutscher Pfeifenhändler, der auf mehren seiner Porzellanpfeifen das schleswig-holsteinsche Emblem, die Doppeleiche und darunter das auf dem Altare brennende Feuer feilbot. Daneben war ein Vers des Volksliedes gesetzt, das in Dänemark für anstößig gilt:

„Schleswig-Holstein stammverwandt:
Bleibe treu, mein Vaterland!“

Ich fragte ihn, ob er nichts riskire, wenn er diese Dinge hier im Osten des kleinen Belts so feilböte. Er sagte, die dänischen Bauern verstünden es nicht und kauften gern so eine Eiche und das Feuer darunter, weil es ihnen hübsch aussähe.

Mein Wirth meinte aber, der Mann laufe allerdings Gefahr, daß ihm seine Köpfe gelegentlich an den Kopf geworfen würden. Die Bauern wären hier sehr patriotisch gesinnt und er stände nicht dafür, daß der unvorsichtige Pfeifenhändler, wenn etwa am Abend die Gemüther sich beim Zechen erhitzt haben sollten, mit heilem Haupte davonkäme.

Daß sich hier in den kleinen dänischen Städten auch überall, wie in Paris und London, deutsche Handwerker niedergelassen haben, brauche ich kaum zu erwähnen. In Assens allein waren drei deutsche Schneider. Sie kommen auf ihren Wanderungen als Handwerksburschen hierher, knüpfen eine Liebschaft an und etabliren sich dann. Uebrigens gab es in früheren Jahrhunderten schon Zeiten, wo die kleinen dänischen Städte mehr mit Deutschen gefüllt waren als jetzt.

Doch zieht, glaube ich, das deutsche Princip aus diesen in den dänischen Städten angesiedelten Deutschen wenig Nutzen, besonders dann nicht, wenn sie aus dem Innern von Deutschland gekommen sind. Es gibt natürlich ja wol viele darunter, die in Gesinnung und Liebe ihrem alten Vaterlande treu bleiben, wie es jeder Mensch in der Fremde bleiben sollte. Aber meistens entstehen gerade aus

dem Schoose solcher deutscher eingewanderter Familien die eifrigsten Vertheidiger des Dänenthums. Die meisten und heftigsten Schriften zur Verfechtung des Dänenthums sind nicht von eigentlichen Dänen geschrieben, sondern von solchen Halbdänen-Halbdeutschen.

Ich habe mehre solcher deutschen Halbdänen viel bitterer gegen die Schleswig-Holsteiner und ihr Treiben sprechen hören, als je einen eigentlichen ächten Scandinavier. In einer kleinen dänischen Stadt traf ich einmal einen deutschen Musiklehrer, dessen Angesicht sich, als ich mit ihm von den schleswig-holsteinschen Angelegenheiten sprach, so verfinsterte, daß mir bange wurde:

„O diese Rebellen," brach er endlich aus, „man sollte sie aufknüpfen und damit Punktum!" So etwas habe ich nie von einem Dänen gehört. Man könnte zeigen, daß eine Menge derer, welche sich in dem Zwiespalte der Dänen und Deutschen der heftigsten Redensarten und der größten Thätigkeit gegen die Deutschen befleißigt haben, gerade von deutschen Vätern kamen. Ein großer Theil jenes Kampfes wird in deutscher Sprache von Deutschen gegen Deutsche gefochten.

Es ist hier gerade so wie in Rußland, wo auch aus den dort niedergelassenen Deutschen die geschäftigsten Vertheidiger des Russenthums hervorzugehen pflegen. Ueber die Hälfte derjenigen Broschüren, welche man russischer Seits gegen den Marquis de Custine schleuderte, flossen aus deutsch-russischen Federn. Einige der feindseligsten Bücher gegen Rußland rühren von Russen her und einige der ärgsten Schmeichelwerke von Deutschen.

Auch in Ungarn haben keineswegs die meisten der Magyaromanen ihre Vorväter im Osten der Karpathen, in jenem annoch unbekannten Stammlande der Magyaren zu suchen, sondern vielmehr in Schwaben, Baierland und am Rhein. Wie über die dänischen, wie über die russischen, wie über die böhmischen und illyrischen Angelegenheiten, so fechten auch über die magyarischen Wirren viele Deutsche auf beiden Seiten und verbrauchen in diesem Kriege deutsche Dinte, deutsche Federn, deutsche Phrasen über fremde Angelegenheiten.

Auch in Frankreich ist es eben so, wo man in den Kammern immer viele Deutsche aus Elsaß auf der Seite der radicalsten und französischesten Franzosen findet. Uebrigens darf man alle solche Deutsche oder Halbdeutsche oder überhaupt solche Fremde, welche die eifrige Vertheidigung eines fremden Landes übernehmen, nicht alle gleich schlechtweg für verächtliche Menschen halten. Man trifft unter ihnen vielmehr viele höchst achtungswerthe Männer de bonne foi.

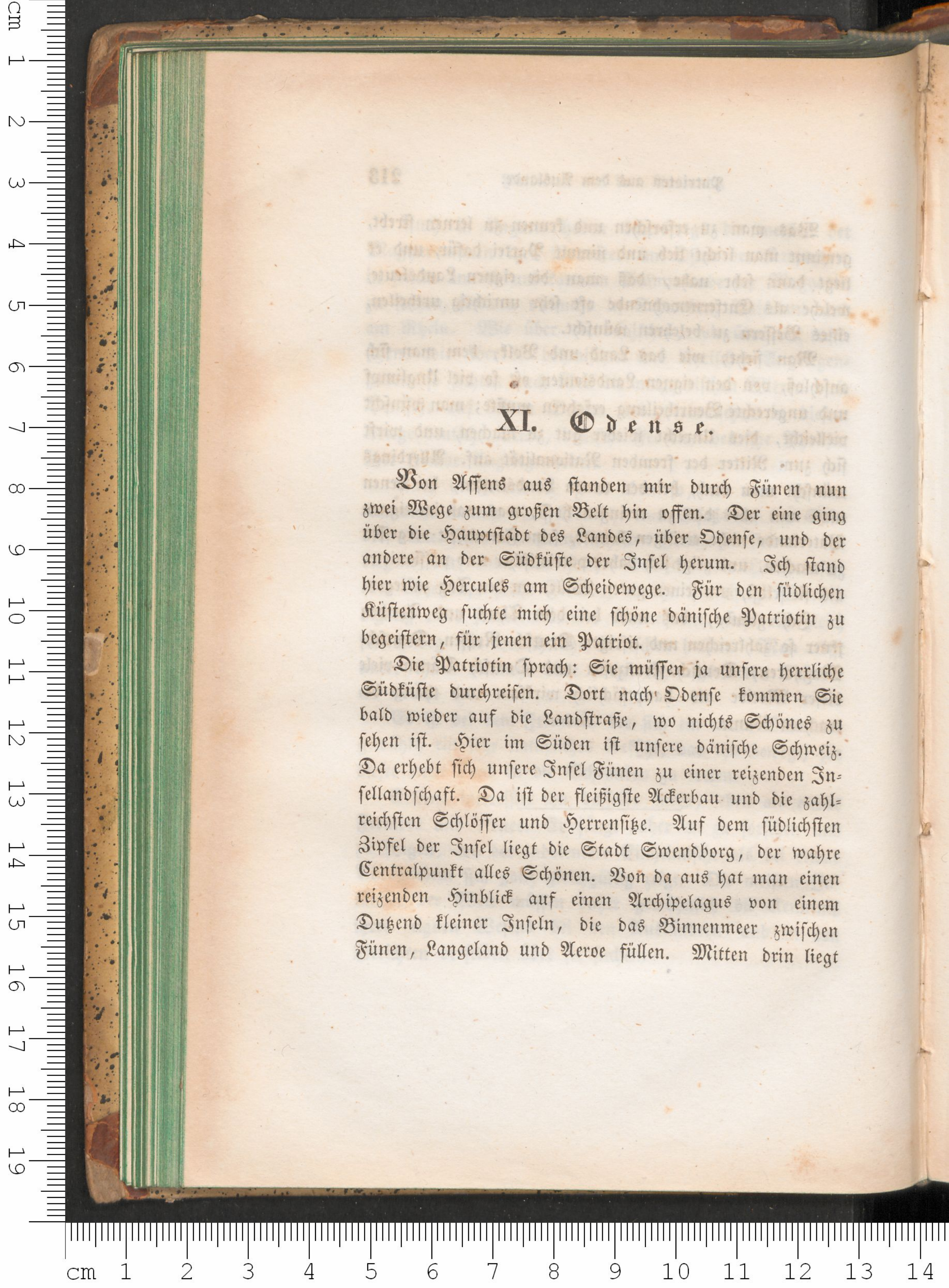
Es ist bei dem Fremden, der sich ein neues Vaterland gewählt, ein sehr natürliches Gefühl, das ihn bewegt, für dieses neue Land in die Schranken zu treten.

Erstens interessirt ihn dasselbe mehr, eben als etwas Fremdes und Neues. Er fängt daher an zu forschen und zu fragen, wo der indolentere Einheimische als bei etwas Alltäglichem sich ganz gleichgültig zeigt. Die meisten Inländer der Welt müssen daher gewöhnlich die Kenntniß ihres eignen Wesens bei den Ausländern und in den Berichten derselben über sie suchen.

Was man zu erforschen und kennen zu lernen strebt, gewinnt man leicht lieb und nimmt Partei dafür, und es liegt dann sehr nahe, daß man die eignen Landsleute, welche als Entferntwohnende oft sehr unrichtig urtheilen, eines Bessern zu belehren wünscht.

Man sieht, wie das Land und Volk, dem man sich anschloß, von den eignen Landsleuten oft so viel Unglimpf und ungerechte Beurtheilung erfahren mußte; man wünscht vielleicht, dies Unrecht wieder gut zu machen, und wirft sich zum Ritter der fremden Nationalität auf. Allerdings wünscht man auch, bei den neuen Landsleuten, bei denen man nun alles das zu erringen hofft, was man im eignen Vaterlande nicht erringen konnte, seine Fremdheit vergessen zu machen, und zeigt sich daher patriotischer und passionirter als sie selbst, um seinen guten Willen an den Tag zu legen.

Ich glaube, daß man bei dem Thun und Treiben jener so zahlreichen und eifrigen Deutsch-Russen, Deutsch-Magyaren, Deutsch-Franzosen und Deutsch-Dänen viele dieser Motive als hauptsächlich wirksam und thätig betrachten könnte.



XI. Odense.

Von Assens aus standen mir durch Fünen nun zwei Wege zum großen Belt hin offen. Der eine ging über die Hauptstadt des Landes, über Odense, und der andere an der Südküste der Insel herum. Ich stand hier wie Hercules am Scheidewege. Für den südlichen Küstenweg suchte mich eine schöne dänische Patriotin zu begeistern, für jenen ein Patriot.

Die Patriotin sprach: Sie müssen ja unsere herrliche Südküste durchreisen. Dort nach Odense kommen Sie bald wieder auf die Landstraße, wo nichts Schönes zu sehen ist. Hier im Süden ist unsere dänische Schweiz. Da erhebt sich unsere Insel Fünen zu einer reizenden Insellandschaft. Da ist der fleißigste Ackerbau und die zahlreichsten Schlösser und Herrensitze. Auf dem südlichsten Zipfel der Insel liegt die Stadt Swendborg, der wahre Centralpunkt alles Schönen. Von da aus hat man einen reizenden Hinblick auf einen Archipelagus von einem Dutzend kleiner Inseln, die das Binnenmeer zwischen Fünen, Langeland und Aeroe füllen. Mitten drin liegt

der Garten von Dänemark, die Insel Thorseng (Thor's Wiese), auf der jeder Fleck dem Stück eines englischen Parks gleicht. Im Centrum dieser kleinen Insel erhebt sich ein großes prächtiges Schloß, die Residenz der Familie, welche in diesem Inselgarten wie in einem kleinen vom Meere umgebenen Fürstenthume herrscht. Von da aus kann man kleine Segelboote bekommen und so, von Insel zu Insel segelnd, bis nach Seeland hinüber gelangen.

Ueberdem ließ meine verführerische Patriotin noch viele rothwangige gravensteiner Aepfel, sogar schöne Feigen und zahme Kastanien, welche in jenen Gegenden gedeihen sollten, in die Wagschale fallen und that noch viele prächtige Buchenbäume, kleine von Schafen beweidete Miniaturinseln, Meerengen und dergleichen hübsche Naturgegenstände dazu; während der Patriot seiner Seits in die andere Schale die odenseer Domkirche, die Hauptstadt des Landes und einen Herrensitz, wo ich nicht blos Natur, sondern auch mir befreundete Menschen finden sollte, legte; und da in diese Schale noch ein heftiger Regenguß hineinstürzte, der nicht so bald enden zu wollen schien, und alle Naturgenüsse zu vereiteln drohte, so gab ich denn der Kunst und den lebendigen Menschen den Vorzug, ließ die andere Schale mit sammt der Thor'swiese und den Buchen, Feigen und zahmen Kastanien zu den Wolken fliegen und antwortete meinem Postillion, der mich fragte: „Wohin, Herr?“ — „Nach Odense!“

Die Insel Fünen grenzt sich mit dem Meere in

einem ziemlich regelmäßigen Eirunde ab. Und sehr nahe der Mitte dieses Ovals liegt die Hauptstadt Odense, und alle übrigen Städte der Insel liegen dann in einem sehr regelmäßigen Kranze rund um die Insel an der Küste herum.

Es gibt deren sieben: Bogensee, Middelfahrt, Assens, Faaborg, Swendborg, Nyeborg, Kjerteminde. Jede dieser Städte liegt ungefähr 3 bis 4 Meilen von der andern entfernt. Sie sind alle ungefähr gleich groß, haben 1500—3000 Einwohner. Es gibt außer diesen Küstenstädten keine Städte weiter im Innern. Die Hauptstadt Odense ist die einzige Binnenstadt, von der die Wege zu den Küstenstädten auslaufen. Dies Alles ist sehr naturgemäß und gibt ungefähr folgendes Bild:

Es erinnert dies an die Ausbildung des Städtebaus der pyrenäischen Halbinsel und an das Verhältniß Madrids zu dem Kranze der Küstenstädte: Malaga, Valencia, Cadiz u. s. w.

Odense hat allein so viel Einwohner als alle jene Städte zusammengenommen. Hier concentrirt sich das Hauptleben der ganzen Insel. Hier residirt der Gouverneur der Insel. Hier hat der Adel der Insel sein Absteigequartier. Hier ist der Hauptmarkt und Haupthandel

von Fünen. Die meisten der von diesem Inselherzen wie Adern zu den Küstenstädten ausgehenden Landwege sind sehr gut chaussirt, und man ist auf diesen nördlichen Inseln mit dem Wegebau viel weiter als in manchem deutschen Herzogthum, z. B. Mecklenburg.

Der Weg nach Odense, den ich eingeschlagen, führte mich, wie gesagt, nicht gerade durch den schönsten Theil der Insel. Doch ist selbst das Innere von Fünen anmuthiger als das Innere von Seeland, und auch anmuthiger als das Innere von Jütland und die Herzogthümer. Es ist nicht nur mehr, sondern auch durch die Bank besser angebaut und bewohnt als Seeland. Bis auf wenige ganz unbedeutende Ueberreste sind die Haidestrecken in der Insel den Aeckern und Wiesen völlig gewichen, und wohin ich nur blickte, entdeckte ich grüne Felder, Wälder und Weiden.

Wie in Fünen die schönsten und hügeligsten Theile des Landes in den Süden der Insel fallen, so ist es auch mit allen andern dänischen Inseln der Fall. Man kann in ganz Dänemark die Regel annehmen, daß immer die der Ostsee und den Binnenmeeren zugewandten Küsten die anmuthigern und romantischern sind. Diese Regel gilt erstlich für die ganze cimbrische Halbinsel und dann auch für alle größern dänischen Inseln. Das hat hauptsächlich den geologischen Grund: daß fast alle dänischen Inseln und Halbinseln sich nach Norden und Westen hin abflachen, während sie sich nach Süden und Osten hin zu Hügelländern erheben.

So hat die Ostseite von Jütland den Vorzug vor

der steilern Westseite; so ist das südöstliche Fünen ein anmuthiges Land. So liegen im Süden und Osten von Seeland, am Sunde hin, die hübschesten hügel- und waldreichsten Landschaften. Die südöstlichste Ecke von Seeland endigt mit der hohen schroffen Felsenküste, „Stevens Klint" genannt; und selbst Moen hat seine hochgepriesene und romantische Seite, die berühmte „Moens Klint", nach Osten gerichtet, während fast alle diese Inseln, namentlich Seeland, nach Nordwesten zu, in öde, flache, baumlose, langgezogene Halbinseln auslaufen; eben so wie auch Jütland im Norden und Westen sich in Sandbänken und Dünen-Ketten verliert.

Bei den Inseln im Mittelmeer, Sardinien, Corsika ꝛc. sind die schönsten und wildromantischsten Gegenden gerade in der gebirgigen Mitte dieser Länder. Bei den dänischen Inseln ist die Mitte eben so wie bei Jütland flach und hie und da noch Haideland. In Seeland findet man noch mehr Ueberreste von Haide in der Mitte als in Fünen. Auf dem weniger angebauten Bornholm ist die ganze Mitte noch mit Haide ausgefüllt.

Auch in den vielen Eindämmungen der Felder, den Knicken, die man noch in Fünen findet und die in Seeland endlich ganz verschwinden, kann man wol holsteinschen Einfluß auf den fünenschen Ackerbau erkennen. Die eigentlich ursprünglichen fünenschen Knicken sind sonst kahle Dämme. Aber die Holsteiner, die hier herüberkommen, lehren es den Leuten, sie auch mit Büschen und Bäumen wie in Holstein zu besetzen.

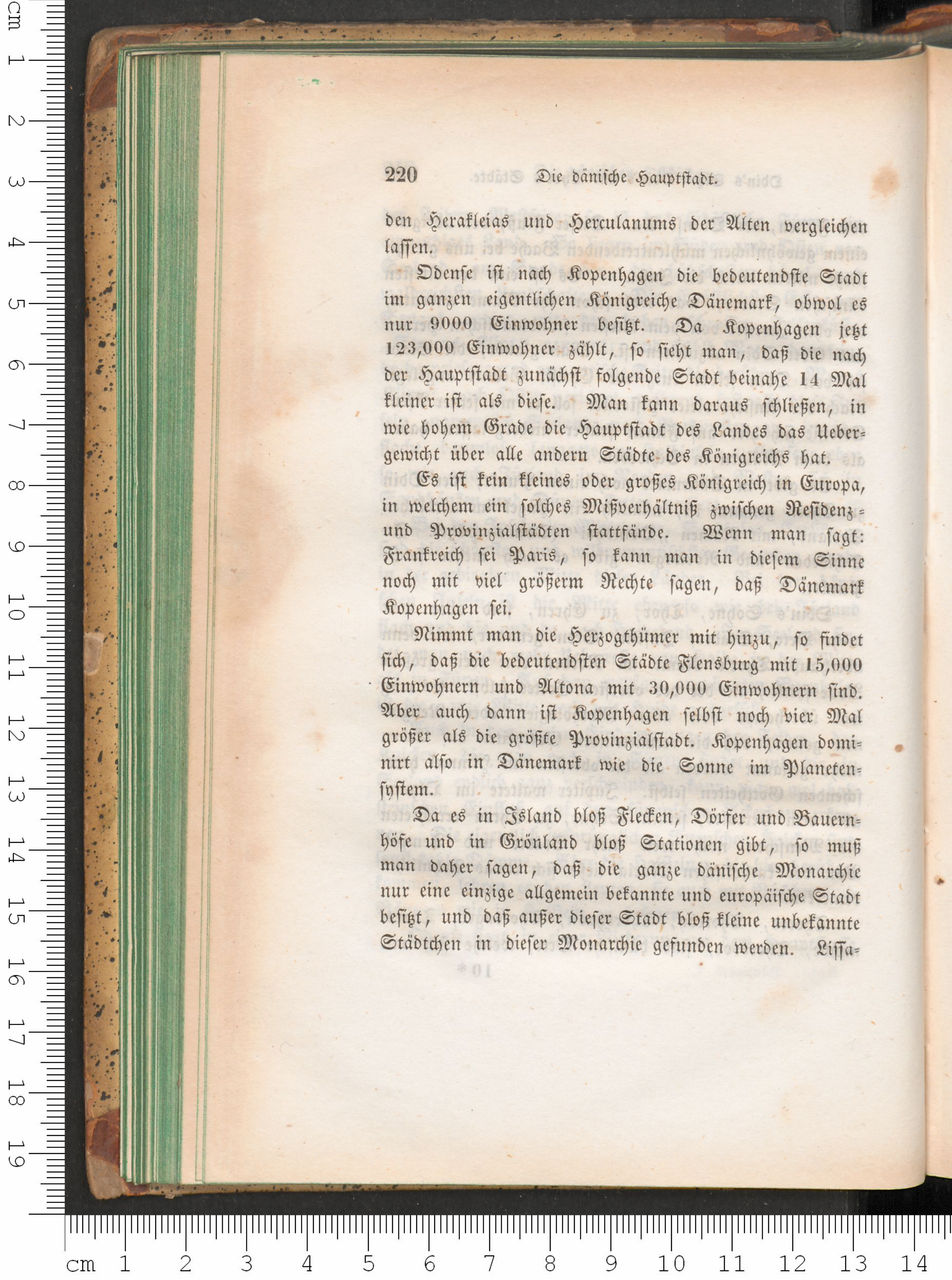
Odense liegt in einer Niederung an dem Hauptflusse

von Fünen, der Odense-Aa. Dieser Fluß, der übrigens einem gewöhnlichen mühlentreibenden Bache bei uns gleicht, fließt mitten durch die Insel. — Es ist eine der ältesten dänischen Städte, was wol schon ihr Name andeutet, der ohne Zweifel von dem ältesten scandinavischen Heroen und Gott Odin abzuleiten ist. Man glaubt, die Stadt sei von Odin selber kurz vor Christi Geburt angelegt. Nach der Ansicht vieler Historiker soll er mit seiner Asen-Colonie sich hier auf Fünen früher niedergelassen haben als beim Mälarn in Schweden.

Es gibt in Dänemark noch einen Punkt, der Odin zu Ehren genannt ist, nämlich ein Hügel im nördlichen Seeland, mit Namen „Odinshoi" (Odin's Höhe). In Schweden und Norwegen gibt es noch mehre solche Punkte.

Odin's Sohne, Thor, zu Ehren, sind aber weit mehr Orte, Städte, Inseln, Seen genannt, wie denn überhaupt Thor's Name im Norden eine weit größere Rolle spielte, als der des obersten Gottes selbst. Es mag wol überhaupt von allen Mythologien oder Religionen gelten, daß die vermittelnden Gottheiten auf Erden mehr genannt wurden als die obersten im Himmel herrschenden Gottheiten selbst. Jupiter waltete im Olymp, aber dem Hercules, seinem Sohne, zu Ehren errichteten die Menschen noch weit mehr Städte und Tempel. Von der katholischen Maria ließe sich etwas Aehnliches bemerken.

Thoroe, Thoreby, Thorshavn, Thorsager, Thorsminde, Thorssoe, sind dänische Orte, welche sich mit



den Herakleias und Herculanums der Alten vergleichen lassen.

Odense ist nach Kopenhagen die bedeutendste Stadt im ganzen eigentlichen Königreiche Dänemark, obwol es nur 9000 Einwohner besitzt. Da Kopenhagen jetzt 123,000 Einwohner zählt, so sieht man, daß die nach der Hauptstadt zunächst folgende Stadt beinahe 14 Mal kleiner ist als diese. Man kann daraus schließen, in wie hohem Grade die Hauptstadt des Landes das Uebergewicht über alle andern Städte des Königreichs hat.

Es ist kein kleines oder großes Königreich in Europa, in welchem ein solches Mißverhältniß zwischen Residenz- und Provinzialstädten stattfände. Wenn man sagt: Frankreich sei Paris, so kann man in diesem Sinne noch mit viel größerm Rechte sagen, daß Dänemark Kopenhagen sei.

Nimmt man die Herzogthümer mit hinzu, so findet sich, daß die bedeutendsten Städte Flensburg mit 15,000 Einwohnern und Altona mit 30,000 Einwohnern sind. Aber auch dann ist Kopenhagen selbst noch vier Mal größer als die größte Provinzialstadt. Kopenhagen dominirt also in Dänemark wie die Sonne im Planetensystem.

Da es in Island bloß Flecken, Dörfer und Bauernhöfe und in Grönland bloß Stationen gibt, so muß man daher sagen, daß die ganze dänische Monarchie nur eine einzige allgemein bekannte und europäische Stadt besitzt, und daß außer dieser Stadt bloß kleine unbekannte Städtchen in dieser Monarchie gefunden werden. Lissa-

bon hat Oporto und Coimbra; München hat Augsburg, Nürnberg, Regensburg; Stockholm hat Gothenburg, Upsala, Christiania zur Seite; Dresden hat Leipzig und Chemnitz; Carlsruhe hat Mannheim, Heidelberg und Freiburg zur Seite.

Kurz an dem Städtehimmel jedes europäischen Landes gibt es eine sehr regelmäßig abgestufte Reihenfolge von Sternen erster, zweiter, dritter Größe. Nur Kopenhagen steht ganz ohne alle Trabanten da. Aller Geist, alle Kraft des Landes hat sich in diesem einen Punkte concentrirt.

Ich werde vielleicht noch öfter auf dies für Dänemark so einflußreiche und charakteristische Phänomen zurückkommen. Ueber die Ursachen desselben mag ich hier gleich so viel sagen:

Vielleicht läßt sich etwas davon aus dem Nationalcharakter und der politischen Stellung der Dänen erklären. Die Dänen haben sehr viel Centralisationsgeist. Sie bilden schon seit lange eine nicht sehr zahlreiche Nation. Sie mußten sich sehr zusammennehmen und sich gewissermaßen auf einen Punkt concentriren, um ihre Kräfte zusammenzuhalten und ihren Rang unter den europäischen Völkern zu behaupten. Sie wandten daher Alles, was Einwohner herbeiziehen kann, ihrem Lieblinge Kopenhagen zu und machten es auf Kosten der andern Orte groß, um doch wenigstens Eine Weltstadt zu haben.

Das Gefühl der Nationaleinheit ist sehr stark und lebhaft bei den Dänen, eben so wie bei den Franzosen, und beide Nationen concentriren sich daher vorzugsweise

in ihren Hauptstädten. Bei Völkern, wo große Verschiedenheit der Gefühle und Ansicht, wo eine Tendenz zur Zersplitterung herrscht, wie bei den Deutschen, werden die Leute sich auch an verschiedenen Punkten zusammenhalten und eine Menge Städte bilden, die sich das Gleichgewicht halten.

Wollten wir Deutschen uns in demselben Maße so in einem Punkte concentriren, wie die Dänen es in Kopenhagen gethan haben, und sollte sich unsere Hauptstadt so zu den übrigen deutschen Provinzialstädten verhalten, wie Kopenhagen zu den dänischen, so müßten wir eine Stadt von mindestens drei Millionen Einwohnern bauen.

Zum Theil läßt sich die Sache auch aus der Verfassung des dänischen Staats erklären. Die Könige von Dänemark waren fast zwei Jahrhunderte hindurch völlig unumschränkt, und da sie Kopenhagen zu ihrer Residenz machten, so versammelte sich daher auch die Hauptbevölkerung des Landes um ihren Palast herum.

In diesen 200 Jahren, während deren Kopenhagen groß wurde, bedeuteten die Provinzen, ihr Adel, ihre Städte nichts. Freie Reichsstädte, wie in Deutschland, gab es nicht. Jetzt aber, da die Provinzen sich wieder geltend machen, werden auch wol alle die kleinen, bisher in so hohem Grade stagnirenden Provinzstädte sich mehr zu heben anfangen.

Das Meiste erklärt sich aber wol aus der geographischen Gestaltung Dänemarks. Das ganze Königreich besteht aus einer langen und sehr schmalen Halbinsel und

aus einer Menge kleiner Inseln oder Länderflicken, bei denen alle 3 oder 4 Meilen das Land wieder zu Ende ist und die See dazwischentritt. Die lange Halbinsel ist wieder durch eine Menge von Fjorden in eben so viele Stücke und Nebenhalbinseln getheilt. Die Städte, welche sich an diesen Fjorden bildeten, haben fast alle ganz gleiche Vortheile der Situation.

Da ist kein Punkt besonders bevorzugt, und alle jene Städte von Eckernförde an bis Aalborg hinauf haben daher fast alle eine ganz gleiche Größe. Von den kleinern Inseln konnte auch eine jede nur ihren kleinen, nach der Inselgröße proportionirten Hauptort bilden.

Diese physikalische Zerstückelung der dänischen Provinzialländer mußte jener Neigung zur Centralisirung der Nation in einem Punkte in die Hände arbeiten. Da die ganze sandige Westküste Jütlands durch Dünen und Sandbänke gegen die Welt verschlossen ist, da der kleine und große Belt als unbequeme Fahrstraßen ebenfalls unzugänglich sind, so ist hier im Innern des Landes alles bedeutungslos für den großen Weltverkehr.

Der Sund ist der einzige Punkt des Landes, der eine europäische Bedeutsamkeit hat. Nur hier rauscht der Welthandel vorüber. Und hierher kam daher die halbe Bevölkerung des Landes und siedelte sich um Kopenhagen an, um an diesem Weltverkehre Antheil zu nehmen.

Die dänischen Städte gleichen den dänischen Flüssen. Diese sind alle ungefähr zehn Meilen lang, so wie jene fast alle ein paar Tausend Einwohner haben. Der Sund ist der einzige großartige dänische Strom, und Kopenha-

gen die einzige Stadt. Die Folgen, welche für das Land, seine Geschichte und seinen jetzigen Zustand aus diesem Umstande entspringen, sind sehr mannigfaltig.

Es ist schon eine sehr alte Klage in der dänischen Geschichte, daß das Land keine kräftigen Städte habe. Daher kam es wol zum Theil, daß der Adel ehemals so entschieden dominirte, und eben daher kam es auch wol wieder, daß später die Könige so absolut wurden.

Odense wird in Dänemark als derjenige Ort angesehen, in welchem man das beste und wohllautendste Dänisch spricht; so wie man in Deutschland das kleine Celle für denjenigen Ort ausgibt, in dessen Ringmauern die lieblichsten deutschen Phrasen ertönen und so wie in Italien das kleine Siena das zauberischeste Italienisch redet.

Die Fynboer und namentlich die Odenseer machen sich über manche wunderliche Sprechunarten der kopenhager Cockney's lustig. Vielleicht erklärt sich dies zum Theil wol daraus, daß die Hofsprache in Kopenhagen Jahrhunderte hindurch nicht die dänische, sondern die deutsche Sprache war. Der vierte Theil der Einwohner von Kopenhagen redet noch jetzt deutsch. In Odense mochte man nationaler bleiben.

Uebrigens nimmt auch wol überall der Plebs der Haupt- und Residenzstädte eine gewisse arrogante Nachlässigkeit im Benehmen und Wesen an, die sich auch im nachlässigen Sprechen äußern mag. Man findet daher auch beim gemeinen Mann in London und in Paris nicht das reinste Englisch und Französisch; und viele englische und französische Provinzialen rühmen sich, daß

man in ihren kleinen Provinzialstädten sich eines reinern Dialekts befleißige, als in der großen Hauptstadt. Die großen Hauptstädte erzeugen das, was die Engländer Slang nennen. Auch erzeugen die großen Hauptstädte eine Masse von unwissenden Leuten, die von unten herauf wieder eben so barbarisirend einwirken mag, wie die große Masse der dort versammelten Gebildeten von oben herab cultivirend.

Daher mag ein kleiner Bürger aus einer kleinen Stadt wol im Durchschnitt eine sorgfältigere Bildung und Sprache haben, als ein eben solcher kleiner Bürger aus der Residenz. In den höhern Klassen der großen Centralstädte mag darum doch im Durchschnitt die Landessprache immer am besten und richtigsten geredet werden.

Die berühmte odenseer Kirche, auf die ich oben schon hindeutete, ist die St. Knud's-Kirche. Sie ist eine derjenigen großen alten gothischen Kirchen, deren Kette sich mitten durch Dänemark hindurchschlingt.

Zu dieser merkwürdigen Kathedralenreihe gehören der große ripener Dom im Westen Jütlands, der haderslebner Dom im Osten der Halbinsel, die odenseer St. Knud's-Kirche, der roeskilder Dom und endlich der Dom in Lund, dem ehemaligen Sitze des dänischen obersten Geistlichen. Alle diese ausgezeichnetsten Kirchen des Königreichs liegen sämmtlich in einer Linie und auch beinahe in ganz gleichen Abständen unter demselben Breitengrade, ungefähr unter dem 25° 30′. Kopenhagen, das auch ungefähr unter diesem Breitengrade liegt, hat als neuere Stadt keine alten gothischen Kirchen.

Auf die besagten Kirchen beschränkt sich aber auch Alles, was Dänemark an antiken gothischen Bauwerken besitzt. Die eine von ihnen, nämlich die von Lund, gehört jetzt bekanntlich nicht mehr zu Dänemark.

Der König Knud, dem zu Ehren die odenseer Kirche genannt wurde, ist auch wieder einer von den vielen dänischen Königen, gegen die sich Jütland erhob und die auf den Inseln ihr Heil suchten. Dieser vergebens. Denn er wurde in der Kirche selbst von den Aufrührern während des Gebets vor dem Altare ergriffen und ermordet, und nachher als ein Märtyrer kanonisirt.

Zur Zeit seines Todes war die Kirche nur aus Holz und wurde darnach im 11. Jahrhundert aus Stein aufgeführt. Die Geschichte fast jedes europäischen Landes zeigt einen solchen von Rebellen oder Verschwörern in der Kirche getödteten und nachher kanonisirten König. — Die Knochen des Königs wurden über dem Altar in der Kirchenmauer eingemauert. In neuen Zeiten hat man sie dort herausgenommen und man sieht an der Stelle, wo sie sonst saßen, nur noch ein großes **K** (Knud) an der Mauer gemalt.

Sie sind nun in einer Kapelle der Kirche beigesetzt, und mit ihnen die Ueberreste seines Bruders Benedict, der den König in der Todesstunde nicht verließ. Man sieht noch ein Oelbild in der Kirche, welches den ganzen tragischen Hergang darstellt.

Es finden sich in dieser Kirche noch mehre königliche Gräber, unter andern das des guten Königs Hans, der so unglücklich gegen die Ditmarscher focht und der Vater

des despotischen Christian II. war. Das Wandgemälde in dieser Kirche, das ihn in Lebensgröße darstellt, schien mir zu den bemerkenswerthesten Gemälden dieser Art in Dänemark zu gehören, wo dergleichen Kunstwerke so große Raritäten sind.

Es sind hauptsächlich drei Kirchen in Dänemark, welche die Mausoleen der zahlreichen Könige dieses Landes enthalten, erstlich diese odenseer St. Knud's-Kirche, dann die alte Kirche von Ringstedt auf Seeland und endlich die schöne Kirche von Roeskilde. In der ringstedter Kirche findet man mehre der ersten christlichen Könige, in der odenseer Kirche einige wenige Könige aus alter und mittlerer Zeit. In der roeskilder aber alle die spätern dänischen Könige bis auf die neuesten Zeiten herab. Die allerältesten heidnischen Könige des Landes liegen überall im Lande unter freiem Himmel zerstreut, unter mit Gras bewachsenen Hügeln.

Doch weiß man noch selbst der ältesten Könige Grabhügel zu nennen und nachzuweisen. Und es ist mir dies ein großer Beweis des historischen Traditionen in so hohem Grade geneigten Sinnes und des nationalen Patriotismus der Dänen.

Wohin ist die Asche der Kaiser unsers zersplitterten Deutschlands verflogen, und wie viele sind der Gelehrten, welche um die Grabstätten eines jeden unserer Kaiser bis zu Karl dem Großen hinauf Bescheid wissen? In Dänemark wissen sogar die Bauern sehr viel von ihren alten Königsgräbern.

Die meisten der heidnischen Könige Dänemarks lie-

gen unter den Grabhügeln bei Leire, der ältesten Königsresidenz auf Seeland. Viele an verschiedenen Punkten Jütlands, so z. B. die beiden großen Hügel Gorm's des Alten, des Stifters der dänischen Monarchie, und seiner Gemahlin Thyra Dannabod (Dänentrost), nicht weit von Kolding, am kleinen Belt. Auch Hamlet's Hügel soll in Jütland sein. Der wahre Königskirchhof von Dänemark bleibt aber die Mitte von Seeland, wo bei den genannten Hauptpunkten, Leire, Ringstedt, Roeskilde, die nur wenige Meilen auseinander liegen, mehr heidnische und christliche Könige Dänemarks bei einander liegen, als im ganzen übrigen Königreiche zusammengenommen.

Das ganze Interesse der so merkwürdigen odenseer Kirche zu erschöpfen, ist mir nicht möglich. Es sind darüber mehre Werke erschienen. Das gleißendste und prachtvollste aller Monumente in dieser Kirche ist das einer dänischen Familie Ahlefeldt. Es ist eine kleine Kapelle, die so mit Marmor- und Silbergebilden angefüllt ist, daß ich gern glauben will, daß das Ganze, wie man mich versicherte, seiner Zeit 100,000 Rthlr. gekostet habe. Es ist gewiß das kostbarste Grabmonument, das Privatleute in Dänemark besitzen.

Die Stifterin dieser Grabkapelle hat sogar ein bedeutendes Kapital ausgesetzt, dessen Zinsen zu ewigen Zeiten dazu dienen sollen, die Kapelle in gutem Stand zu halten. Dieses und das Anlagekapital wären gewiß hinreichend gewesen, ein großartiges ahlefeldtsches Hospital oder ein ahlefeldtsches Gymnasium zu stiften, statt daß die Welt nun dafür einen kleinen Kirchenwinkel hat,

der mit nichts weniger als geschmackvollen Marmor- und Metallbildwerken gefüllt und überladen ist. Ich sah nie ein todteres, den Todten gewidmetes Kapital.

Ohne Zweifel würde man jetzt Könige tadeln, wenn sie so viel für ihren Sarkophag aufwenden wollten. Bei vielen öffentlichen und großartigen Nationalmonumenten, bei deren Anblick Mancher fragt: warum ist dies nicht den Armen gegeben, kann man freilich wol Aehnliches antworten, wie Christus bei dem mit köstlichem Oel so verschwenderischen Weibe. Doch fällt jenes der Privateitelkeit so offenbar gewidmete Monument nicht in diese Kategorie.

Indeß fiel mir bei den ahlefeldtschen Särgen, so wie auch noch bei mehren andern Familiengrüften in dieser Kirche dies auf, daß die großen prunkenden und in die Augen fallenden Inschriften alle in lateinischer oder in dänischer Sprache abgefaßt waren, während dann noch auf jedem Sarge selbst, da wo der Kopf oder das Herz des Verblichenen liegen mochte, sich ein kleines Schild befand, auf welchem ein kurzes Curriculum vitae der betreffenden Person in deutscher Sprache mit ganz kleinen Buchstaben geschrieben stand. Sollte sich dies etwa so erklären, daß diese in Dänemark eingewanderten deutschen Familien für das große Publikum zwar sich der dänischen oder der in ganz Europa geltenden lateinischen Sprache bedienten, jedoch einen kleinen Trost darin fanden, die deutschen Schriftzüge ihrer Asche zunächst zu haben. Sind nicht auch bei den egyptischen Mumien zuweilen die Hieroglyphen auf der Außenseite von einer andern Art als die auf der innern?

Sehr merkwürdig war mir auch das lebensgroße Bildniß einer jungen Dame, das mitten in der Kirche aufgehängt war und von dem die Leute erzählen, daß es das Portrait eines jungen Fräuleins von Adel aus Jütland sei, die vor mehren Hundert Jahren gelebt habe und eine so leidenschaftliche Liebhaberin des Tanzes gewesen, daß sie durch einen Blutsturz in Folge heftigen Tanzens ihr Leben auf einem Balle verlor, wie Pitt's Vater das seine im Parlament, wie jener berühmte Schauspieler das seine auf der Bühne und wie viele Helden das ihrige auf dem Schlachtfelde.

Das Merkwürdige bei der Sache war mir nur dies, daß mich diese Sage von der sich zu Tode rasenden Tänzerin schon seit geraumer Zeit überall auf meinen Reisen durch Dänemark verfolgte. Es scheint dieser Sage eben so wie gewissen stereotypen Anekdoten zu gehen, die sich überall wieder erzeugen und die nur je nach der Lokalität, an die man sie knüpft, besondere Umwandlungen und Einkleidungen erfahren.

In Nordfriesland besuchte ich ein adeliges Gut, Namens Hoyerswerth, und hier wurde mir diese Sage am interessantesten erzählt. Da lautete sie so: Bei einem großen Feste, das einst in Olim's Zeiten auf diesem alten, adeligen Hause gegeben wurde, erschien auch eine schöne Dame, welche sich als die gewandteste und rascheste unter allen Tänzerinnen erwies und in jener Nacht keinen der Tänze versäumte.

Ihre Mutter, die sie begleitete, beschwor sie, sich zu schonen, zu pausiren und sich zu erholen; aber das

heftig aufgeregte Mädchen antwortete der Mutter: „Liebe Mutter, und wenn der Böse jetzt selber käme, so schlüge ich ihm, ich schwöre es, keinen Tanz ab!“ Kaum hatte sie dies gesprochen, so trat ein fein gekleideter junger Ritter, den Niemand kannte in den Saal herein, bot ihr die Hand und redete sie mit den Worten an: „Liebes Mädchen, zaudere nicht!“

Sie warf sich ihm begierig in die Arme und schwenkte sich mit ihm so leidenschaftlich herum, daß es den übrigen Gästen unheimlich zu Muthe wurde. Da auch die Musik, wie von einem unheimlichen Geiste ergriffen, in einem raschern und immer raschern Tempo spielte, so hörten alle andern Tänzer endlich auf. Jenes Paar aber wirbelte fort wie zuvor, bis die junge Dame plötzlich erbleichte, anhielt, mit einem Blutsturze zu Boden sank und ihren Geist aushauchte.

Ihr Tänzer aber, welches der Böse selber war, blickte mit Hohngelächter auf sie hin und versank in den Boden, die Sterbende mit sich schleppend.

Die Sage erzählt weiter, daß die Spuren jenes Blutsturzes im Schlosse unvertilgbar sind, und daß noch jetzt jede Nacht im Saale des Schlosses in der Geisterstunde eine höllische Musik losbricht, zu der dies junge Fräulein, die im Grabe keine Ruhe hat, eine Stunde lang tanzen muß, bis sie um 1 Uhr hinstürzt und verschwindet.

Es ist ihr Fluch, so lange die Mitternachtsstunde zu durchtanzen, bis ein Tänzer Muth und Kraft genug hat, einen solchen Mitternachtstanz mit ihr durchzumachen. Sie sucht sich daher beständig begierig einen solchen Er=

retter und fordert jeden, der etwa in dem Schloßsaale übernachten möchte, zum Tanze auf.

Vor hundert Jahren soll einmal ein solcher muthiger Tänzer auf dem Schlosse angekommen sein, der Lust hatte, jenen Tanz zu wagen und der sein Nachtlager mitten im Tanzsaale aufschlug. Er legte sich da ruhig zu Bette, weil er an den Spuk nicht glauben wollte. Als es aber zwölf schlug, erglänzte plötzlich der Saal von hundert festlichen Lichtern. Mit dem letzten Schlage der Uhr erscholl eine wilde aber bezaubernde Tanzmusik. Die schöne Tänzerin schwebte mit fliegenden Locken in den Saal hinein und schwenkte sich zu dem Bette des jungen Ritters heran, dem sie ihre traurige Geschichte erzählte und ihn aufforderte, nun gutwillig den Rettungstanz mit ihr zu wagen.

Darüber, was jener Held darauf gethan habe, sind mir zwei Versionen gegeben worden, eine prosaische und eine poetische. Nach der ersten überkam den Ritter beim Anblick der Dame ein plötzliches Entsetzen und eine unüberwindliche Angst und alle Lust zum Tanze verging ihm. Um Zeit zu gewinnen, ließ er sich ihre Geschichte noch ein Mal und noch ein Mal erzählen, fragte dazwischen und hielt damit wol eine halbe Stunde hin. Dann sagte er, nun wolle er tanzen, und rüstete sich dazu aber sehr langsam. Dann kam er hervor und trat wirklich mit ihr an, lief aber wieder zurück, vorgebend, er habe bei dem übergroßen Antheil, den er an ihrer Pein genommen, und bei dem tiefen Schmerz über ihre traurige Geschichte noch dies oder jenes an seinem Anzuge vergessen.

Als endlich das Ende der Mitternachtsstunde näher rückte, ergriff ihn die Tänzerin mit Gewalt, um ihrer Erlösung nicht quitt zu gehen. Er sträubte sich und rang mit ihr, und als er eben nahe daran war, von der übermächtigen Gewalt fortgerissen zu werden, schlug die Glocke eins und aller Spuk verschwand. Die Dame blieb demnach unerrettet. Der junge Ritter kam mit dem Leben davon, aber tanzte später in seinem Leben nicht wieder.

Alle Ball- und Tanzgesellschaften, so heißt es, habe er sorgfältig geflohen, denn so oft er die Violine gehört, habe jener höllische Spuk vor seinen Augen gestanden. Auch habe er für sein ganzes Leben lang blaue Flecken am Arme gehabt. Sie rührten von den feinen knöchernen Fingern her, mit denen die hoyerswerthsche Tänzerin ihn in den letzten Momenten vor 1 Uhr faßte.

Nach der andern Version wurde die Tänzerin gerettet. Der Ritter, heißt es, hätte sie kaum erblickt, so wäre er in heftiger Liebe zu der Schönen entbrannt, habe, von höllischer Tanzlust ergriffen, eine wilde Stunde mit ihr verlebt und sei beim Schlage Eins mit ihr in ihren Armen verschwunden.

Mich deucht, in dieser Sage liegt erstlich poetischer Stoff sowol für einen Dichter wie Bürger, oder für einen Maler wie Retzsch, und zweitens viel heilsame und praktische Belehrung und Erschütterung für tausend junge Damen, die noch jetzt wie ehedem jährlich ins Grab hinabtanzen.

Etwas wunderlich kam es mir vor, daß man hier in der fünenschen Kathedrale zwischen den Monumenten der

Könige und Heiligen auch jener jütischen Tänzerin ein Monument gesetzt hatte. Wenn man auch einer solchen unglücklichen Tänzerin keine Schandsäule wie dem Landesverräther Corfitz Uhlefeld setzen sollte, so scheint es doch natürlicher, wenn ihre Familie ihr Schicksal mit Stillschweigen übergangen und ihr Andenken in stummer Liebe geehrt hätte.

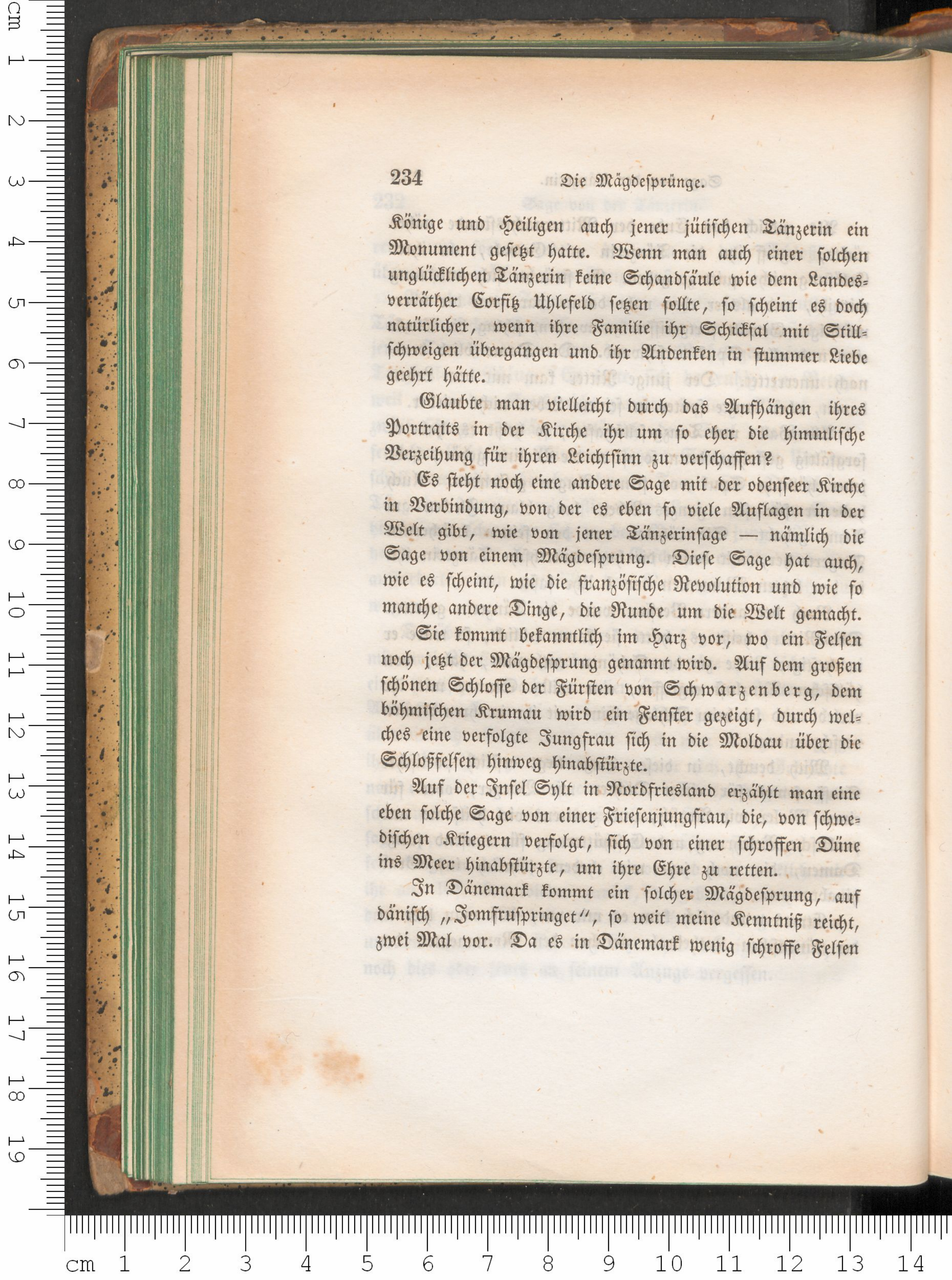
Glaubte man vielleicht durch das Aufhängen ihres Portraits in der Kirche ihr um so eher die himmlische Verzeihung für ihren Leichtsinn zu verschaffen?

Es steht noch eine andere Sage mit der odenseer Kirche in Verbindung, von der es eben so viele Auflagen in der Welt gibt, wie von jener Tänzerinsage — nämlich die Sage von einem Mägdesprung. Diese Sage hat auch, wie es scheint, wie die französische Revolution und wie so manche andere Dinge, die Runde um die Welt gemacht.

Sie kommt bekanntlich im Harz vor, wo ein Felsen noch jetzt der Mägdesprung genannt wird. Auf dem großen schönen Schlosse der Fürsten von Schwarzenberg, dem böhmischen Krumau wird ein Fenster gezeigt, durch welches eine verfolgte Jungfrau sich in die Moldau über die Schloßfelsen hinweg hinabstürzte.

Auf der Insel Sylt in Nordfriesland erzählt man eine eben solche Sage von einer Friesenjungfrau, die, von schwedischen Kriegern verfolgt, sich von einer schroffen Düne ins Meer hinabstürzte, um ihre Ehre zu retten.

In Dänemark kommt ein solcher Mägdesprung, auf dänisch „Jomfruspringet", so weit meine Kenntniß reicht, zwei Mal vor. Da es in Dänemark wenig schroffe Felsen

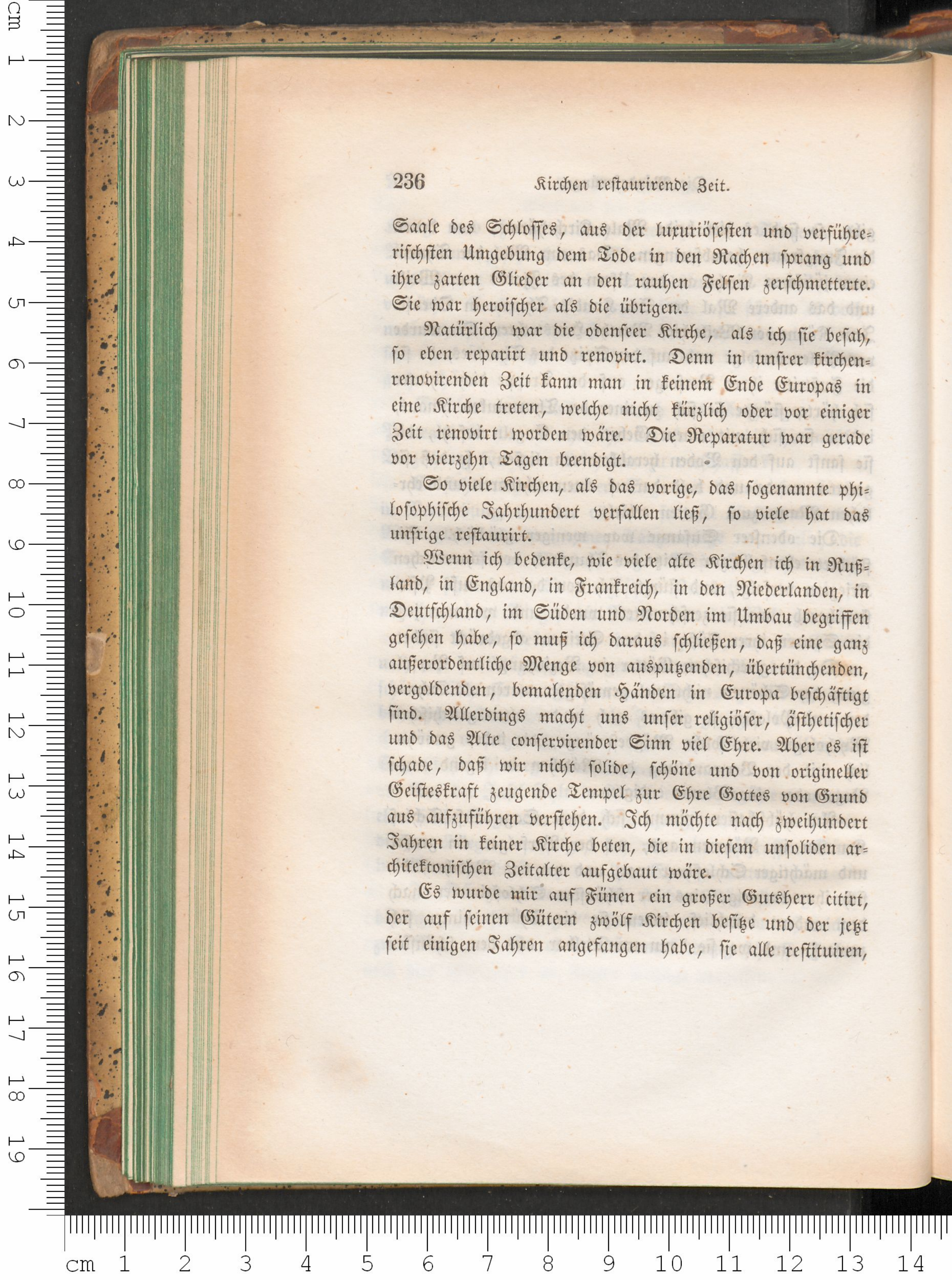


gibt, so sind es hier beide Male Kirchthürme, von denen die Jungfrauen herabspringen. Das eine Mal der Thurm einer jütischen Kirche an den Ufern des Fjords von Weile und das andere Mal der St. Knud's-Thurm in Odense. Jene Kühne von Weile hieß Marthe Hanstochter. Sie wurde von Polen verfolgt und auf der Spitze des Thurmes, da sie die Fußtritte ihrer Verfolger auf der Treppe dicht hinter sich hörte, stürzte sie sich zu einer der Thurmluken hinaus, indem sie sich mit einem Gebete den Engeln befahl, die sie sanft auf den Boden herabkommen ließen, so daß sie gerettet wurde und bald darauf einen achtbaren und ehrlichen Mann zum Gatten erhielt.

Die odenseer Susanne war weniger glücklich. Sie flüchtete ebenfalls zur Spitze des Thurmes, von schwedischen Kriegern verfolgt, und stürzte sich von da aus aufs Pflaster herab, wo sie zerschmettert wurde und wo man jetzt die Spuren ihrer Füße in den Steinen abgedrückt findet.

Da die griechischen Götter in Beziehung auf Verfolgung der Schönen nicht viel gemäßigter waren als Schweden und Polaken, so gibt es auch in der alten griechischen Mythologie viele solche Mägdesprünge, die indeß gewöhnlich mit der Verwandlung der Mädchen in irgend einen Vogel oder eine Blume endigten.

Am hübschesten nimmt sich diese Sage auf Schloß Krumau in Böhmen aus, wo der Verfolger ein großer und mächtiger Schloßherr war, und wo das Mädchen, die sich ihm entrang, eins der schönsten Schloßzimmer nach dem andern durchlief, indem sie die Thüren hinter sich zuwarf, und wo sie dann unmittelbar aus dem schönsten



Saale des Schlosses, aus der luxuriösesten und verführerischsten Umgebung dem Tode in den Rachen sprang und ihre zarten Glieder an den rauhen Felsen zerschmetterte. Sie war heroischer als die übrigen.

Natürlich war die odenseer Kirche, als ich sie besah, so eben reparirt und renovirt. Denn in unsrer kirchenrenovirenden Zeit kann man in keinem Ende Europas in eine Kirche treten, welche nicht kürzlich oder vor einiger Zeit renovirt worden wäre. Die Reparatur war gerade vor vierzehn Tagen beendigt.

So viele Kirchen, als das vorige, das sogenannte philosophische Jahrhundert verfallen ließ, so viele hat das unsrige restaurirt.

Wenn ich bedenke, wie viele alte Kirchen ich in Rußland, in England, in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland, im Süden und Norden im Umbau begriffen gesehen habe, so muß ich daraus schließen, daß eine ganz außerordentliche Menge von ausputzenden, übertünchenden, vergoldenden, bemalenden Händen in Europa beschäftigt sind. Allerdings macht uns unser religiöser, ästhetischer und das Alte conservirender Sinn viel Ehre. Aber es ist schade, daß wir nicht solide, schöne und von origineller Geisteskraft zeugende Tempel zur Ehre Gottes von Grund aus aufzuführen verstehen. Ich möchte nach zweihundert Jahren in keiner Kirche beten, die in diesem unsoliden architektonischen Zeitalter aufgebaut wäre.

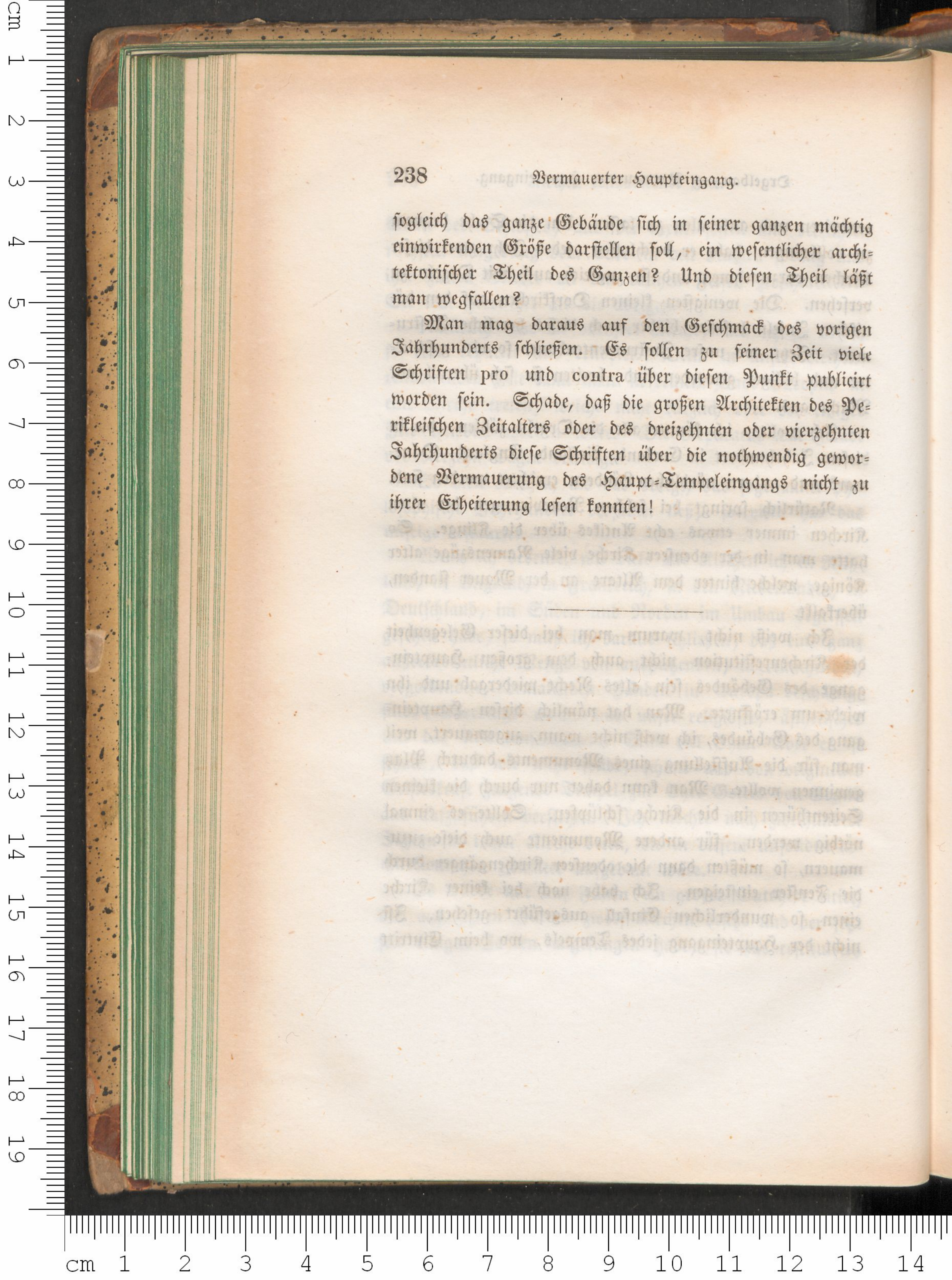
Es wurde mir auf Fünen ein großer Gutsherr citirt, der auf seinen Gütern zwölf Kirchen besitze und der jetzt seit einigen Jahren angefangen habe, sie alle restituiren,

renoviren und ausmalen zu lassen. Um die Sache bequem zu vollbringen, habe er beschlossen, jedes Jahr zwei dieser Kirchen vorzunehmen und sie zugleich auch mit Orgeln zu versehen. Die wenigsten kleinen Dorfkirchen auf den dänischen Inseln besaßen bisher noch dieses herrliche Instrument. Jetzt, wo unsre Instrumentenbauer so viel geschickter und billiger geworden sind, breiten sie sich überall mit Macht aus.

Ich wollte, ich könnte alle die Orgeln zählen, die in diesem Jahrhundert in Curland, Liefland, England, Dänemark und andern nördlichen Ländern errichtet worden sind.

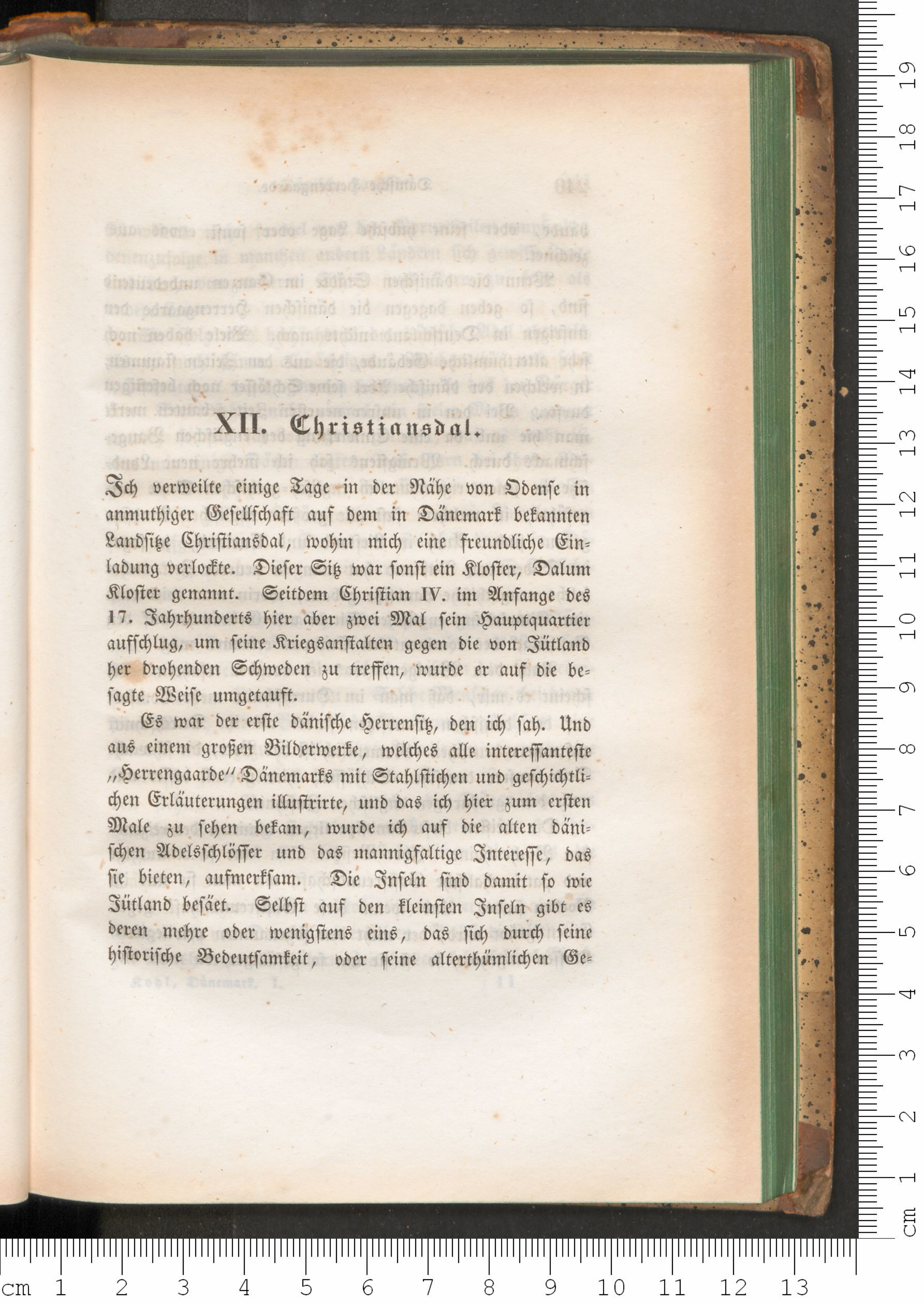
Natürlich springt bei solchen Renovirungen der alten Kirchen immer etwas echt Antikes über die Klinge. So hatte man in der odenseer Kirche viele Namenszüge alter Könige, welche hinter dem Altare an der Mauer standen, überkalkt.

Ich weiß nicht, warum man bei dieser Gelegenheit der Kirchenrestitution nicht auch dem großen Haupteingange des Gebäudes sein altes Recht wiedergab und ihn wiederum eröffnete. Man hat nämlich diesen Haupteingang des Gebäudes, ich weiß nicht wann, zugemauert, weil man für die Aufstellung eines Monuments dadurch Platz gewinnen wollte. Man kann daher nur durch die kleinen Seitenthüren in die Kirche schlüpfen. Sollte es einmal nöthig werden, für andere Monumente auch diese zuzumauern, so müßten dann die odenseer Kirchengänger durch die Fenster einsteigen. Ich habe noch bei keiner Kirche einen so wunderlichen Einfall ausgeführt gesehen. Ist nicht der Haupteingang jedes Tempels, wo beim Eintritt



sogleich das ganze Gebäude sich in seiner ganzen mächtig einwirkenden Größe darstellen soll, ein wesentlicher architektonischer Theil des Ganzen? Und diesen Theil läßt man wegfallen?

Man mag daraus auf den Geschmack des vorigen Jahrhunderts schließen. Es sollen zu seiner Zeit viele Schriften pro und contra über diesen Punkt publicirt worden sein. Schade, daß die großen Architekten des Perikleischen Zeitalters oder des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts diese Schriften über die nothwendig gewordene Vermauerung des Haupt-Tempeleingangs nicht zu ihrer Erheiterung lesen konnten!



XII. Christiansdal.

Ich verweilte einige Tage in der Nähe von Odense in anmuthiger Gesellschaft auf dem in Dänemark bekannten Landsitze Christiansdal, wohin mich eine freundliche Einladung verlockte. Dieser Sitz war sonst ein Kloster, Dalum Kloster genannt. Seitdem Christian IV. im Anfange des 17. Jahrhunderts hier aber zwei Mal sein Hauptquartier aufschlug, um seine Kriegsanstalten gegen die von Jütland her drohenden Schweden zu treffen, wurde er auf die besagte Weise umgetauft.

Es war der erste dänische Herrensitz, den ich sah. Und aus einem großen Bilderwerke, welches alle interessanteste „Herrengaarde" Dänemarks mit Stahlstichen und geschichtlichen Erläuterungen illustrirte, und das ich hier zum ersten Male zu sehen bekam, wurde ich auf die alten dänischen Adelsschlösser und das mannigfaltige Interesse, das sie bieten, aufmerksam. Die Inseln sind damit so wie Jütland besäet. Selbst auf den kleinsten Inseln gibt es deren mehre oder wenigstens eins, das sich durch seine historische Bedeutsamkeit, oder seine alterthümlichen Ge-

bäude, oder seine hübsche Lage oder sonst etwas auszeichnet.

Wenn die dänischen Städte im Ganzen unbedeutend sind, so geben dagegen die dänischen Herrengaarde den unsrigen in Deutschland nichts nach. Viele haben noch sehr alterthümliche Gebäude, die aus den Zeiten stammen, in welchen der dänische Adel seine Schlösser noch befestigen durfte. Bei den in unsrer neuesten Zeit gebauten merkt man hie und da eine Einwirkung des englischen Baugeschmacks durch. Wenigstens sah ich mehre neue Landsitze in jenem eigenthümlich englisch-gothischen Style aufgeführt, in welchem fast alle größern englischen Landsitze gebaut sind. Auch in Liefland und Curland, ja sogar im Süden von Rußland hat man in neuerer Zeit mehre solche neugothische Landsitze gebaut, worin man wiederum eine Einwirkung englischer Sitten und Gebräuche auf den Geschmack des continentalen Europas erkennen mag.

Nach dem Wenigen, was ich darüber erfahren habe, scheint es mir, daß man im Durchschnitt mehr Comfort auf den dänischen Landsitzen findet als im Durchschnitt auf unsern deutschen. Namentlich ist das Bett, die schwache Seite unsrer deutschen Schlösser, hier überall besser und nach dem großartigen englischen Zuschnitt.

Die meisten dieser Landsitze liegen inmitten der reizendsten Buchenhaine. Ihre Besitzer üben eine so anmuthige und patriarchalische Gastfreundschaft, wie man sie nur im Norden findet. Und wenn diese Gastfreundschaft gegen Einen geübt wird, der nicht den sogenannten privilegirten Klassen angehört, so ist sie um so gefälliger, da man hier

bei weitem nicht so viel von den Vorurtheilen empfindet, denenzufolge in manchen andern Ländern sich gewisse Leute einbilden, von anderm Schrot und Korn zu sein als andere Leute.

So stolz und hochfahrend der dänische Adel ehemals, als er noch seinen allmächtigen „Reichsrath" und seine „Herrentage" hatte, gewesen sein mag, so daß der Bürger einer Stadt sogar nicht einmal ein freier Mann genannt wurde, so will ich doch gern glauben, daß es wahr ist, was mir einige Dänen sagten, daß ihnen bei ihren Reisen in Deutschland immer die Scheidung der Klassen und eine gewisse Vornehmthuerei unserer Privilegirten sehr aufgefallen sei. Denn mir fiel bei denen in Dänemark gerade das Gegentheil davon, eine gewisse Schlichtheit, auf.

Damit will ich freilich nicht sagen, daß es in Dänemark keine Leute gäbe, die sowol vornehm als stolz sind. Allein es ist ein großer Unterschied zwischen dem Vornehmsein und dem Vornehmthun. Solche Menschen, bei denen jede Miene, jeder Blick, jede Aeußerung gleichsam eine Protesteinlegung zu Gunsten ihrer Privilegien gegen etwaige Einbrüche sind, gibt es dort selten. Daher ist auch unter den stehenden Vorwürfen, welche die Dänen jetzt den deutschen Schleswig-Holsteinern machen, einer der gewöhnlichsten der, daß sie viel aristokratischer seien als die Dänen.

Den ganzen äußern aristokratischen Zierrath haben die Dänen erst von Deutschland erhalten. Selbst die alten stolzen Adelsherren der frühern Zeit hatten kein solches Merk-

zeichen an der Stirn ihrer Namen, wie es unser „von" ist. Sie hießen Trolle, Bille, Brahe, Uhlefeld, Sehestedt, ohne weitern Zusatz. Manche setzen dies „von" auch jetzt noch nicht bei. Und wenn es beigesetzt wird, so wird es nicht mit dem dänischen „af" übersetzt, sondern das fremde deutsche „von" oder das französische „de" (z.B. de Neergaard) wird beibehalten.

Auch kannte der alte dänische und überhaupt scandinavische Adel keine solchen adeligen Geburtstitel wie wir sie schon lange haben. Die Stures, die Trolles, welche wie Könige in Scandinavien regierten, waren weder Grafen, noch Fürsten, noch Barone. Von Deutschland aus haben sie diese Titel, namentlich die der Grafen, erhalten.

Ueberhaupt scheint kein Titel in der Welt die Nationen im Norden und Osten Europas mehr angesprochen zu haben als das deutsche „Graf" und „Gräfin". Denn nicht nur die Scandinavier, sondern auch die Russen, Polen, Ungarn, Böhmen und viele andere östliche Nationen haben diesen Titel von uns erlernt und, ohne ihn zu übersetzen, so wie wir Deutsche ihn gaben, in ihre Sprache und ihre Hof- und Staats-Kalender aufgenommen.

Das scandinavische Wort, was diesem deutschen „Graf" so ziemlich entspricht, ist das Wort „Jarl", das aber in Dänemark und Schweden ganz untergegangen und nur noch in dem englischen „Earl" conservirt ist. Die gewichtigsten dänischen Grafen sind die sogenannten „Lehnsgrafen", die mit ihrem Titel den Besitz einer wirklichen Grafschaft verbinden.

Die für eine solche Lehnsgrafschaft bestimmte Größe

sind 2500 Tonnen Hartkorn, das heißt so viel Länderei, Häuser und überhaupt Immobilienbesitz, als dem Werthe von 2500 Tonnen Hartkorn gleichkommen.*)

Solcher Lehnsgrafschaften gibt es ungefähr zwanzig in Dänemark. Zur Errichtung einer Baronie gehört der Immobilienbesitz von wenigstens 1000 Tonnen Hartkorn, und es gibt 13 solcher Baronien.

Die Lehnsgrafen und Lehnsherren haben noch einige sehr bedeutende Privilegien. Sie sind frei von Steuern, nicht bloß, wie der höhere Adel überhaupt, für ihre Haupthöfe, sondern auch für eine gewisse Quantität ihres Bauernguts. Sie haben in ihren Grafschaften und Baronien die Befugnisse von Amtmännern, haben das jus proponendi zu mehren geistlichen und weltlichen Aemtern auf ihren Gütern, können nicht mit persönlichem Arrest belegt und nicht, wie überhaupt der höhere Adel in Dänemark, vor einem Untergerichte belangt werden. Die Grafen genießen auch noch das Recht, sich alle Schätze zuzueignen, die in ihren Ländereien unter der Erde gefunden werden.**)

Nach den Lehnsbaronien folgen im Range die sogenannten Stammhuse (Stammgüter), die mindestens 400

*) Eine Tonne Hartkorn ist ein gewisses fingirtes Maß, zu dessen Vollständigmachung oft mehr, oft weniger Land, je nachdem es fruchtbar oder unfruchtbar ist, gehört.

Ist das Land sehr unfruchtbar, so gehen z. B. 50 oder 60 Tonnen Landes auf eine Tonne Hartkorn. Ist das Land sehr fruchtbar, so gehen nur 4 oder 5 Tonnen Landes auf eine sogenannte Tonne Hartkorn.

**) Baggesen, der dänische Staat Bd. I. S. 247—248.

Tonnen Hartkorn haben müssen, ebenfalls eine Art von Fideicommisse. Solcher Stammhuse gibt es im Königreiche nahe an 40. Die nicht fideicommissarisch behafteten Güter und Edelsitze heißen bloß Gaarde (Höfe) oder Sädegaarde (Sitzhöfe) oder Godser (Güter).

Recht fromme Mongolen sollen, wie mich einmal ein russischer Reisender versicherte, ihr Om mani bad mächom (d. h. ihr Vaterunser) zehn Mal in einem Athemzuge beten können. Bei uns gibt es Leute, die, wenn sie auch nichts von Om mani bad mächom wissen, doch zehn Mal in einer Phrase „meine Gnädigste" oder „meine gnädige Frau" oder „Herr Graf" anbringen können. Wenn Jemand sagt, daß das nicht wahr sei, so bitte ich ihn, einmal in unsern kleinen Residenzen sich umzuthun. Er kann auch nach Berlin gehen und da Leute genug finden, die um so artiger und gebildeter zu sein glauben, je öfter sie „meine Gnädigste" in einem Athemzuge aussprechen können.

Von dieser Art von Phrasenaufwand weiß man in Dänemark, trotz dem, daß der dänische Staatskalender mehr Kammerherren, Kammerjunker, Etatsräthe, Conferenz- und andere Räthe (die sie Notabene von uns Deutschen bekamen) nachweist, wenig.

Das „Gnädige", mit welchem bei uns auch ein Gnädiger den andern begnadigt, bleibt dort in der Conversation ganz aus dem Spiele und es bedienen sich dessen bloß diejenigen Untergeordneten, die der Gnade der Hohen sehr bedürfen.

Der Mangel eines solchen artigen ritterlichen und ro-

mantischen Ausdrucks, wie „mein gnädiges Fräulein“, mit dessen Producirung bei uns übrigens so mancher Ellenritter sich etwas zu gute thut, kam mir in Dänemark erst sehr fremdartig vor. Die verheiratheten Frauen werden immer nur, wenn man sie nun einmal mit dem Vocativus anreden oder aufmerksam machen will, bloß „Frau“ (Frue) oder „Fräulein“ (Fröken) genannt. Z. B.: „Wie befinden Sie sich, Frau Brahe? (Frue Brahe)“, was meinem deutschen Ohre von einer so vornehmen Dame, wie Frau Brahe ist, ganz despectirlich klang.

Wenn die Dänen sich mit unsern deutschen Damen in Correspondenz setzen, so übertragen sie dies dänische „Frue“, wie ich zu bemerken Gelegenheit hatte, auch in ihren deutschen Briefen und reden unsere Damen gewöhnlich „Frau Miltitz, Frau Bülow, Frau Hardenberg“ rc. an, was schon mancher deutschen Dame komisch vorgekommen ist, ohne daß sie sich die Sache zu erklären wußte. Uebrigens ist die Frue nicht bloß für alle adeligen verheiratheten Damen reservirt, sondern überhaupt für alle Damen aus den höhern gebildeten Klassen, namentlich für die Frauen aller Chargirten, welche in die neun Klassen der dänischen Rangordnung gehören.

Für die Frauen aus allen andern Klassen haben die Dänen, wie wir Deutsche, das französische Madame angenommen. Nur halten sie eben so streng auf die Grenzen zwischen „Frue“ und „Madame“, wie wir auf die Grenzen zwischen „Frau von“ und „Madame“ und gestehen das „Frue“ nicht leicht Der zu, der es nicht zukommt.

So z. B. kostete es einige Mühe, daß es der jetzigen berühmtesten dänischen Schauspielerin zugestanden wurde, sich „Frue" zu nennen, worauf sie als Gemahlin eines ebenfalls berühmten Professors Ansprüche machte. Man sagte mir, es sei die erste Schauspielerin, die als Frue auf dem Theaterzettel gedruckt stünde.

Noch höher als das „Frue" steht das „Fröken" (Fräulein) in Dänemark, denn es wird gewöhnlich nur adeligen Jungfrauen gegeben, während wir jetzt dieses Wort sogar bis zu den Ladenjungfern und Boutiquenkrämerinnen herabgebracht haben, und man bei unsern jungen Damen von Adel noch besonders „adeliges Fräulein" hinzusetzen muß, welches Beiwort sich bei den dänischen Fröken von selbst versteht.

Das deutsche Wort „Jungfrau" oder „Jungfer" ist bei uns ganz herab und beinahe ganz außer Gebrauch gekommen, während es in Dänemark wie in Holland ganz gäng und gebe ist. „Jomfrue" wird in Dänemark jedes junge Mädchen von guter bürgerlicher Herkunft genannt. Und das französische „Mademoiselle" oder „Mamsell" ist für noch niedere Grade.

In der Nähe von Christiansdal besah ich eine dänische Dorfschule und schon auf meinem Wege von Assens nach Odense hatte ich mehre dergleichen Schulen besucht, deren äußerer Zustand zum Theil meine Erwartungen sehr übertraf. Dänemark steht in Bezug auf seine Elementar- und Volksschulen mit Deutschland auf derselben Stufe, namentlich England und Frankreich gegenüber. Ja, es mag uns wol in einigen Punkten übertreffen. So z. B.

fielen mir von vorne herein als ein besonderer Vorzug die gymnastischen Uebungsanstalten auf, welche mit allen diesen dänischen Volksschulen verbunden sind.

Selbst in den kleinsten Dorfschulen fand ich Vorrichtungen zum Klettern, Springen und andern Turnübungen. Bei den Bürgerschulen in den kleinen Landstädten war der Apparat sehr vollständig. Es ist Vorschrift, daß die Kinder selbst in den entlegensten Dörfern täglich wenigstens eine Stunde in gymnastischen Künsten sich üben sollen. Der Dorfschulmeister ist auch in dieser Kunst der Lehrer.

Die Sache ist bereits seit einer Reihe von Jahren ziemlich vollständig organisirt, was besonders in Bezug auf die Belehrung und Einübung der Dorfschulmeister selbst seine Schwierigkeiten gehabt haben mag. Ueberall, wo ich in eine Schule kam und etwas von gymnastischen Künsten zu sehen wünschte, setzte sich sofort der Schulmeister an die Spitze und ließ die kleine Schaar von Bauerjungen, in Pantoffeln und Holzschuhen, wie sie waren, in militairischer Ordnung und Haltung hinausmarschiren.

Auf dem freien Platze mußten sie sich in einigen militairischen Märschen und Schwenkungen auf Commando bewegen und fielen dann über die Stangen, Balken, Stricke und Leitern her, um zu klettern, zu springen und sich zu schwingen.

Dies Alles, sowol diese Muskelübungen, als auch jene militärische Disciplin und Ordnung mag vielfach vortheilhaft einwirken, sowol gleich unmittelbar auf die Erhaltung und Gesundheit der Kinder, als auch mittelbar auf

die Ordnung der Schule, als endlich auch auf eine gute Vorbereitung für den Dienst der Bauern auf der Flotte und in der Armee. Es ist unbegreiflich, wie es dahin gekommen ist, daß unsere Schulen und Gymnasien von ihren Vorbildern, den griechischen, nichts weiter als den Namen behalten haben, und wie die lehrende und schulmeisternde Menschheit in den Irrthum verfiel, die Gymnastik des Körpers so ganz über der Gymnastik des Geistes zu vernachlässigen.

Auch begreife ich nicht, warum Preußen, wenigstens doch aus Rücksichten für seine militärische Organisation, nicht längst dem Beispiele Dänemarks gefolgt ist. Man sagte mir in Dänemark, daß jetzt den preußischen Dorfschulen auch eine Reform zur Förderung der Gymnastik bevorstände. Annoch ist aber, so viel ich weiß, Dänemark der einzige Staat, wo die Gymnastik selbst in jedem Flecken und Weiler Wurzeln geschlagen hat. Es verdankt diesen Vorzug, glaube ich, besonders dem vorigen Könige, Friedrich VI., der ein großer Freund der Gymnastik war, und einigen Männern, die ihn dabei unterstützten, namentlich dem Professor Nachtigal, der mir oft als der dänische Reformator in dieser Beziehung genannt wurde und der noch jetzt in Kopenhagen lebt.

Ich glaube, alle die, welche mit unserer Zeit so unzufrieden sind, könnten sich mit ihr wieder ein wenig aussöhnen, wenn sie beachten, was diese unsere Zeit für die Bildung und Reformirung derjenigen Menschenklasse thut, welche an Zahl in so hohem Grade alle andern Staatsbürgerklassen überwiegt, daß man sie fast für den wesent-

lichsten Theil der Menschheit erklären möchte, ich meine die Klasse der sogenannten Bauern.

Was seit 55 Jahren, d. h. seit der französischen Revolution, für diese wichtigste aller Bürgerklassen, für ihre Belehrung, für ihre Befreiung von drückenden Lasten und Sklavenbanden, für ihre Humanisirung in Frankreich, in Deutschland, in Ungarn, in einem Theile von Rußland und vielen andern Ländern zum Theil schon ausgeführt, zum Theil wenigstens vorbereitet ist, das hat schon jetzt so viele heilsame Folgen gehabt und wird noch für die Cultivirung des Menschengeschlechts von eben so unberechenbaren Folgen sein, wie die Erfindung der Eisenbahnen oder der Dampfmaschinen.

In der That, was half uns alle Blüthe der Bildung und Cultur in den obersten Gipfeln des socialen Gebäudes, so lange die Hauptmasse der Bevölkerung in Sklavenketten und in Banden der Barbarei schmachtete? Und wie weit wird nicht noch der Baum der Cultur seine Zweige ausstrecken, da er jetzt zum ersten Mal mit seinen Wurzeln weiter schießt und in diesen Wurzeln ein rühriges Leben spürt, die bisher zum größten Theile todt und leblos da lagen?

Welche Fortschritte kann man uns jetzt nicht prophezeien, da zum ersten Male in der Weltgeschichte auch die ganze große Masse der untersten Klassen überall in Bewegung geräth und mit allen übrigen zusammen auf der Bahn des Fortschritts und der Reform hinausmarschirt. Es ist dies gleichfalls eine Bewegung, die sich eben so, wie die der Eisenbahnen, nicht mehr aufhalten läßt.

Jeder Tag, fast jede Zeitung bringt uns Kunde von einer neuen Fessel, die irgendwo, sei es in Ungarn, sei es in polnischen Provinzen oder wo sonst noch eine schwere Beschränkung auf dem Bauer lastet, sprang.

Theils machen die von allen Seiten her geweckten und angeregten Bauern mehr Ansprüche, theils sind die Herren, die entweder die in der Zukunft drohenden gewaltsamen Veränderungen fürchten, oder die Vortheile, welche dem Staate, der Menschheit, ihren Bauern und am Ende ihnen auch selbst aus einer größern Entfesselung des Ackerbaues zufließen, anerkennen, Zugeständnissen geneigter.

Auch hier auf Fünen hatte ich wieder ein solches Beispiel vor Augen. Ein edler Gutsbesitzer erzählte mir, daß er seine eignen Güter sowol, als auch die, welche unter seiner Curatel gestanden, ausparcellirt habe, wobei die Bauern zum erblichen Besitz ihrer Bauerstellen gelangten und ihre Hofesdienste in Geldabgaben verwandelt wurden. Ich sprach mehre dänische Gutsbesitzer, die sich als entschiedene Anhänger dieser Operation erklärten und behaupteten, sie hätten dieselbe nicht nur im Interesse ihrer Bauern, sondern auch in ihrem eignen Interesse ausgeführt, weil sie selbst dabei gewonnen.

Der Ackerbau hätte sich nämlich in Folge dessen so verbessert, daß sie jetzt manche Güter ohne Hofesdienste zu eben demselben Preise verpachtet hätten, als früher mit diesen Hofesdiensten, und daß sie nun die Geldentschädigung noch außerdem hätten.

Die Fälle, wo sich ein Gutsherr freiwillig entschließt, sich mit seinen Bauern auseinanderzusetzen, mehren sich

täglich. Die Fortschritte, welche der Ackerbau selbst als Kunst oder Wissenschaft gemacht hat, mögen dabei eben so wirksam sein, als die Furcht, daß bei einem eintretenden gesetzlichen Zwange die Bedingungen der Ablösung noch unvorheilhafter werden möchten.

Wenn in neuerer Zeit ebenfalls, wie es scheint, häufiger als sonst die Beispiele von Ungerechtigkeiten dänischer Gutsherren gegen ihre Bauern besprochen sind, so kommt dies wol nur daher, weil eben Alles jetzt mehr besprochen und aufgedeckt wird, und weil die Bauern jetzt gegen Ungerechtigkeiten empfindlicher sind als sonst.

Natürlich spricht man hier auf dem Lande in den gebildeten Familien auch deutsch. Unter zehn Menschen, die man auf einem dänischen Insellandsitz trifft, sind vielleicht höchstens zwei, die gar kein Deutsch verstehen, und nur drei oder vier, denen die Conversation in unserer Sprache Mühe macht. Die meisten sprechen unsere Sprache so geläufig, wie die Russen das Französisch. Auch findet man natürlich überall auf dem Lande unsere deutschen Klassiker verbreitet. Schiller und Goethe stehen in jeder Bibliothek. Manche haben mir sogar behaupten wollen, daß die Gebildeten in Dänemark (Kopenhagen) die Produkte unserer Literatur durch die Bank besser zu schätzen wissen und oft darin mehr belesen seien, als die Gebildeten in unsern deutschen Residenzstädten.

Ich will wol glauben, daß dies in einer gewissen Hinsicht wahr sei. Wer dem immens produktiven Leipziger Büchermarkte so nahe sitzt, der muß auch eine Menge unverdaulicher Schreibereien lesen. Der Entferntere in

Kopenhagen empfängt und liest bloß das Beste und verdirbt sich die Zeit nicht mit Makulatur, welches wie die Spreu beim Wurfeln des Getreides unterwegs zurückbleibt.

Auch pflegt man wol, wenn einmal erst die Aufmerksamkeit auf ein entferntes Land gerichtet ist, dann Alles, was von daher kommt, eifriger aufzunehmen und zu prüfen, als im Lande selbst, wo man schon etwas indolenter gegen die Landesprodukte ist. Es ist wie mit dem Bordeauxweine. Dort an der Garonne trinken Alle den gemeinen Landwein herunter, in Deutschland aber ist man wählerischer und man findet daher hier die Kenner und Freunde des Bordeauxweines zahlreicher verbreitet, als in Bordeaux selbst.

Ein dänischer Herr machte mir auf Christiansdal die Bemerkung, daß man jetzt in Dänemark nicht nur besser, sondern auch allgemeiner deutsch lerne, als sonst. Dies kam mir anfangs wunderlich vor und schien mir im Widerspruch zu stehen mit der eifrigen Nationalisirung Dänemarks, welche seit funfzig Jahren offenbar größere Fortschritte gemacht hat. Allein ich habe doch diese Bemerkung vielfach bestätigt gefunden und namentlich in den dänischen Schulen, wo man überall dem Lehren und Erlernen des Deutschen bis auf die neuesten Tage immer mehr Raum zugestanden hat.

Es fragt sich, wie diese Tendenz, sich das Deutsche mehr anzueignen, mit dem ihm entgegengesetzten dänischnationalen Streben, mit der seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts verfolgten Tendenz, das Deutsche aus mehren Gebieten zu vertreiben, mit dem Enthusiasmus für das

Nationalidiom und mit dem Scandinavismus auszugleichen ist. Bei näherer Betrachtung scheint diese Ausgleichung nicht schwer. Im Grunde genommen, zeigen sich beide Tendenzen, sowol die für die bessere und gründlichere Erlernung der Muttersprache, als die für die genauere Kenntniß fremder Idiome in allen Ländern Europas.

Da das gründliche und genauere Sprachstudium erst in neuerer Zeit in Europa in Folge der verbesserten und vermehrten Lehr= und Lernmittel allgemeiner geworden ist, so sind dadurch sowol die einheimische, als die fremden Sprachen auf gleiche Weise zugänglicher geworden, und wie der Eifer für Sprachen überhaupt, so hat sich denn natürlich auch überall der Eifer für beide vermehrt. Die vermehrten internationalen Berührungen, die Belebung und Verbesserung des Verkehrs, der Wachsthum des Handels und die Erhöhung der Reiselust haben dazu viel beigetragen, daß die Nationen alle diese fremden Sprachen besser erlernen.

Wie ein Strom Gegenströme erzeugt, so hält dieser Eifer für die fremden Sprachen auch den Eifer und die Eifersucht für die eigene Muttersprache stets wach.

Es haben sich daher eigentlich die Gebiete aller gebildeten Sprachen in Europa mehr ausgedehnt. Es gibt jetzt in allen Ländern mehr Menschen, welche englisch, italienisch und französisch und dabei auch ihre Muttersprache gründlich verstehen, als sonst. Namentlich hat unsere deutsche Sprache in den letzten Decennien sehr merklich an Ansehen und Umfang in der gebildeten Welt gewonnen. Da wir seit der Blüthe unserer Literatur im vorigen Jahrhun=

dert mehr schöne Werke aufzuweisen haben, als sonst, so haben sich alle Völker, sowol die Franzosen und die Engländer, als auch die Italiener, Russen und mit ihnen die Schweden und andere, mehr zur Erlernung unserer Sprache herbeigelassen, als je zuvor.

Unter ihnen vor allen Dingen auch die Dänen, welche als unsere nächsten Nachbarn und als mit deutschen Stämmen unter einem Könige vereinigt, die meiste Aufforderung zum Erlernen des Deutschen haben. Es ist unmöglich, daß bei einer so kleinen Nation, wie es die Dänen sind, alle die verschiedenen Fragen, welche die Menschheit interessiren, so vielfach beleuchtet und durchgearbeitet werden, wie bei einer so großen und zahlreichen Menschenmasse, wie es die sind, welche sich der deutschen Sprache bei ihren Forschungen und literarischen Bestrebungen bedienen.

Eine so kleine Nation kann unmöglich so viele große und kleine Philosophen, Hegelianer und Antihegelianer, so mannigfaltige theologische Parteien, so viele Lichtfreunde und Orthodoxe, Deutschkatholiken und Römischkatholische, so viele Rationalisten und Supernaturalisten &c., welche alle ihre eignen Ansichten von der Sache, ihre eignen zahlreichen Talente und ihre eignen Literaturen haben, erzeugen. Bei uns werden die verschiedenen zahllosen Branchen der Wissenschaften fast an zwanzig Universitäten cultivirt, während in Dänemark nur ein einziges Feuer dieser Art angezündet ist. Und kurz, es braucht keines Beweises, daß dieser zwanzigarmige Riese Deutschland mehr Dinge beschaffen kann, als der kleine einarmige, Dänemark.

Die Dänen bedürfen der literarischen Arbeitsprodukte jenes Riesen eben so sehr, wie wir Deutschen der industriellen Arbeitsprodukte des mit so zahlreichen Maschinen thätigen Englands bedürfen, und es bedarf derselben immer in um so höherm Grade, je mehr Fortschritte die Wissenschaft und die Bildung sowol in Dänemark als in Deutschland machen.

Man könnte einwerfen, daß, wenn die Dänen als ein kleines Volk sich nicht allen geistigen und literarischen Bedarf zu schaffen vermöchten und sich daher einem größern geistigen Kreise, einer größern Literatur anschließen müßten, sie sich ja eben so gut der englischen oder französischen oder irgend einer andern großen Literatur hätten anschließen können, als der deutschen. Allein die Dänen haben mit uns so viel Gleichheit des Wesens, der Gesinnung und Umstände, daß gerade wir die Auserwählten werden mußten.

Die geographische Lage bringt sie mit uns zunächst in Berührung und gibt ihnen Gelegenheit, von unsern literarischen Märkten und Brennpunkten ihren Bedarf, so zu sagen, am bequemsten zu beziehen. Alle ihre Reisen nach Süden führen sie zunächst in unser Vaterland. Von uns bekamen sie das Christenthum, die Reformation, von uns ihre Könige und einen großen und steten Zufluß gebildeter Männer und Familien. Und solche lange Zeit hindurch historisch begründete Einflüsse, solche im Laufe der Jahrhunderte angesponnene und ausgesponnene Fäden lassen sich natürlich nicht willkürlich abweisen und zerreißen. Selbst wider Willen spinnt man an diesen Fäden fort.

Da sie Lutheraner sind und die Interessen der lutherischen Kirche und überhaupt aller theologischen Forschungen nirgends eifrigere Vertreter und gründlichere Arbeiter haben als in Deutschland, so sind ihre Theologen und Alles, was damit zusammenhängt, schon von Haus aus genöthigt, ihre Sammlungen mit deutschen Büchern zu füllen, die sie weder bei den Engländern, noch bei den Franzosen finden.

Die historischen, sprachlichen und antiquarischen Forschungen, welche ihnen am meisten am Herzen liegen, gehen ebenfalls mit den unsrigen mehr Hand in Hand, als mit denen der Franzosen und anderer südlichen Nationen, und es gibt auf diesem Felde des Wissens eine Menge Abtheilungen, auf denen die deutschen und dänischen Arbeiter sich vereinigt sehen und auf denen ihre Arbeiten sich gegenseitig ergänzen.

Da sie endlich noch in einer und derselben Armee und in manchen andern Theilen des Staatsorganismus immer mit den Deutschen, die mit ihnen unter einem Könige stehen, gemischt sind, so können sie auch deswegen nicht der deutschen Sprache entbehren; und alle diese Dinge müssen dahin wirken, daß, je mehr sich die Bildung in Dänemark verallgemeinert, desto mehr auch in eben dem Maße die Kenntniß der deutschen Sprache sich verallgemeinern muß.

Im vorigen Jahrhundert und auch in frühern Zeiten, seit der Erhebung des oldenburgischen Fürstenhauses auf den dänischen Thron, war zwar die deutsche Sprache vorzugsweise die Sprache des Hofes, ja es war zur Zeit die officielle Sprache des Staats, die Sprache, in welcher

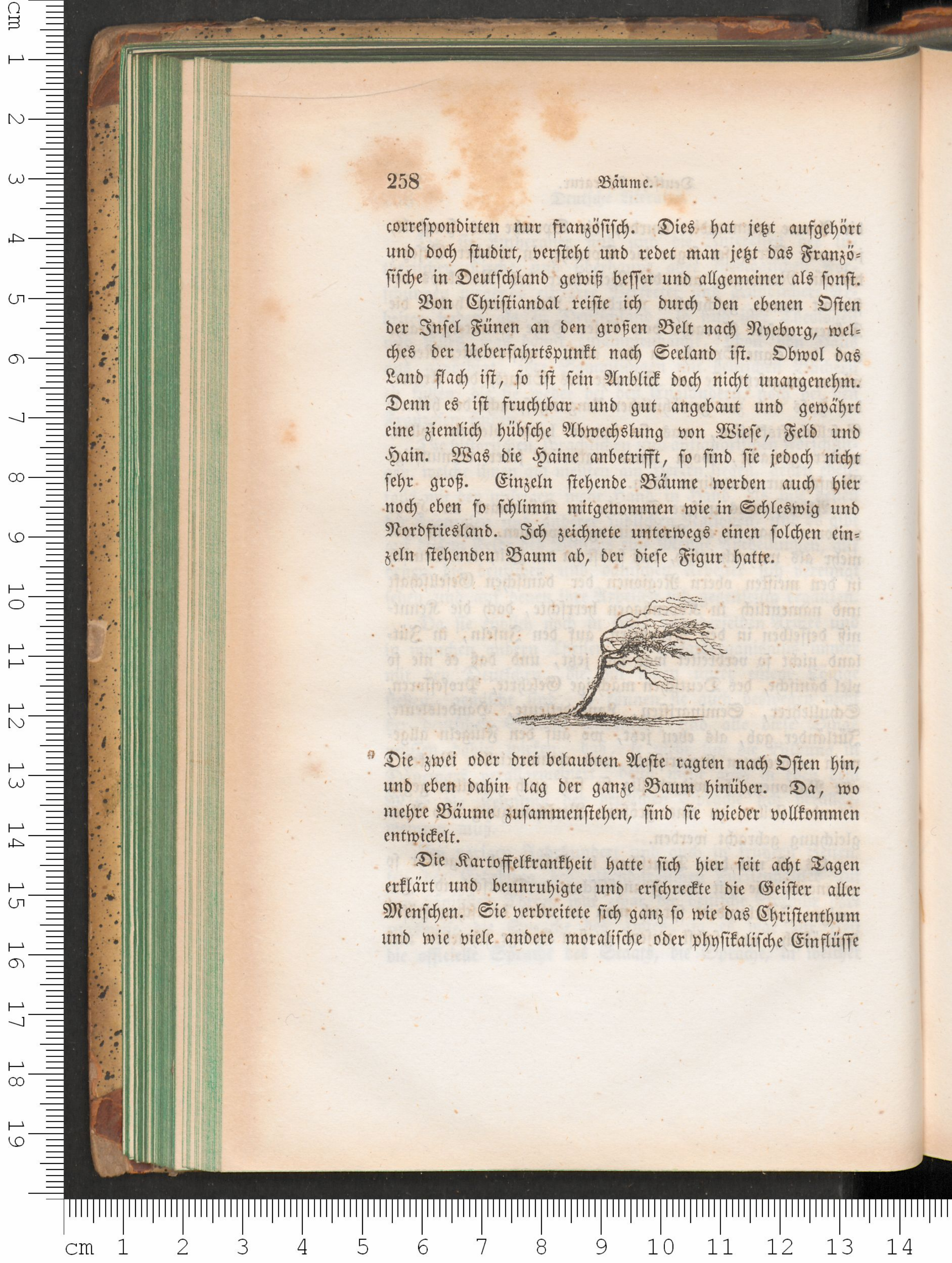
die Armee commandirt wurde, die Sprache des Handels, ja unter Struensee sogar die Sprache, in welcher Gesetze, die für Norwegen und die Bewohner des Nordkaps bestimmt waren, geschrieben wurden. Nun zwar haben die Dänen unsere Sprache von dieser Höhe heruntergebracht und ihre eigne Sprache in ihre alten angestammten Rechte wieder eingesetzt, sie zur Sprache des Staats, der Armee, des Hofs und zur gewöhnlichen Umgangssprache der höhern Gesellschaftsklassen, was sie immer hätte bleiben sollen, wieder gemacht, wozu ihnen natürlich jeder vernünftige Mensch nur gratuliren kann.

Allein, was unsere Sprache in Dänemark an Höhe verloren, hat sie an Ausbreitung gewonnen. Es ist wol mehr als wahrscheinlich, daß selbst zu der Zeit, wo Deutsch in den meisten obern Regionen der dänischen Gesellschaft und namentlich in Kopenhagen herrschte, doch die Kenntniß desselben in den Provinzen, auf den Inseln, in Jütland nicht so verbreitet war wie jetzt, und daß es nie so viel dänische, des Deutschen mächtige Gelehrte, Professoren, Schullehrer, Seminaristen, Landedelleute, Handelsleute, Jütländer gab, als eben jetzt, wo auf den Flügeln allgemein verbreiteten literarischen und commerciellen Verkehrs alle Nationen, so widerwillig sie sich auch zuweilen gegen einander stellen, zu einer größern Verschmelzung und Ausgleichung gebracht werden.

Es ist mit dem Deutschen in Dänemark ungefähr so gegangen, wie mit dem Französischen in Deutschland. Im vorigen Jahrhundert sprach man an allen deutschen Höfen französisch, und selbst unsere großen Könige schrieben und

correspondirten nur französisch. Dies hat jetzt aufgehört und doch studirt, versteht und redet man jetzt das Französische in Deutschland gewiß besser und allgemeiner als sonst.

Von Christiandal reiste ich durch den ebenen Osten der Insel Fünen an den großen Belt nach Nyeborg, welches der Ueberfahrtspunkt nach Seeland ist. Obwol das Land flach ist, so ist sein Anblick doch nicht unangenehm. Denn es ist fruchtbar und gut angebaut und gewährt eine ziemlich hübsche Abwechslung von Wiese, Feld und Hain. Was die Haine anbetrifft, so sind sie jedoch nicht sehr groß. Einzeln stehende Bäume werden auch hier noch eben so schlimm mitgenommen wie in Schleswig und Nordfriesland. Ich zeichnete unterwegs einen solchen einzeln stehenden Baum ab, der diese Figur hatte.



Die zwei oder drei belaubten Aeste ragten nach Osten hin, und eben dahin lag der ganze Baum hinüber. Da, wo mehre Bäume zusammenstehen, sind sie wieder vollkommen entwickelt.

Die Kartoffelkrankheit hatte sich hier seit acht Tagen erklärt und beunruhigte und erschreckte die Geister aller Menschen. Sie verbreitete sich ganz so wie das Christenthum und wie viele andere moralische oder physikalische Einflüsse

und Reformen in diesen Gegenden von Deutschland, England und den Niederlanden herüber nach Holstein und Schleswig, wo ich sie vor vier Wochen sich hatte erklären sehen; dann kam sie nach Alsen, Fünen, Seeland und endlich nach vier Wochen fand ich ihren Beginn in Schweden. Die Leute waren alle allarmirt und fragten, was in Europa werden würde, da nun diese vornehmste Stütze der europäischen Bevölkerung, dieses Hauptnahrungsmittel von Millionen Armen, sich als unbrauchbar erwiese; Europa, das sich nur mit Hülfe der Kartoffeln so sehr mit Menschen belebt hätte, würde wieder entvölkert werden; Peel's Ministerium müsse die Segel streichen und mit ihm mancher Fürst und König. Wohin ich kam, waren die Leute auf den Feldern, um in geschäftiger Eile die Kartoffeln dem giftigen Boden der Mutter Erde zu entreißen und noch einen Rest von ihnen zu retten.

In den Gärten, welche ich besuchte, waren alle Wege voll Kartoffeln, wo sie in freier Luft trocknen sollten, allein sie schwammen im Regenwasser. Auf einigen Gütern fand ich die Gänge großer Alleen mit Kartoffeln bedeckt, über die sich einige Dutzend Menschen hergemacht hatten, um sie auszuwählen und die brauchbaren Stücke jeder einzelnen Kartoffel sorgfältig auszuschneiden. In einigen Schulen, welche ich besuchte, fand ich keine Schulkinder, weil sie ihre Eltern beim Kartoffelausmachen brauchten, und die Schullehrer hatten die Schulräume mit geretteten Kartoffeln gefüllt.

In den dänischen Journalen las man schreckhafte Artikel über das „Kartoffelsygdom", und wir stimmten Alle in

diese Klage mit ein und fragten, wenn wir die Leute auf dem Felde antrafen: Wehe, was wird das werden?

Uebrigens hat sich der Knoten viel besser gelöst, als wir ahnen konnten. Einige Menschen sind darüber weggestorben. Mehre preußische Brandweinbrenner haben bankrott gemacht. Das Peelsche Ministerium ist ein Mal in die Knie gesunken und hat sich wieder erhoben und die Welt geht weiter wie zuvor. Ob die Kartoffelepidemie eine Krankheit ist, welche der Menschheit wesentlich Abbruch zu thun im Stande ist, wird man erst nach hundert Jahren entscheiden.

Die große chaussirte Landstraße durch Fünen, die ich nach mehrtägigem Regenwetter befuhr, war in vortrefflichem Stande, und es wurde mir offenbar, daß zwischen dem Zustande der Wege auf den dänischen Inseln und dem Herzogthum Schleswig ein Unterschied ist wie zwischen Tag und Nacht.

Man hat hier auf Fünen einen sehr guten groben Grand, mit dem man die Wege bestreut. Man sagte mir, daß man diesen Grand da nähme, wo man ihn fände, und daß jeder Grundbesitzer ihn zum Vortheile des allgemeinen Besten gegen Entschädigung abtreten müßte. Es existirt hier also für die Chausseen eine Art Muthungsrecht auf Grand, wie bei uns zum Nutzen des Bergwesens auf Silber.

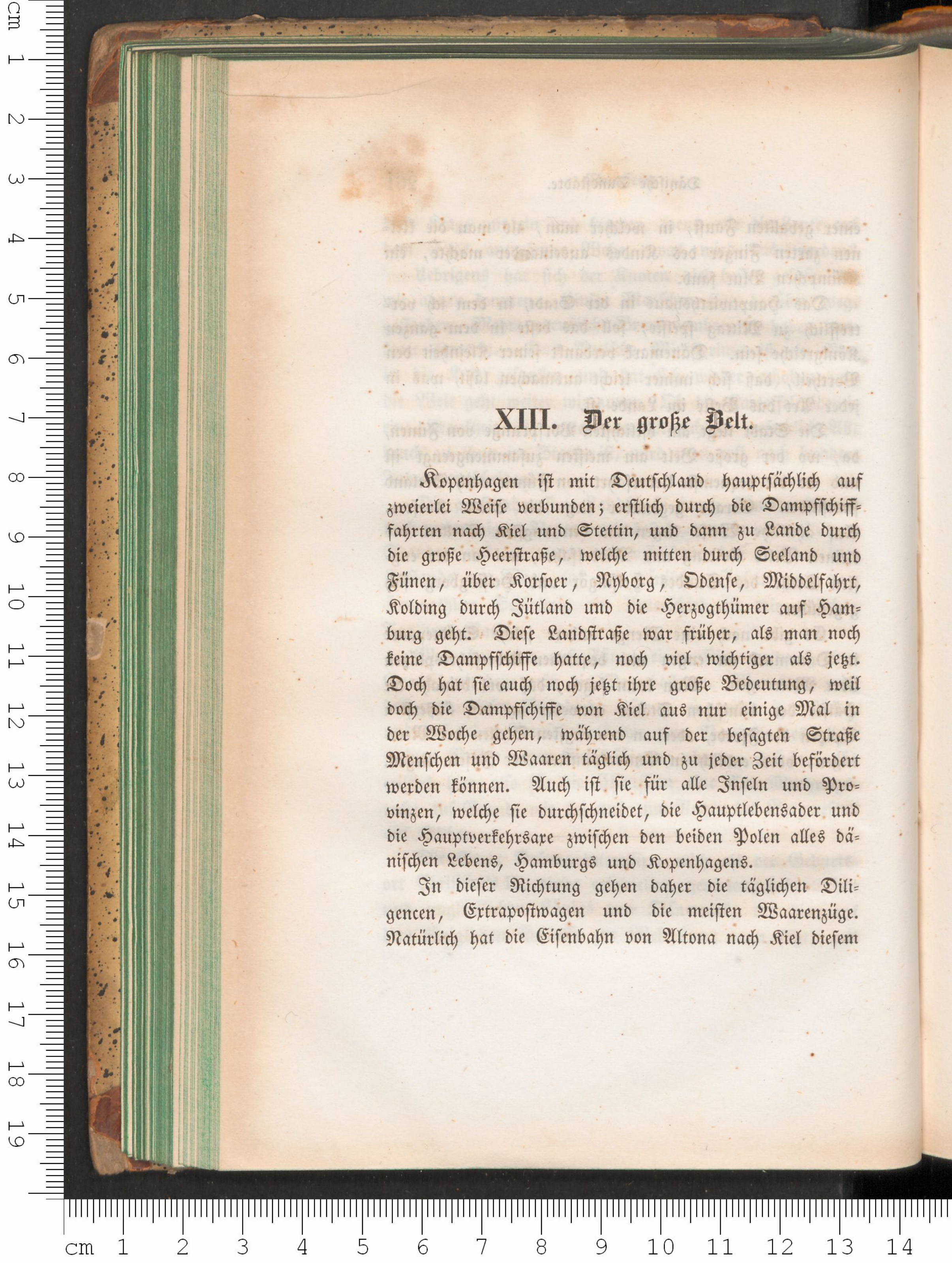
Die Stadt Nyborg interessirte mich als der Geburtsort Christian's II., dieses originellen, genialen, despotischen und unglücklichen Königs von Dänemark, der hier auf dem königlichen Schlosse zur Welt kam; man sagt, mit

einer geballten Faust, in welcher man, als man die kleinen zarten Finger des Kindes auseinander machte, ein Klümpchen Blut fand.

Das Hauptwirthshaus in der Stadt, in dem ich vortrefflich zu Mittag speiste, soll das beste in dem ganzen Königreiche sein. Dänemark verdankt seiner Kleinheit den Vortheil, daß sich immer leicht ausmachen läßt, was in jeder Art das Beste im Lande ist.

Die Stadt liegt am östlichsten Vorsprunge von Fünen, da, wo der große Belt am meisten zusammengeengt ist und wo die bequemste Ueberfahrt von Fünen nach Seeland stattfindet. Gerade gegenüber liegt die Stadt Korsoer. Auf ähnliche Weise liegen an den engsten Stellen des kleinen Belts Kolding und Middelfahrt, und an der engsten Stelle des Sundes Helsingör und Helsingborg sich gegenüber.

Es gibt noch eine Menge andere solche Städtepaare in Dänemark an engen und bequemen Ueberfahrtsplätzen über Meerengen. Man kann sagen, daß wol beinahe die Hälfte der dänischen Städte entweder an den äußersten Spitzen der Fjorde, oder an den engsten Stellen der Meerengen, oder endlich in Centralpunkten der Inseln liegen.



XIII. Der große Belt.

Kopenhagen ist mit Deutschland hauptsächlich auf zweierlei Weise verbunden; erstlich durch die Dampfschifffahrten nach Kiel und Stettin, und dann zu Lande durch die große Heerstraße, welche mitten durch Seeland und Fünen, über Korsoer, Nyborg, Odense, Middelfahrt, Kolding durch Jütland und die Herzogthümer auf Hamburg geht. Diese Landstraße war früher, als man noch keine Dampfschiffe hatte, noch viel wichtiger als jetzt. Doch hat sie auch noch jetzt ihre große Bedeutung, weil doch die Dampfschiffe von Kiel aus nur einige Mal in der Woche gehen, während auf der besagten Straße Menschen und Waaren täglich und zu jeder Zeit befördert werden können. Auch ist sie für alle Inseln und Provinzen, welche sie durchschneidet, die Hauptlebensader und die Hauptverkehrsaxe zwischen den beiden Polen alles dänischen Lebens, Hamburgs und Kopenhagens.

In dieser Richtung gehen daher die täglichen Diligencen, Extrapostwagen und die meisten Waarenzüge. Natürlich hat die Eisenbahn von Altona nach Kiel diesem

Wege wieder Abbruch gethan. Doch arbeitet man jetzt auch in dieser Richtung schon mit Eisenbahnen fort. Die Bahn, welche über die Inseln ausgespannt werden soll, wird von Kopenhagen bis Roeskilde bald fertig sein, und von hier aus will man dann durch Fünen weiter gehen.

Die Belte werden jetzt schon mit Dampfschiffen rasch durchschnitten. Doch bieten sie, namentlich der große Belt, im Winter, wenn das Wasser mit Eis geht, zu Zeiten große Schwierigkeiten dar. Bis zum Jahre 1827 hatte man hier nur Segelschiffe, in denen die Ueberfahrt oft langwierig genug war. In dem genannten Jahre baute man ein kleines Dampfschiff. Und jetzt hat man seit zwei Jahren sehr gute große Dampfschiffe zum Ueberfahren, die, wie alle Fährschiffe in Dänemark, unter der dänischen Oberpostdirektion stehen.

Uebrigens sind der Anstalten, um bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit die Ueberfahrt zu sichern, nicht wenige.

Zunächst, wie gesagt, zwei Dampfschiffe; eins im Dienst und eins zur Reserve. Alsdann drei Leuchtfeuer wie bei Assens; eins auf Fünen, eins auf Seeland bei Korsoer und eins in der Mitte auf der kleinen Insel Sprogoe, welche die Mittelstation auf dieser Fahrt bildet. Ferner eine Telegraphenlinie neben diesen Leuchtthürmen, vermittelst welcher bei unüberwindlichem Eisgange oder Unwetter wichtige Nachrichten über den Belt durch die Luft hinübergebracht werden können.

Im Winter, wenn die Eisschollen die freie Fahrt im großen Belte hemmen, bedient man sich solid armirter klei-

ner Eisböte, deren eine Anzahl stets in Bereitschaft gehalten werden und in denen die Bootsleute die Reisenden hinüber rudern, tragen oder schieben, indem je nach Gunst und Gelegenheit dasselbe Vehikel bald als Schiff, bald als Schlitten, bald als Tragsessel behandelt wird. Zuweilen dauert dann eine solche Ueberfahrt über den Belt wol zwei Tage, und man muß eine oder auch wol zwei Nächte auf der genannten Mittelstation, auf der kleinen Insel Sprogoe aushalten.

Die Postdirektion hat daher hier ein kleines Gasthaus bauen und mit 20 Betten versehen lassen. Dies ist aber erst ganz neuerdings geschehen. Und noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts waren hier die Vorkehrungen so schlecht, daß der König von Dänemark, Friedrich VI., der hier ein Mal mehre Tage lang von ungünstigem Wetter festgehalten wurde, mit seinen Begleitern von in Wasser abgekochten Erbsen leben mußte. Die Lage des einsamen Hotels auf jener wüsten kleinen Insel erinnerte mich an das Hospiz auf dem St. Gotthard. Auch mögen die Scenen, welche die Reisenden hier, wenn ein heftiger Sturm plötzlich die Wellen und das Eis des Belts aufregte, erleben, oft denen in den Schneegestöbern der Alpen sehr ähnlich sein. Nur hat man hier in Sprogoe noch keine solche Colonie von Neufoundländern etablirt, um die Verunglückten aus dem Wasser hervorzubringen, wie diese guten Thiere in der Schweiz die Reisenden aus dem Schnee hervorscharren.

Mehre Herren machten mir Beschreibungen von solchen Winterübergängen über den großen Belt, die ganz pikant

waren. Da jenseits des großen Belts eine der großen Hauptstädte Europas zu gewinnen ist, wohin wichtige, sehr wichtige Depeschen gebracht werden müssen, so kann man sich denken, daß hier oft manches Wagestück unternommen wird. Wie durch die andern dänischen Sunde, geht auch durch den großen Belt eine starke Strömung, die sehr häufig, besonders wenn der Wind in irgend einer benachbarten Weltgegend im Wechseln begriffen ist, auf der fünenschen Küste nach Norden geht, während sie an der seeländischen umgekehrt aus Norden kommt. Daher geschieht es auch, daß der Belt dann gewöhnlich auf der einen Seite mit Eis gefüllt ist, während er auf der andern völlig freies Fahrwasser darbietet.

Da Dänemark aus lauter Inseln und von Fjorden vielfach durchschnittenen Halbinseln besteht, so kann man sich denken, daß seine Postdirektion ganz eigenthümlich gestaltet ist und sich mit ganz besondern Mitteln zur Beförderung der Personen, Sachen und Briefe versehen haben muß. Es stehen, wenn man alle die Fähren über die kleinen Meerengen und die Fjorde mitrechnet, vielleicht an hundert Fähren unter der Leitung dieser Postverwaltung.

Je nach der Wichtigkeit der Station sind die Anstalten natürlich sehr verschieden. Einige kleinere Inseln sind mit dem Hauptlande nur durch ein kleines Segelpostschiff verbunden, das sich nicht häufig in Bewegung setzt. Auf allen wichtigern Punkten gehen jetzt seit 10 Jahren Dampfschiffe, die nun das von Insel zu Insel pulsirende Leben viel taktmäßiger und energischer gemacht haben. Der Mittelpunkt des Lebens des Landes, Kopenhagen, ist nun mit Jütland an

einem Punkte (Aarhuus) mit Dampfschiffen verbunden, mit Schweden und Norwegen an vier oder fünf Punkten (Helsingborg, Gothenborg, Christiania, Malmoe, Stockholm), mit den deutschen Herzogthümern an zwei Punkten (Flensburg und Kiel), mit dem übrigen Deutschland an zwei Punkten (Lübeck und Stettin).

Nach Bornholm soll jetzt auch ein Dampfschiff in Gang gebracht werden, welche Insel bisher nur durch ein alle Wochen befördertes Segelschiff mit dem Hauptlande in Verbindung steht.

Nicht nur über die großen Inseln nach Deutschland hin geht eine regelmäßige Diligencefahrt, sondern auch über die kleinen Inseln nach Süden hin, nach Moen, Falster, Lolland, fahren Diligencen hinab, die so lange auf ihren Rädern rollen, als das Stück Festland dauert, und dann auf Schiffe gesetzt werden, um über die Sunde zu kommen. Bei allen Hauptübergangspunkten oder Sundstädten (Sundsteder, wie die Dänen sagen), gibt es auch, wie am großen Belt, eine gewisse Anzahl Eisböte (Jisbaade), um im Winter die Eisgänge durchschneiden zu können.

Ein Theil jener Verbindungsmittel zwischen den Inseln hört aber im Herbst und Winter völlig auf thätig zu sein. Zuerst (schon im Oktober oder November glaube ich) cessiren die Fahrten von Kopenhagen nach Jütland. Eine Zeitlang setzt man noch von dem äußersten nordwestlichen Punkte von Seeland, und zwar von Kallundborg aus, mit Dampf hinüber. Doch hört auch dies, wenn die Stürme auf dem Kattegat ärger werden, auf.

Die Jüten, die im Sommer in wenigen Stunden nach Kopenhagen kommen konnten, empfangen nun, nur durch eine weitläufige Verbindung über die Inseln, ein leises Echo von daher. Sie ziehen ihre Schafspelze an und verfallen in ihren Winterschlaf. Darnach hören auch die Fahrten nach Flensburg auf, so wie die nach Bornholm und Stettin seltener werden und endlich auch gänzlich einschlummern. Die wichtigste aller kopenhagner Dampfschiffverbindungen ist die mit dem Herzogthum Holstein, mit Kiel, von wo die Leute und Briefe aus dem Süden und Westen Europas kommen. Und von daher sucht sich den ganzen Winter hindurch, wenn es nur irgend möglich ist, ein Dampfschiff durchzuarbeiten.

Allein zuweilen werden die dänischen Inseln im Winter in eine solche dichte Wolke von Nebel, Schneegestöber, Stürmen und Eisschollen eingehüllt, daß es oft Tage, ja Wochen lang unmöglich ist, die Verbindung zwischen den Inseln aufrecht zu erhalten. Die ganze, so wohlgeordnete Fähr-, Eisboot- und Dampfschiff-Beförderungs-Maschinerie steht dann still und alle die verschiedenen Inseln verfallen, indem die Ketten, welche sie zusammenhalten, zerbrechen, in völlige Isolirung und Absonderung von der Welt. Da sie mitunter wochenlang nichts von einander hören, so ist es, als wenn sie, die nur durch schmale Sunde von einander getrennt sind, durch eine Explosion meilenweit auseinandergesprengt wären.

Dies Schicksal der Trennung von der übrigen Welt und des Versinkens in Träumerei haben die kleinern Inseln, für die man nicht so große Anstrengungen machen

kann, alle Winter; aber auch die Hauptstadt Kopenhagen wird davon mitunter betroffen.

Es ist schon vorgekommen, daß Kopenhagen drei Wochen lang ohne alle Nachricht, ohne Briefe und Zeitungen aus dem übrigen Europa blieb, und auf vier, fünf Tage oder länger wird diese Hauptstadt wol noch jetzt zuweilen völlig herausgeschnitten aus dem Connexe mit dem eignen Reiche oder mit den Nachbarländern. Dies passirt sonst wol kaum irgend einer andern Königsstadt unsers Welttheils.

Es ist das dann ein sehr ängstlicher Zustand und eine wahre Zeit der Noth und Sorge für die kopenhagener Politiker und Diplomaten. Das General-Postdirektionsbureau in Kopenhagen wird dann täglich von den Bedienten, Schreibern und Comptoiristen der Herrschaften, Ambassadeurs und Kaufleute bestürmt und Alles klagt und fragt, ob noch kein Eisboot mit dem Briefsacke den großen Belt passirt habe.

Die Diplomaten haben keine Depeschen, keine Instruktionen, die Verliebten keine Seufzerbriefe aus der Ferne, die Kaufleute keine Avisos und keine hamburger Courantzettel und kurz, Alle gerathen in dumpfe Verzweiflung, da sie einzig und allein auf die kopenhagener Stadtneuigkeiten und auf die Ereignisse der Insel Seeland angewiesen sind.

Endlich kommt jenes Boot mit dem besagten Sack glücklich durch. Er wird in Kopenhagen geöffnet, die Siegel fliegen von den Briefen, von den Depeschen, von den Journalpacketen, und nun liest das junge Mädchen mit Entzücken: „Theure Ulrike! Gott sei Dank, ich bin wohl!“

und die Kaufleute lesen mit Freuden: „Der Weizen ist in Hamburg um 1½ Schilling gestiegen", und die Politiker hören nun, daß indeß das Reich der Shiks erobert ist, oder daß Peel nicht mehr am Staatsruder steht, oder daß Herr Thiers noch immer nicht den Mund aufgethan hat.

Alles ist nun voll Leben, voll Munterkeit, voll Neuigkeiten und man spricht, dinirt und tanzt am Abend noch einmal so lustig.

Da die Dänen ihr Recht, den Zoll beim Oeresund einzufordern, zum Theil mit auf die geringe Breite dieser Meerenge gründen, die so unbedeutend ist, daß man mit Kanonenkugeln die Straße fast ganz beherrschen kann, so haben wol schon Viele die Frage aufgeworfen, warum denn die Schiffe nicht von jeher durch den durchweg über zwei Meilen breiten großen Belt fahren und diese Straße, die ohnedies tief genug ist, um die größten Schiffe zu tragen, als die Hauptpassage zwischen Ost- und Nordsee benutzen. Eine etwas genauere Untersuchung der Umstände und ein Blick auf die Charte gibt aber auf diese Frage genügende Antwort.

Die Einfahrt in den Oeresund ist sowol nach Norden als nach Süden hin sehr weit und offen und daher leicht zu finden. Er ist auf beiden Seiten wie eine Trompete gestaltet. Weder vor der südlichen noch vor der nördlichen Mündung liegen Sandbänke oder Inseln, welche seinen Eingang verriegelten. Die Schiffe können seinen Eingang leicht finden und kommen in die innerste Enge ganz allmälig hinein. Bei dem großen Belt ist dies gerade umgekehrt. Sein Inneres ist breit, die Zugänge zu ihm aber sind

schmäler. Im Norden liegen die Inseln Samsoe, Seiroe, eine Menge kleine Inseln, Riffe (Revs) und Sandbänke; auch ragen lange Halbinseln von Seeland herüber, durch welche die bequemen Zugänge verengt werden.

Eben so liegen im Süden die Inseln Falster, Laland, Langeland vor, zwischen denen Meerengen hindurchführen, die viel enger sind als der Belt selbst. Daher auch der Ausgang hier schwieriger ist als beim Sunde. Auch ist der Engpaß beim Oeresund kürzer als beim großen Belt.

Wenn man beim Sunde als den südlichsten Punkt Falsterbo und als den nördlichsten den Kullen in Schweden ansieht, so segeln die Schiffe hier nur etwa 12 Meilen zwischen Küsten und Inseln und haben dann gleich die breite freie Ostsee. Beim Durchsegeln durch den großen Belt gerathen sie dagegen schon zwischen Inseln und Riffe bei Samsoe oder Seiroe im Kattegat und haben nun immer enges Fahrwasser und Küsten zu den Seiten bis nach Femern und Laland, welches eine fast doppelt so lange Fahrt ist als die im Sunde. Und selbst, wenn sie zwischen Femern und Laland in die Ostsee hervorkommen, haben sie doch nicht gleich ein so breites Meer wie die Schiffe, welche aus dem Sunde bei Falsterbo hervorkommen; sondern sie müssen noch die Vorgebirge der weit hervorragenden langen Halbinseln von Falster, Dager Ort und Rügen umsegeln.

Man kann annehmen, daß ein Schiff aus dem freien offenen Fahrwasser des Kattegat bis in die Mitte der breiten freien Ostsee im Norden von Rügen ungefähr einen Weg von 20 Meilen zu machen hat, während es aus der

Mitte des freien Kattegat bis an denselben Punkt in der freien Ostsee durch den großen Belt etwa 50 Meilen zu segeln hätte, und noch dazu hätte es, was die Hauptsache ist, zu dieser Reise sehr verschiedener Winde nöthig.

Denn die Fahrt ginge ein Mal nach Südwesten, ein Mal nach Süden, dann nach Osten und Nordosten herum, während man bei der Durchsegelung des Sundes, der der Hauptsache nach aus Nordwesten nach Südosten in gerader Linie gestreckt ist, nur eines und desselben Windes bedarf.

Die häufigsten, vornehmsten und herrschenden Winde sind in diesen Gegenden die West-, Nordwest- und Südwestwinde. Da nun der Eingang des Sundes im Norden gegen Nordosten gerichtet ist, während dagegen der Eingang in den Belt zwischen Samsoe und Seiroe nach Nordwesten gerichtet ist, so werden die Schiffe daher im Kattegat in der Regel den Wind finden, der sie bequem in den Sund und unbequem in den Belt hineinführt. Auch kann man mit einem dieser herrschenden Winde den ganzen Sund von Norden nach Süden sehr leicht passiren und auch bequem damit in die Ostsee hinauskommen.

Da in Folge dieser natürlichen Vortheile der Sund als Passage zwischen Ost- und Nordsee immer den Vorzug erhielt, so sind jetzt daher die der Schifffahrt förderlichen künstlichen Vorrichtungen im Sunde häufiger und auf einem bessern Fuße als im Belte. Er ist reichlicher mit Leuchtfeuern versehen, es gibt an seinen Küsten bessere Rheden und Häfen zum Schutz und größere Städte zur Verproviantirung und Ausbesserung der Schiffe. Und es wird daher Jedem klar sein, daß nicht davon die Rede

sein kann, den Belt statt des Sundes zur Durchfahrt zu wählen.

Da im Uebrigen, was die Beschaffenheit der Wassertiefe und des Fahrwassers, die Riffe, die Rollsteine, die Sandbänke, welche sich in den dänischen Meerengen befinden, betrifft, der große Belt und seine Nebenarme dem Oeresunde nicht nachstehen, so ist natürlich die Durchfahrt hier allerdings möglich und auch oft ausgeführt.

Es sind zu verschiedenen Zeiten der Geschichte ganze Kriegsflotten durch den großen Belt gegangen, und noch jetzt liegt mitten im Belte eine Station für Kriegsschiffe, eben die kleine oben genannte Insel Sprogoe.

Während der Sund einer großen Heer- und Völkerstraße gleicht, auf der der Welthandel seine Boten beständig hin- und hergehen läßt, gleicht in Folge der bewegten Umstände der große Belt einem Vicinalwege. Das Postdampfschiff, das täglich seine Diligence und seinen Briefsack geduldig herüber und hinüber trägt, ist der einzige Schornstein auf der See weit und breit. Kleine Handelsschiffe und Smaks gehen nach Nyeborg, Swendborg, Korsör, Kallundborg und den andern kleinen seeländischen und fünenschen Orten hin und her. Und vor uns zogen statt der großen, mit den Spolien der Welt beladenen Flotten, denen man im Sunde begegnet, kleine Trupps von kjertemünder Häringsfängern vorüber, die wie die Delphine einer hinter dem andern hersegelten.

Es ist eigentlich schade, daß der große Belt nicht die Hauptpassage geworden ist, denn der Sund ist für alle die Schiffe, von denen er zuweilen wimmelt, zu eng. Wäre

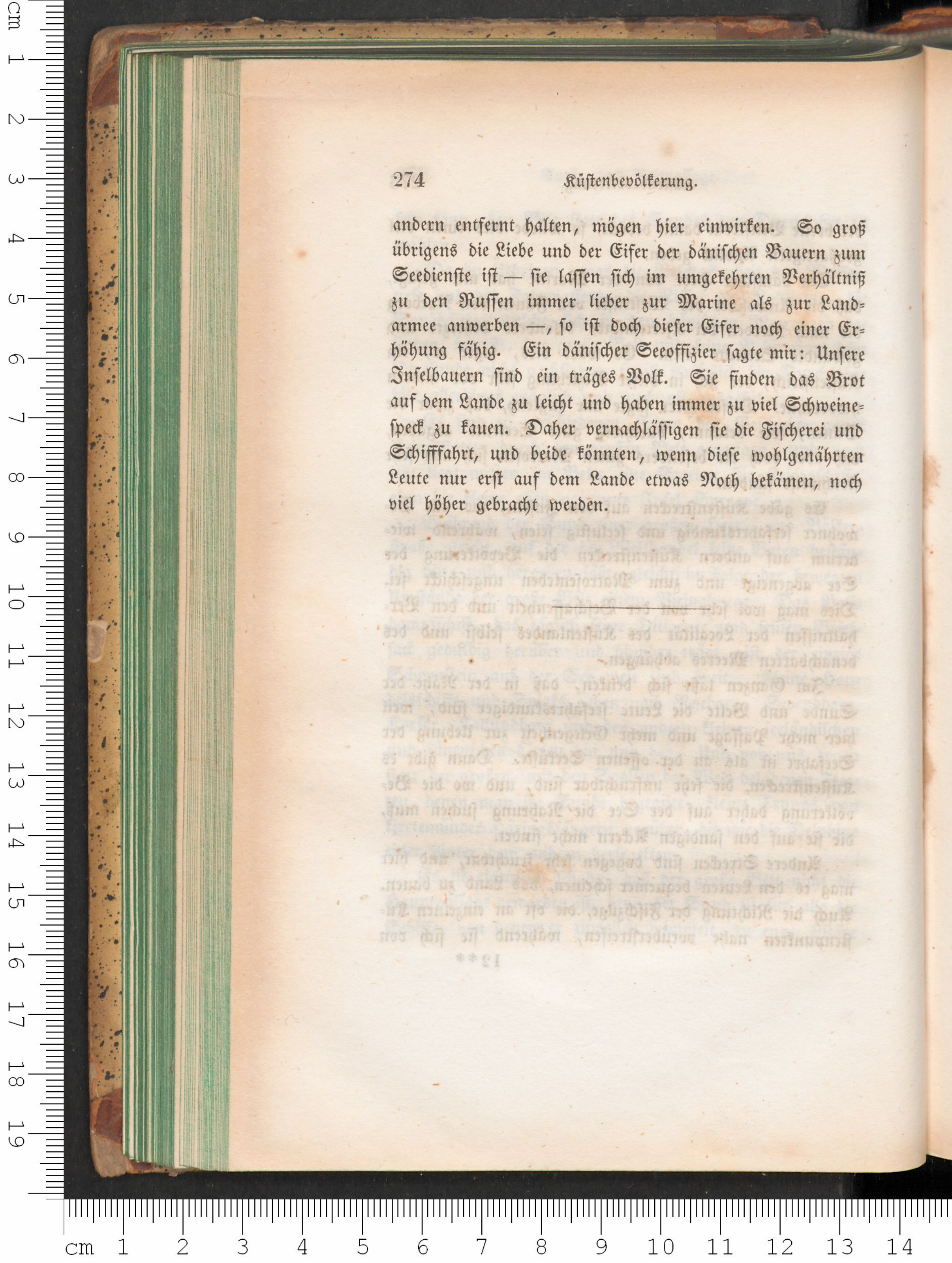
der breite Beltstrom damit bedeckt, so würde dies einen viel großartigern Anblick geben.

Ein dänischer Herr von der Marine hat mir gesagt, daß die Anwohner der Westküste von Fünen von Nyeborg bis nach Norden bei Kjertemünde besonders beherzte und gewandte Seeleute seien. Es wäre dies, sagte er, ein Küstenstrich, der sich in dieser Beziehung sehr vor andern hervorthue. Dieser Herr sagte mir zugleich, daß zwar die Dänen, wie bekannt, durchweg gute Seeleute abgäben, daß aber doch die besonders guten Matrosen sich nur sehr strichweise fänden.

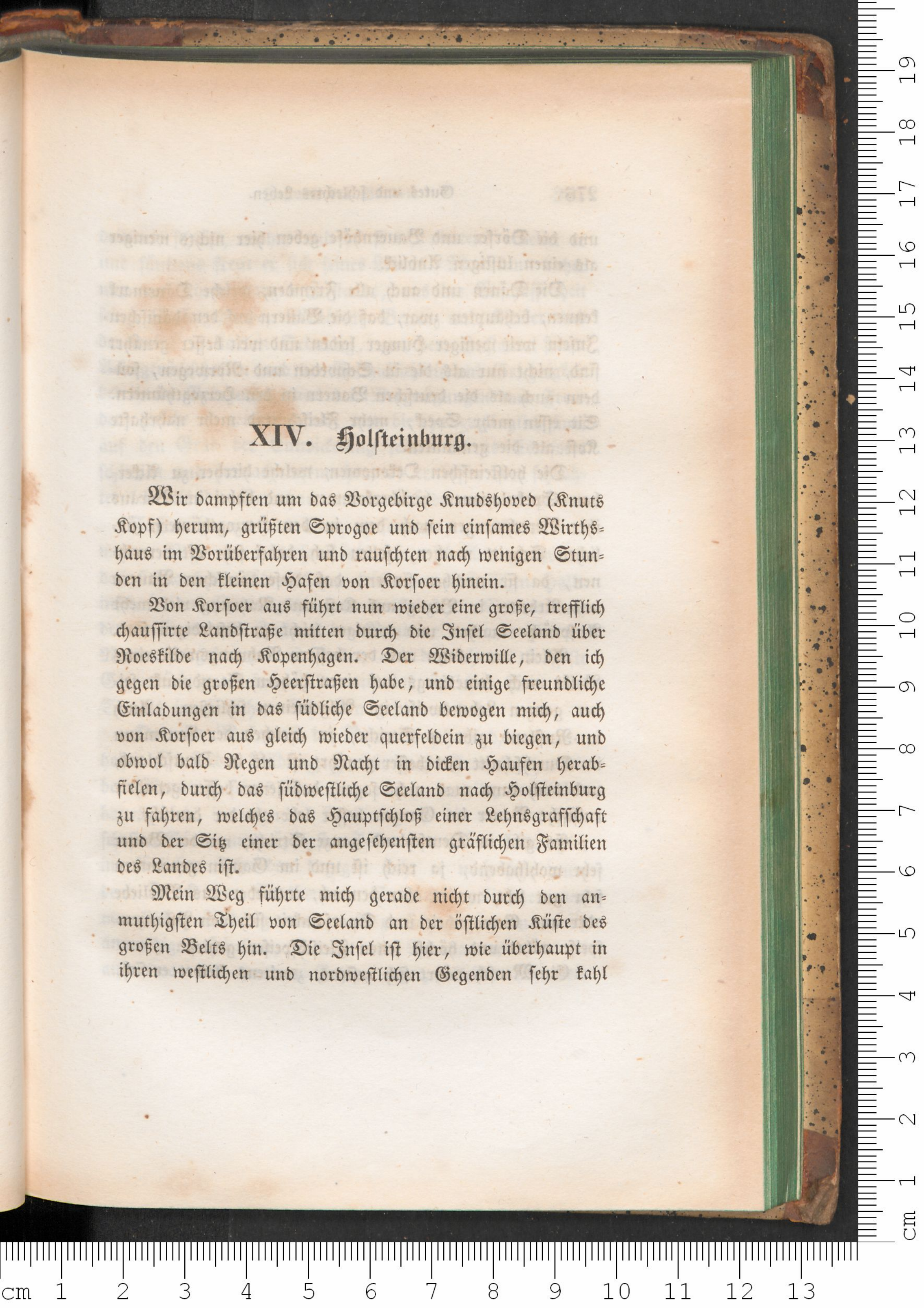
Es gäbe Küstenstrecken auf den Inseln, wo alle Bewohner seefahrtskundig und seelustig seien, während wiederum auf andern Küstenstrecken die Bevölkerung der See abgeneigt und zum Matrosenleben ungeschickt sei. Dies mag wol sehr von der Beschaffenheit und den Verhältnissen der Localität des Küstenlandes selbst und des benachbarten Meeres abhängen.

Im Ganzen läßt sich denken, daß in der Nähe der Sunde und Belte die Leute seefahrtskundiger sind, weil hier mehr Passage und mehr Gelegenheit zur Uebung der Seefahrt ist als an der offenen Seeküste. Dann gibt es Küstenstrecken, die sehr unfruchtbar sind, und wo die Bevölkerung daher auf der See die Nahrung suchen muß, die sie auf den sandigen Äckern nicht findet.

Andere Strecken sind dagegen sehr fruchtbar, und hier mag es den Leuten bequemer scheinen, das Land zu bauen. Auch die Richtung der Fischzüge, die oft an einzelnen Küstenpunkten nahe vorüberstreifen, während sie sich von



andern entfernt halten, mögen hier einwirken. So groß übrigens die Liebe und der Eifer der dänischen Bauern zum Seedienste ist — sie lassen sich im umgekehrten Verhältniß zu den Russen immer lieber zur Marine als zur Landarmee anwerben —, so ist doch dieser Eifer noch einer Erhöhung fähig. Ein dänischer Seeoffizier sagte mir: Unsere Inselbauern sind ein träges Volk. Sie finden das Brot auf dem Lande zu leicht und haben immer zu viel Schweinespeck zu kauen. Daher vernachlässigen sie die Fischerei und Schifffahrt, und beide könnten, wenn diese wohlgenährten Leute nur erst auf dem Lande etwas Noth bekämen, noch viel höher gebracht werden.



XIV. Holsteinburg.

Wir dampften um das Vorgebirge Knudshoved (Knuts Kopf) herum, grüßten Sprogoe und sein einsames Wirthshaus im Vorüberfahren und rauschten nach wenigen Stunden in den kleinen Hafen von Korsoer hinein.

Von Korsoer aus führt nun wieder eine große, trefflich chaussirte Landstraße mitten durch die Insel Seeland über Roeskilde nach Kopenhagen. Der Widerwille, den ich gegen die großen Heerstraßen habe, und einige freundliche Einladungen in das südliche Seeland bewogen mich, auch von Korsoer aus gleich wieder querfeldein zu biegen, und obwol bald Regen und Nacht in dicken Haufen herabfielen, durch das südwestliche Seeland nach Holsteinburg zu fahren, welches das Hauptschloß einer Lehnsgrafschaft und der Sitz einer der angesehensten gräflichen Familien des Landes ist.

Mein Weg führte mich gerade nicht durch den anmuthigsten Theil von Seeland an der östlichen Küste des großen Belts hin. Die Insel ist hier, wie überhaupt in ihren westlichen und nordwestlichen Gegenden sehr kahl

und die Dörfer und Bauernhöfe geben hier nichts weniger als einen lustigen Anblick.

Die Dänen und auch alle Fremden, welche Dänemark kennen, behaupten zwar, daß die Bauern auf den dänischen Inseln weit weniger Hunger leiden und weit besser genährt sind, nicht nur als die in Schweden und Norwegen, sondern auch als die deutschen Bauern in den Herzogthümern. Sie essen mehr Speck, mehr Fleisch und mehr nahrhafte Kost als die genannten.

Die holsteinschen Oekonomen, welche hierher zu Ackerbau-Spekulationen herüberkommen und dabei im Voraus ihre Berechnungen nach dem in den Herzogthümern üblichen Schnitt machen, sollen sich dabei sehr oft verrechnen, da sie nachher finden, daß diese dänischen Bauern und Arbeiter in Bezug auf Kost und Nahrung viel mehr Ansprüche machen und weniger leicht zu befriedigen sind.

Allein man kann aus der bessern Nahrungsweise eines Volks noch keineswegs auf einen höhern Standpunkt seiner ganzen Lebensweise im Allgemeinen schließen. Auch in Rußland gibt es Striche, in welchen der Landmann im Durchschnitt viel besser genährt ist als in Deutschland, und doch kann man nicht sagen, daß jener besser genährte russische Bauer im Ganzen besser lebe als der deutsche.

Es gibt in Deutschland ganze Striche, wo der Bauer sehr wohlhabend, ja reich ist und im Ganzen genommen sehr gut lebt, wo er aber dennoch, entweder aus Vorliebe oder aus Gewohnheit und Sparsamkeit sich von Pflanzenspeise nährt und höchst selten Fleischspeisen genießt.

Ein Mensch nährt sich erstens, zweitens kleidet er sich,

drittens schläft, wohnt und haust er, viertens arbeitet er und fünftens freut er sich seines Lebens. Man kann daher nur aus seinem ganzen Zustande, aus der Beschaffenheit seiner Wohngebäude, Meublen, Betten und Kleider und der dabei waltenden Ordnung, aus dem Zustande seiner Ackergeräthschaften und der Geschicklichkeit und Gelehrigkeit bei ihrem Gebrauche, aus den Vergnügungen und Freuden, welche er genießen kann und die ihm zugänglich sind, auf den Grad der Entwickelung seines Lebens-Comforts schließen und darnach ausmachen, ob er besser oder schlechter lebt als der Bewohner anderer Länder.

Fasse ich nun das Ganze zusammen, so ist mir auf meiner Reise durch diese Länder so viel klar geworden, daß sich auf der südwestlichen Küste der cimbrischen Halbinsel, in den schleswigschen und holsteinschen Niederlanden, der vollkommenste Zustand der Bauern, der mir hier im Norden vorgekommen ist, findet, und daß ich das krasseste Gegenstück zu diesem Bilde auf der östlichen Seite des Sundes im südlichen Schweden gefunden habe.

Dort im Westen ist der Bauer wohlhabend, auf einer hohen Stufe der Bildung, genießt große Freiheit, hat die beste Kenntniß seines Gewerbes, das er betreibt, des Ackerbaues, lebt in reizenden Wohnungen, die von den hübschesten Gärten und üppigsten Feldern umgeben sind. Hier im südlichen Schweden dagegen steht er noch sehr unter dem Drucke der Gutsherren, ist in der politischen und moralischen Bildung noch weit zurück, wohnt in wenig anmuthigen Häusern, betreibt den Ackerbau wie man es anderswo vor hundert Jahren that, kleidet sich dem

russischen Bauer ähnlich und gleicht überhaupt in seiner ganzen äußern Erscheinung diesem russischen Bauern vielfach.

Von einem dieser beiden äußersten Pole zum andern geht es nun in sehr merklichen Abstufungen hinab oder hinauf, je nachdem man von Nordosten nach Südwesten oder in umgekehrter Richtung reist. Im Ganzen genommen, steht der Bauer und überhaupt die Ackerwirthschaft in den deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein auf einer höhern Stufe als auf den dänischen Inseln, welche ihre meisten Reformen sowol als Reformatoren von daher erhalten.

Geht man von den Herzogthümern nach Fünen hinüber, so merkt man schon, daß man eine Stufe herabkomme. Doch steht der fünensche Bauer und die ganze Ackerwirthschaft, wie Alle zugeben, hoch über dem seeländischen, und dringt man nun über den großen Belt nach Osten, nach Seeland hervor, so steigt man wieder eine hohe Stufe bergab. Alle bezeugen es, daß die Ackerwirthschaft und der Zustand der Bauern auf Seeland und überhaupt auf der ganzen seeländischen Inselgruppe noch viel weiter zurück ist, und das südliche Schweden verhält sich dann zu Seeland wieder wie Seeland zu Fünen.

Auch bezeugt es die Geschichte, daß von jeher der Zustand der seeländischen Bauern ein viel schlimmerer war, als der der fünenschen und jütischen. Die Leibeigenschaft drückte hier am schwersten auf den Bauern. Sie waren hier in viel höherm Grade unfrei als in andern Theilen der dänischen Monarchie, und durften gekauft, verkauft und weggetauscht werden wie Thiere.

Völlig freie, d. h. ganz freies Eigenthum besitzende Bauern gibt es und gab es auf Seeland von jeher weniger als in Fünen, und in Fünen weniger als in Jütland. Dahlmann sagt in seiner Geschichte Dänemarks, daß es in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts 3400 solcher freier Bauern in Jütland gegeben habe, 603 auf Fünen, auf Seeland aber nur 158.

Diese Zahlenfolge mag vielleicht einen guten Maßstab für die Abstufung der Härte der Leibeigenschaft in den besagten Gegenden geben. Die Sache hat ihre Richtigkeit; aber der Grund, den mir einige Dänen dafür anführten, scheint mir noch problematisch. Sie meinten, es sei dies von der Nähe der Hauptstadt auf Seeland gekommen. Von da aus hätten die Herren die Bauern leichter in Unterthänigkeit halten können, während in den entlegenern Gegenden sich mehr Freiheit erhalten hätte. Auch lerne der seeländische Bauer in der Hauptstadt nur Ausschweifung und Luxus und dieselbe wirke demoralisirend auf das Land. Dem Boden fällt dabei keine Schuld zu, denn im Ganzen hat die Insel Fünen einen leichtern, Seeland dagegen einen schwerern und fruchtbarern Boden.

Aus der langen und harten Dauer der Leibeigenschaft auf dieser seeländischen Gruppe mag es sich auch erklären, daß dem seeländischen Bauer so viel mehr Müßiggang und Mangel an Industrie eigen ist, als den übrigen dänischen „Landboern" (Landleuten).

Dem sei indeß wie ihm wolle, so viel weiß ich gewiß, daß ich, als ich meine Blicke auf die Felder und Gebäude und Dörfer richtete, die ich hinter Korsoer durchfuhr,

wenig entdeckte, was mich erfreut hätte. Ich glaubte, wenn ich an Fünen zurückdachte, in ein ganz anderes Königreich gekommen zu sein.

Die Felder lagen ganz frei da ohne Zaun, ohne Knicken und ohne Seitengräben. Die kleinen Häuser in den Dörfern schienen mir meistens aus Lehm und Schilf gebaut. Viele selbst der größern Bauernhöfe boten ein sehr betrübtes und verfallenes Aussehen. Löcher in den Wänden und eingesunkene Strohdächer bekam ich genug zu sehen. Lauter solche Dinge hatte ich bisher in den dänischen Staaten noch nirgend wahrgenommen. Und kurz, ich glaubte anfangs, ich wäre jenseits des Belts an eins der Enden der Welt gekommen.

Uebrigens muß ich gleich zweierlei bevorworten: erstlich, daß es so nicht allenthalben in Seeland aussieht. Es gibt wiederum Striche daselbst, wo man sehr wohlhabende Bauern und recht nette Hauseinrichtungen findet. Und dann zweitens ist jetzt auch hier Alles im Heben und Steigen begriffen. Der merkwürdige und nie genug zu bewundernde Reformgeist, welcher die Landbewohner aller Länder ergriffen hat, bringt jetzt auch die seeländischen Bauern aus der Stelle.

Ich war später in einer andern seeländischen Gegend mit einem Herrn auf einem hübschen Bauernhofe, der nichts zu wünschen übrig ließ und dem alle benachbarten Höfe auf ein Haar glichen. Und dieser Herr, ein ältlicher Mann, versicherte mich, daß vor dreißig Jahren auf diesen Höfen kein Bauer gefunden worden wäre, der nicht in einer elenden Hütte, mit seinen Schweinen, Vieh und

Kindern in Gemeinschaft in demselben Raume, in widerlichem Schmutze gelebt habe. Ja, es ist seit zwei Jahrzehenden das Wunderbare durchgeführt, daß alle dänischen Inselbauern ihre uralten, durch tausendjährigen Gebrauch geheiligten Ackergeräthschaften verlassen und mit neuen zweckmäßigern vertauscht haben.

Man findet den leichten, bequemen englischen Pflug in den Händen der meisten Landleute von Seeland und Fünen, und dadurch wird ein nicht geringer Aufwand an Menschen, Arbeit und Pferdekräften erspart. Mehre Herren, welche durch ihre Thätigkeit diese Reform durchsetzten, haben mir die interessante Geschichte derselben erzählt.

In Schleswig-Holstein hat man mir gesagt, daß die Inseldänen, welche zu ihnen herüberkämen, sich sehr über den altmodigen schweren Pflug auf dem Festlande wunderten und ihnen darüber Vorwürfe machten. Und es mag dies als ein Beweis dienen, daß man in einem Lande in einem Stücke weiter sein kann, als in einem andern Lande, gegen welches man doch im Ganzen zurücksteht.

Da, wo in Seeland ein kleiner Fjord oder eine Bucht ins Land läuft, da liegt eine Stadt; so ist es bei Korsoer, bei Kallundborg, bei Köge rc. und so auch bei Skelskjör, das einzige Städtchen, das ich diesen Abend passirte.

Es war ein so dunkler Abend, daß ich wirklich ganz neugierig war, wo mein Kutscher, dem ich weiter nichts gesagt hatte, als: er solle mich nach Holsteinborg fahren, mich absetzen würde, ob in einem der mit Wasser gefüllten Gräben oder in einem der Sümpfe, die wir passirten,

oder in einem Schlosse. Ich war ganz nach dem amerikanischen Isolirungssystem eingesperrt. Meine Kutsche war rund herum mit Leder verschlossen. Kein Fensterchen war da eingesetzt, durch welches ich auch nur die Pferde hätte sehen oder mit dem Kutscher reden können, und an der einzigen Seite, die der Postillon auf mein dringendes Bitten offen gelassen hatte, vertrat eine undurchdringliche Wolke von Nebel und Regen die Stelle des Leders. Natürlich wurde daher in mir ein sehr angenehmes Gefühl rege, als endlich gegen zehn Uhr in der Nacht ein hohles Echo der Pferdehufe und das Rädergerassel mir verkündeten, daß wir in einen Schloßhof einbögen.

Ich sprang aus meiner Zelle hervor und befand mich bald in einem hübschen Lehnsessel und in der Mitte alles Comforts, den eine vom großen Belt geschaukelte und von seeländischem Oktoberregen durchnäßte Seele sich wünschen kann.

Das Schloß, auf welchem ich darnach einige höchst angenehme Tage verlebte, liegt im Süden von Seeland, an der Meeresküste zwischen den Städten Skjelskjör und Nestved. Es wurde, wie ich am folgenden Morgen aus der Inschrift über dem Thor ersah, im sechzehnten Jahrhunderte erbaut und zwar von einer der berühmtesten schloßbesitzenden Familien Dänemarks, von den „Trolles".

Die Inschrift lautete dahin, daß Arv Trolle, der Sohn von . . . .*) Trolle, der Sohnessohn (Sönnesön) von . . . . Trolle, und der Sohnessohnessohn

*) Die Vornamen dieser Herren habe ich vergessen.

(Sönnesſönnesſön) von . . . . Trolle mit ſeiner theuern Hausfrau („med ſin kiäre Husfrue") dieſes Schloß gebaut habe.

Dieſes däniſche Häufen der Söhne in einem Wort erinnerte mich an die polniſche Weiſe, der zufolge ähnliche Worte gebildet werden, z. B. Marſchallikowitſch (Marſchallsſohn) und Marſchallikowitſchowitſch (Marſchalls Sohnesſohn).

Die Erwähnung der „lieben Hausfrau" fand ich in Dänemark bei mehren ſolchen Schloßinſchriften. Es hat, däucht mich, etwas Naives und Rührendes, der Liebe auch in ſolchen ſteinernen Inſchriften erwähnt zu ſehen. Ich weiß nicht, ob anderswo auch die liebe Hausfrau eines Schloßerbauers gewöhnlich als Miterbauerin erwähnt wird.

Die Trolles waren bekanntlich zu ihrer Zeit, beſonders im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, eine der erſten Familien in Dänemark. Einer dieſer Trolle, Erik Trolle, war im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ſogar mit Steen Sture Bewerber um das Regiment in Schweden und er wurde ſeiner däniſchen Herkunft wegen verworfen.

„Trolle" heißt eigentlich ein „Spukgeiſt" oder ein „Dämon" und die Trolles führten daher auch einen Teufel im Wappen. Wo man in Dänemark auf Monumente der Trolles ſtößt, da ſtößt man auch auf dieſen Teufel. So z. B. ſteht er auch in der Roeskilder Domkirche an dem Gitter, welches die Grabkapelle der Trolles verſchließt. Weil er dort groß und von Eiſen und mit einem langen Schweiſe und Krallen halb in fliegender Stellung in das Eiſengitter verwebt iſt, ſo erſchreckte er mich faſt, als ich

ihn zum ersten Mal sah und nicht wußte, was diese Figur da zu bedeuten habe.

Hier in der Kapelle des Schlosses Holsteinburg findet sich dieser Teufel in einer noch sonderbarern Situation. Er steht nämlich in Stein oder Holz ausgehauen unter der Kanzel und trägt diese Kanzel als Karyatide auf dem Kopfe oder eigentlich auf dem Halse. Denn das Haupt ist ihm abgeschnitten und er hält es vor dem Bauche.

Es ist das einzige Mal in meinem Leben, daß ich einen so wunderlichen Kanzelträger gesehen habe. Oben über der Kanzeldecke schwebt der heilige Geist. Für eine Jesuitenkanzel würde dies Alles sehr bedeutungsvoll sein.

Die Trolles haben noch viele Schlösser in Dänemark gebaut, die aber jetzt in die Hände anderer Besitzer gekommen sind, da diese Familie ausgestorben ist, was insofern auch ganz gut ist, weil ein jetziger Trolle vor seiner Schloßthür gar nicht mehr Raum genug finden würde für seine Sönnessönnessönnessönnessön's. Ueberhaupt gibt es wenige von den alten berühmten dänischen Familien mehr, welche die Calmarische Unions-Akte, die Wahl-Capitulationen der ersten Oldenburger und die Herrentage und Reichsraths-Beschlüsse unterzeichneten. Die Einwanderung deutscher Familien that ihnen viel Abbruch. Schon unter den fünfundzwanzig Familien, für welche Christian V. im siebenzehnten Jahrhundert Lehnsgrafschaften und Baronien errichtete, waren nur acht echt dänische.

Die gräfliche Familie Holstein, welche jetzt im Besitz des genannten Schlosses ist, stammt aus Mecklenburg, woher sehr viele Familien nach Dänemark sowol als auch

nach Schweden gekommen sind. Doch sind diese deutschen Geschlechter natürlich mit der Zeit ganz dänisch geworden und haben nichts Deutsches mehr als ihren Geschlechtsnamen.

In Liefland und Esthland findet man das Umgekehrte. Da sind eine Menge ursprünglich dänische und schwedische Familien, die noch scandinavische Namen haben, aber übrigens längst ganz deutsch geworden sind. In Finnland wird man bald wieder etwas Anderes finden und findet es jetzt schon zum Theil, nämlich scandinavische Geschlechter, die vollkommen russificirt sind und nichts Scandinavisches mehr haben, als ihre „skjolds", „hjelms" und andere Endsylben.

Da ich mich hier auf einem Schlosse befand, dessen früherer Besitzer, der letztverstorbene Lehnsgraf von Holstein, ein so bekannter und allgemein hochverehrter Freund und Beförderer der Bauern und der armen Leute gewesen, so war es sehr natürlich, daß auch hier meine Aufmerksamkeit sich wieder vorzugsweise dem Landbewohner zuwandte. Zuerst wurde am andern Morgen eine Ausfahrt zu verschiedenen Dörfern und Bauerhöfen unternommen und am Abend hatten wir ein kleines Erntefest auf dem Schlosse, wo es Gelegenheit gab, manche Bemerkung zu machen.

Auf unserer Ausfahrt kamen wir zunächst ans Meer, wo ein kleines Handelsetablissement zu besehen war, das hauptsächlich nur für die Verschiffung der Produkte des Guts bestimmt war. Ein kleiner Hafen war hier gemacht, ein Kaufmann hatte sich hier niedergelassen, hatte ein großes Magazin erbaut und einige Arbeiter und sonstige Häusler um sich her versammelt.

Auf der Rhede, sagte man mir, legten zuweilen kleine Seeschiffe vor Anker, welche das Getreide und die sonstigen Gutsprodukte abholten. Es gibt bei vielen Küstengütern an den so küstenreichen dänischen Inseln solche kleine Privathafen, von denen aus das Getreide unmittelbar von den Dreschtennen nach England hinübergeht.

Nicht weit von diesem kleinen Hafen befand sich eine alte Schanze, welche die Schweden vor mehren hundert Jahren errichtet hatten. Als man diese Schanze kürzlich, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, weggrub, fand man sie inwendig mit einer Menge Seetang gefüllt, der bloß von der Erde und dem Rasen der Schanze wie von einer Schale bedeckt war. Der Seetang, obwol mehre hundert Jahre alt, war so vollkommen conservirt, als hätte ihn die See eben ausgeworfen.

Nicht weit von der Küste liegen ein paar kleine Inseln, von denen die größte Glanoe heißt und mit einem langen Arm ein kleines Haf oder Binnenmeer umschließt. Dieses Haf ist ganz seicht und in der Mitte desselben liegen wieder mit Buchenwald bewachsene Inseln, die noch einen Theil der Parkanlagen des Schlosses ausmachen.

Man hat auch hier die Absicht, dieses Binnenhaf trocken zu legen, welches ich nur anführe als einen neuen Beitrag zu der Geschichte der vielen neuern Versuche zu Ausführungen von Trockenlegungen in Dänemark. Das kleine Haf war mit großen Granitblöcken ganz wie besäet, die alle mit ihren Rücken aus dem Wasser hervorragten und die von weitem die Täuschung erzeugten, als wäre das Haf mit Viehheerden angefüllt.

Einer dieser Blöcke ist besonders groß. Diesen Stein, sagte man mir, der so groß sei wie ein kleines Haus, habe das Eis im vorigen Winter mindestens um 150 Schritte weit aus der Stelle gerückt und dem Ufer näher gebracht, und man erzählte mir, daß ihn ein Seehund zu seinem gewöhnlichen Sitze erwählt hätte. Gewöhnlich sähe man den letztern auf der flachen abgerundeten Oberfläche des Steines liegen und sich bei gutem Wetter da sonnen.

Will man eine echt dänische Küstenlandschaft malen, so setze man diesen Seehund auf seinem Steinblock mitten in das Bild, rund herum und weit und breit andere Steine, die aus dem Wasser hervorragen, mitten drin die mit Buchen besetzte kleine Insel, im Hintergrunde eine flache sandige Halbinsel, auf deren Spitze ein einsames Hirtenhaus steht und am äußersten Rande des Horizonts den dunkeln Schimmer von einer andern großen Insel, z. B. von Langeland, die wir hier in der Ferne sahen.

Solche große abgerundete Steinblöcke findet man mehr oder weniger in allen den kleinen Hafs und Fjorden an den Küsten der dänischen Inseln, ja man kann sagen, daß die dänischen Küsten fast überall mit solchen Blöcken umsäumt sind. Man findet sie im kleinen Belt, im großen Belt. Natürlich nur da, wo das Wasser nicht gleich sehr tief wird.

Waren es Eisblöcke, welche diese Steinblöcke herbeiführten, so war es natürlich, daß sie dieselben vorzugsweise in der Nähe der höhern Küsten und Sandbänke — denn das waren vermuthlich damals diese Inseln — absetzten. Auch mußten sie die kleinen Hafs und Binnenmeere vorzugsweise

damit ausfüllen, weil die Eisschollen hier besonders aufgehäuft und hineingetrieben wurden.

Wir besuchten unterwegs wieder einige Schulen, die ebenfalls alle mit den besagten Vorrichtungen für Gymnastik versehen waren. In einer dieser kleinen Schulen lehrte man nach der lancasterschen Methode, von welcher der letzte dänische König, Friedrich VI., ein so großer Freund war, die aber jetzt meistens wieder außer Gebrauch gekommen ist, und zwar, wenigstens für solche Dorfschulen, wie die von uns besichtigte, welche nur zwanzig Schüler hatte, wol mit Recht. Denn die lancastersche Methode zeigt sich am nützlichsten gerade da, wo man, wie in den großen Fabrikstädten Englands, viele Schüler und wenig Lehrer besitzt. Es ist wunderlich, wenn man einen guten Nothbehelf auch da anwendet, wo die Noth gar nicht vorhanden ist.

Das Merkwürdigste aber, was ich in einer dieser Schulen fand, war mir eine Rechenmaschine, die fast ganz auf ein Haar der Rechenmaschine, welche in China, der Mongolei und Rußland in Gebrauch ist, glich. Ich fragte den Lehrer, ob er etwas von dem berühmten russischen Rechenbrete gehört habe. Er sagte, er wisse gar nichts davon. Er habe sich dieses Rechenbret so nach seinem eignen Sinn erfunden und seit ein paar Jahren in Gebrauch genommen. Auch betheuerte er mir, er habe nie früher irgendwo etwas Aehnliches gesehen, aber jetzt hätten sich mehre Schullehrer in der Nachbarschaft auch eine solche Maschine nach dem Muster der seinigen machen lassen.

Da der Mann viel zu ehrlich aussah, als daß ich an seiner Rede hätte zweifeln sollen, und auch sein Gutsherr mir bestätigte, daß man hier gar nichts von einem solchen russischen Rechenbrete wüßte, so mußte ich ihn als den Erfinder einer Maschine für Dänemark ansehen, welche für Asien schon seit einem Jahrtausend, ich weiß nicht von wem, erfunden wurde.

Bekanntlich breitet sich jetzt dieses, zum arithmetischen Unterricht sehr nützliche asiatische Rechenbret in mehren Schulen Europas aus. Ich fand es unter andern auch hie und da in England.

Es mag wol sein, daß solche Dinge, die einmal dem Zeitgeist gemäß nothwendig oder wünschenswerth geworden sind, und die daher nachgeahmt und verbreitet werden, dann auch an einigen Stellen von neuem erfunden werden und sich so gewissermaßen von selbst erzeugen. Man kann gewiß bei allen Neuerungen und aufgekommenen Erfindungen nachweisen, daß es ein halbes oder ein ganzes Dutzend Erfinder an verschiedenen Erdpunkten zu gleicher Zeit gab.

Wir fuhren kreuz und quer im Lande herum und kehrten auf mehren Bauerhöfen ein, sowol auf einigen der besten, als auch auf einigen der „mäßigen", wie man sich hier auszudrücken pflegt, wo man das deutsche Wort „mäßig" immer für „mittelmäßig" oder „schlecht" nimmt, nach dem Beispiele des dänischen „madelig", welches sowol „mäßig" als „mittelmäßig" bedeutet. Bei uns im übrigen Deutschland hat das Wort „mäßig" nur noch in dem Slang der Studenten diese Bedeutung, die auch sagen, daß sie sich mäßig befinden, wenn sie andeuten

wollen, daß es ihnen nicht sehr gut geht. Vielleicht ist es ein Danismus, der durch die Holsteiner zu unsern Universitäten herübergepflanzt ist.

Die dänischen Bauern sind natürlich sehr verschieden gestellt, namentlich jetzt, wo sich dieser Stand in einer so merkwürdigen Uebergangs- und Entwicklungsperiode befindet. Einige von ihnen sind sogenannte Selbsteigne (Selveier) oder dasselbe, was in England die „Freeholders“ und in Rußland die „Odnodworzui“ sind.

Die Zahl dieser Selbsteignen war vor 70—80 Jahren in Dänemark sehr unbedeutend. Aber sie hat seitdem außerordentlich zugenommen und ist noch immer im Zunehmen begriffen.

Dann Erbpächter (Arvefaestere), eine neugeschaffene Klasse von Bauern, die zwar Zins bezahlen, aber doch das Recht haben, ihr Gut zu veräußern.

Dann Zeitpächter oder Festebauern (Fäestebönder), welche kein Eigenthumsrecht an ihrem Gute haben und dafür Geld abgeben oder Dienste leisten.

Im Ganzen kann man annehmen, daß jetzt die größere Hälfte alles Bauernbesitzthums in Dänemark „Selveiendom“ (Selbsteigenthum) und die kleinere Hälfte „Faeste“ (Pachtgut) ist.*)

So verschieden ihre Stellung ist, so verschieden sind auch ihre Wohnungen und Gehöfte. Da kommen zuerst

*) Nach Major von Baggesen's Statistik gibt es im ganzen Königreich Dänemark 156,528 Bauerbesitzthümer, und davon werden 74,235 als Selbsteigenthum, 13,333 als Erbpacht und 68,960 als Zeitpachtung besessen.

die eigentlichen großen Bauernhöfe, die „Gaarde", deren Besitzer man „Gaardsmänd" (Hofesmänner) nennt. Diese Gaardsmänd haben meistens 4 bis 8 Pferde. Dann kommen die kleinen Hofesbesitzer, welche nur 2 Pferde halten und „Bolesmänd" heißen, und endlich die ganz kleinen Käthner oder Häusler, welche „Huusmänd" genannt werden. Diese letztern hausen gewöhnlich in sehr elenden kleinen Wohnungen, die meist nur aus Lehm und Schilf nebst etwas Holz und Stroh zusammengebacken zu sein scheinen. Sie haben die sonderbare Weise, die Lehmmauer auch auf der Giebelseite nur bis zum Rande des Daches aufzuführen. Das dreieckige Loch, was auf diese Weise im Giebelfelde bleibt, stopfen sie alsdann mit einer Menge übereinander gepackter kleiner Schilf- oder Strohbündel aus. Gegen den Winter, um die dünne Lehmmauer etwas zu verstärken, binden und nageln sie auch dann noch rund um das Haus herum Schilfröhre und Strohbündel fest, damit die Kälte besser abgehalten werde. Da noch dazu nach nordischer Weise die Fenster sehr klein sind, so kann man sich denken, daß ein solches Häuschen keinen sehr erfreulichen Anblick gewährt. Ich habe Hunderte solcher Schilfhütten hier im Süden von Seeland gesehen. Es gibt ihrer viele Tausende.

Stattlicher und oft ganz comfortabel sehen die großen Bauernhöfe aus. Doch eigentlich auch nur von innen; denn nach außen hin kehren diese dänischen Gaarde, wie im Durchschnitt aus sehr natürlichem Grunde fast alle Bauernhöfe in nördlichen Landen nicht ihre beste Seite. Gewöhnlich sind es im Quadrat zusammengesetzte Gebäude,

die nach außen hin auf drei Seiten weder Fenster noch sonstigen architektonischen Schmuck zeigen.

Das Dach ist nach außen hin meistens tief herabgezogen und Büsche und Bäume, die herumstehen, geben noch mehr Schutz gegen die kalten Winde. Zur Ausschmückung und zur Erhöhung des Malerischen der Landschaft tragen daher diese nach Innen gekehrten Bauernhöfe weniger bei, als z. B. die hübschen, vielfach gezierten Marschhöfe an der Nordsee. Erst wenn sich die große Pforte eröffnet hat, tritt man auf einen gewöhnlich gepflasterten Hof ein, und nun entdeckt man denn auch ein freundliches Wohnhaus mit Fenstern und bunt ausgemalter Thüre.

Ich erinnere mich, daß ich im Norden von England, in Northumberland, dem alten dänischen Colonienlande, ganz ähnliche Bauernhöfe gesehn habe. Und wahrscheinlich ist ein solcher dänischer Gaard, wie man ihn in Seeland, Fünen oder Jütland sehen kann, ein Typus und Urbild für alle die Bauernhöfe, die sich in andern normännischen Ländern finden. Natürlich mag es überall einzelne Abweichungen von diesem Typus geben. Aber der Hauptsache nach scheinen nach Dem, was man mir gesagt hat, auch selbst die isolirten Gaarde, auf welchen die isländischen Landbewohner hausen, auf ähnliche Weise eingerichtet. Vermuthlich ist diese Einrichtung uralt, und wenn ich diese seeländischen Bauern auf ihren Gaarden besuchte, so bildete ich mir höchst wahrscheinlich mit sehr vielem Rechte ein, daß ich mir ganz deutlich denken könne, wie so die alten Normannen Leif, Karlsefne, Thorfinn und

andere, die in den isländischen Sagen genannt werden, als Hofesbesitzer und Bewohner des vor 600 Jahren blühenden Grönlands lebten und sich auf ihren „Gaarden", die so oft in jenen Sagen vorkommen, bewegten. Nehme ich nun noch dazu, was ich erst von den kleinen Gutshafen an der Küste, von den am Strande erbauten Kaufmannsmagazinen und von den auf der Rhede liegenden einzelnen Schiffen gesehen hatte, so konnte ich mir auch recht lebhaft vorstellen, wie jene grönländischen Hofesbesitzer, die zugleich Kaufleute und Helden waren, an der Küste sich und ihre Waaren einschifften und von ihren Höfen und Hofeshäfen aus in die weite Welt hinaussegelten.

In den meisten Ländern enthält die Gegenwart noch alle Materialien, welche dazu nöthig sind, um uns mit ihrer Hülfe die Geschichte der Vergangenheit lebendig zu machen. Und hier auf den dänischen Inseln, wo der Reisende schon in das historische Gebiet des europäischen Nordens eingetreten ist, muß er mit seinen Gedanken immer aufmerksam bis nach dem Nordcape und Nordpole, bis nach Island, bis nach Grönland schweifen, um zu sehen, ob etwa das eine oder andere der Dinge, welche ihm vor Augen kommen, dazu dienen könne, ihm irgend ein Verhältniß in diesen weiten scandinavischen Länderkreisen deutlich zu machen.

Auf einem neu eingerichteten Bauernhofe fanden wir ein Ehepaar aus Langeland angesiedelt. Man sagte mir, daß man die Langeländer als ein regsames und betriebsames Volk hier gern herüberhole und sie häufig anstelle. Die Frau des Hauses führte uns zu ihren Kühen, und

indem sie uns von den Qualitäten derselben erzählte, sah sie zugleich nach, ob die Thiere Futter hätten, und steckte, immer zu uns redend, schnell der einen, der es zu fehlen schien, eine Handvoll Heu in die Raufe. Auch putzte sie gelegentlich das Vieh, indem sie ihm auf den Rücken klopfte. „Siehe da! eine Langländerin!“ rief mein edler Begleiter, „eine Seeländerin hätte das so leicht nicht gethan.“

Langeland gehört bekanntlich zu der fünenschen Inselgruppe. Und ich fand also hier bestätigt, was ich schon oben von den Bewohnern dieser Gruppe im Gegensatz zu denen der seeländischen Inseln bemerkte.

Uebrigens merkte ich an der Rede dieser Langeländer hier selbst einen eigenthümlichen Accent und Dialekt, und überzeugte mich durch mein eigenes Ohr, daß diese dänischen Inseln alle ihre eignen Dialekte oder wenigstens ihre eignen Accente haben. Bei der großen Zerstücklung des Terrains des dänischen Reichs sollte man meinen, es müßte eine große Menge solcher in hohem Grade verschiedener Dialekte geben. Natürlich gibt es noch kein genügendes und gründliches Werk über diese verschiedenen Dialekte der dänischen Sprache. Ich sage natürlich. Denn es ist selbst dem größten Kenner und Gelehrten fast unmöglich, mit der Feder einen Begriff von allen den Nuancen und Eigenheiten des Tones und der Rede zu geben, wie sie das von Gott uns gegebene Ohr so leicht auffaßt.

Die Bauern nennen sich hier noch, wie es mir scheint, ganz nach der alten dänischen Weise bloß mit ihrem Vornamen und ihrem Vatersnamen, ohne daß sie Notiz davon

nehmen, daß es ihnen schon durch viele Gesetze vorgeschrieben ist, bleibende und erbliche Familiennamen anzunehmen. Ueberall, wo wir fragten, wie Einer oder Eine hieße, da war es eine Mare Hansdatter (Marie Hanns Tochter), oder eine Anne Peter-Claußen's kone (Anna Peter Claußen's Eheweib) oder ein Jacob Erikson (Jakob Erich's Sohn). Ja selbst in dem „Jordbog" (Erdbuch*) der Gutsherrschaft, welches man mir zeigte, waren alle Bauern auf diese alterthümliche Weise ohne einen Zusatz von Familiennamen verzeichnet.

Man sagte mir, daß der frühere Graf von Holstein, ein eifriger und edelmüthiger Verbesserer und Beförderer des Ackerbaues, sich viele Mühe gegeben habe, überall die holsteinschen „Knicken" einzuführen. Vor 40 Jahren sei hier alles Land ganz offen und ohne Einhegung gewesen. Jetzt sei das meiste wirklich auf holsteinsche Weise eingefriedigt. Es habe sehr viele Mühe gekostet, die Bauern allmälig dahin zu bringen. Es gibt viele Gutsbesitzer auf den dänischen Inseln, welche die Knicken auch auf ihren Gütern einführen. Allgemein aber sind sie noch bei weitem nicht.

Am Abend also, wie gesagt, sah ich nun die seeländischen Bauern auf dem Schlosse beim Erntefeste tanzen. Es waren ihnen einige untere Räume des Schlosses dazu eingerichtet und wir mischten uns unter sie. Wir fanden

*) Ein solches Jordbog enthält das Verzeichniß aller zu der Gutsherrschaft gehörigen Bauerngüter, der Besitzer derselben und der Leistungen, zu denen sie verpflichtet sind.

Leute aus verschiedenen Gegenden Dänemarks um die Violine versammelt, Seeländer, Lolländer*), Langeländer, Jüten und Probsteier.

Die letztern, die Probsteier, lobte man sehr, und man sagte mir, man fände von diesen tüchtigen und emsigen Arbeitern auf den Höfen aller dänischen Inseln einige zerstreut. Sie sollen sogar nach Schweden hinübergehen. Ich hatte sie auch in den westlichen Marschen gefunden, und ich wunderte mich über die Wanderlust und den weit verbreiteten Ruhm dieses kleinen Bienenkorbs voll Menschen, den man die kieler Probstei nennt.

Man sagte mir, die Probsteier hätten hier in Seeland das Mergeln eingeführt, und man ließe sie noch jetzt wol zu den Mergelarbeiten, die sie besonders gut verständen, kommen. Holsteinsche Meier sind auch hier auf Seeland überall wie in Fünen häufig. Nicht nur die Probsteier, sondern überhaupt die Holsteiner sind von den dänischen Herren selbst als tüchtigere und emsigere Ackerbauer anerkannt, als die dänischen Bauern.

Auch Jüten, wie ich sagte, waren unter der muntern Menge. Man findet auch von ihnen immer einige auf den dänischen Inselgütern, weil ihrer stets viele nach Kopenhagen und zu den Inseln auswandern, ihr Glück zu suchen. Das ist ein ganz apartes Volk, sagte man

*) Ich weiß nicht, warum wir in unsern deutschen Geographien und Charten die Insel Lolland immer Laaland nennen. Die Insel heißt Lolland. Die Dänen sprechen und schreiben den Namen so. Auch in den französischen Geographien (z. B. in Balbi) steht fälschlich Laaland.

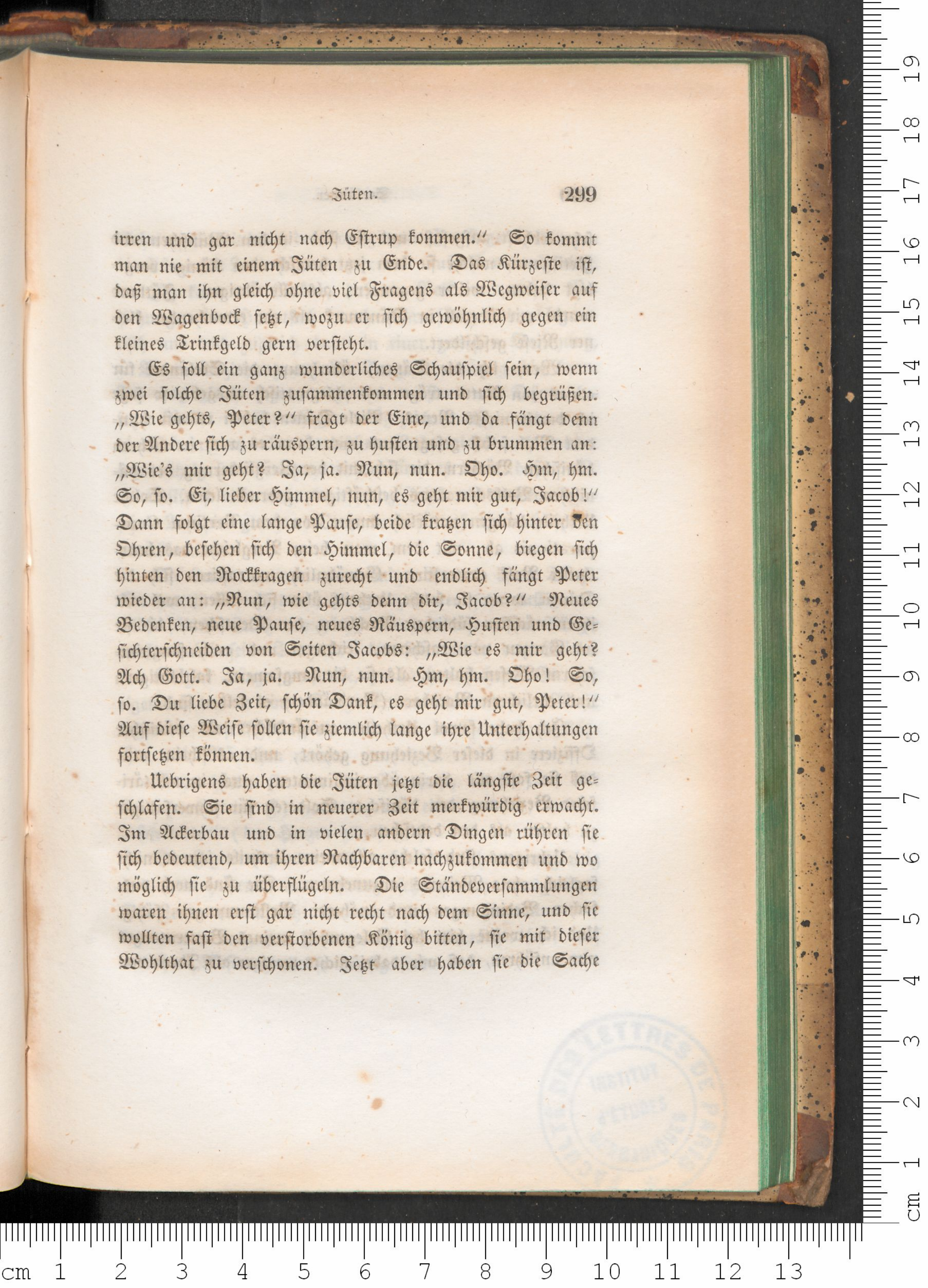
mir, diese Jüten. Sie sind sehr langsam und umständlich und haben das Eigene, daß sie fast nie eine rasche und direkte Antwort geben. Dabei sind sie neugierig und läßt man sich ein Mal mit ihnen in ein Gespräch ein, so kommt man so bald nicht wieder von ihnen los. Verirrt man sich in ihren Haiden, steigt aus dem Wagen und ruft den ersten besten jütischen Haideschäfer heran, um ihn nach dem Wege zu fragen, so kommt er ganz freundlich und lächelnd heran, nimmt seinen Hut ab, grüßt den „kleinen Herrn" oder „kleinen Vater" („lille Herre", farlille, das sind ihre Lieblingsschmeichelworte) ganz unterthänig und besieht sich seine Pferde, seine Equipage und seinen Kutscher rund herum. „Nun, guter Mann, kann Er mir nicht sagen, wo der Weg nach Estrup (die meisten jütischen Dorfnamen enden sich auf „trup") hingeht?" Dann stellt der Schäfer sich in Position, stützt sich auf seinen Schäferstab und spricht: „Ach so, nach Estrup will der kleine Herr? Nun, wo kommt denn der kleine Herr her? Er ist wol weit von hier zu Hause? Ist denn der kleine Herr ein Fremder und zum ersten Male hier in Jütland, daß Er nicht weiß, wo Estrup liegt?" „Ja, ja, guter Freund, ich komme von Kopenhagen. Aber ich bitte dich, sage mir nur bald Bescheid. Es stürmt und regnet ja erschrecklich in deiner Haide, und ich habe nicht lange Zeit zu warten." „Ach ja, das ist wahr, es regnet und stürmt fürchterlich. Ja, das ist hier in Jütland nun einmal nicht anders. Es stürmt und regnet hier fast immer fort. Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob wir in den letzten 14 Tagen auch nur ein Mal Son-

nenschein hatten. Will mir der kleine Herr wol sagen, ob es in andern Ländern besser ist. Das Land, in dem der kleine Herr zu Hause ist, ist wol ein sehr schönes Land? Da gibt es wol immer Sonnenschein und Frühling? Was?" „O, es regnet auch bei uns; aber, Freund, ich beschwöre dich, wo geht der Weg nach Estrup?" „Nun! der Weg nach Estrup ist sehr schlecht, neulich brach noch ein Reisender die Achse auf dem Wege. Und Estrup ist nur ein gewöhnliches jütisches Dorf. Da will wol der kleine Herr nicht hin. Der kleine Herr will wol nach Horsens, oder gar nach Aalborg oder Aarhuus. Ja in Aalborg und Aarhuus da sieht man, was es in Jütland für Städte geben kann. Ich rathe dem kleinen Herrn, lieber nach Aarhuus zu gehen!" „Potztausend Sakr . . . . . , will Er mir jetzt sagen, wohin der Weg nach Estrup geht, oder nicht?" „Ei ja, warum denn nicht? recht gern! Nur nicht so böse, kleiner Herr. Schau der Herr, nach Estrup kann er hier erst über Raderup fahren. Da kommt man zuerst nach Bistrup und dann durch Ladeby, und so auf Ruderup, wo der Weg nach Estrup rechts abgeht. Da können Sie gar nicht irren. Aber diesen Weg zu nehmen, würde ich dem kleinen Herrn nicht rathen. Denn es gibt viel Morast unterwegs, worin schon Mancher stecken blieb." „Nun, und der andere Weg?" „Der, mein kleiner Herr, geht hier gerade durch die Haide, immer gerade aus. Aber den Weg zu nehmen, würde ich dem kleinen Herrn auch nicht rathen. Denn es gibt dort gar keine Dörfer, und da es bald finster wird, so könnte der kleine Herr sich leicht ver-

irren und gar nicht nach Estrup kommen.“ So kommt man nie mit einem Jüten zu Ende. Das Kürzeste ist, daß man ihn gleich ohne viel Fragens als Wegweiser auf den Wagenbock setzt, wozu er sich gewöhnlich gegen ein kleines Trinkgeld gern versteht.

Es soll ein ganz wunderliches Schauspiel sein, wenn zwei solche Jüten zusammenkommen und sich begrüßen. „Wie gehts, Peter?“ fragt der Eine, und da fängt denn der Andere sich zu räuspern, zu husten und zu brummen an: „Wie's mir geht? Ja, ja. Nun, nun. Oho. Hm, hm. So, so. Ei, lieber Himmel, nun, es geht mir gut, Jacob!“ Dann folgt eine lange Pause, beide kratzen sich hinter den Ohren, besehen sich den Himmel, die Sonne, biegen sich hinten den Rockkragen zurecht und endlich fängt Peter wieder an: „Nun, wie gehts denn dir, Jacob?“ Neues Bedenken, neue Pause, neues Räuspern, Husten und Gesichterschneiden von Seiten Jacobs: „Wie es mir geht? Ach Gott. Ja, ja. Nun, nun. Hm, hm. Oho! So, so. Du liebe Zeit, schön Dank, es geht mir gut, Peter!“ Auf diese Weise sollen sie ziemlich lange ihre Unterhaltungen fortsetzen können.

Uebrigens haben die Jüten jetzt die längste Zeit geschlafen. Sie sind in neuerer Zeit merkwürdig erwacht. Im Ackerbau und in vielen andern Dingen rühren sie sich bedeutend, um ihren Nachbaren nachzukommen und wo möglich sie zu überflügeln. Die Ständeversammlungen waren ihnen erst gar nicht recht nach dem Sinne, und sie wollten fast den verstorbenen König bitten, sie mit dieser Wohlthat zu verschonen. Jetzt aber haben sie die Sache



sehr lebhaft aufgefaßt und sie sind in den Wünschen und Petitionen, welche sie dem jetzt herrschenden Könige vorgelegt haben, weiter gegangen, als alle übrigen. Jütland wurde mir überall in Dänemark als ein erwachender kleiner Riese geschildert.

Wenn ich die Dänen, überhaupt die Seeländer für etwas von Natur träge und phlegmatisch ausgebe, so sage ich damit nichts Neues. Viele Dänen haben es mir hundert Mal selbst gesagt und man kann es auch in mehren dänischen Büchern, die sich mit der Zergliederung des dänischen Volkscharakters beschäftigen, gedruckt lesen. Solche Urtheile hängen natürlich immer von dem Tertium Comparationis ab, mit dem man beim Vergleiche das beurtheilte Volk contrastirt. Gewöhnlich contrastiren sich die Dänen, wenn sie solche Urtheile über sich fällen, wol mit ihren nächsten südlichen Nachbarn, den Deutschen, die sie im Ganzen von rascherm, leichterm und auch sanguinischerm Wesen halten, als sie die langsamern, kaltblütigern und ehrlichern Nordboer (Nordländer) es selber sind.

Ich habe sowol Urtheile ausländischer als dänischer Offiziere in dieser Beziehung gehört, und es scheint mir, daß sie fast alle darin übereinstimmten, auch in militärischer Beziehung den dänischen Soldaten für schwerfälliger zu halten als den deutschen.

Uebrigens sind solche allgemeine Urtheile immer nicht sogleich ohne Weiteres anzunehmen. Sie sind noch vielfacher Bedingungen und näherer Bestimmungen fähig. Und ich wollte hier bei Gelegenheit meines Bauerntanzes nur anführen, daß mir dabei nichts weniger als Ideen von

Schwerfälligkeit durch den Kopf gingen. Im Gegentheil waren die Tänze der Leute sehr munter und äußerst mannigfaltig.

Ich kann mir denken, daß ein Volk in manchen Beziehungen der Hauptsache nach schwerfällig und phlegmatisch und doch zugleich dabei in einer gewissen Beziehung, z. B. in Beziehung auf den Tanz, sehr rührig sein kann. Ich mag gleich sagen, daß das meistens mit Dänen besetzte Ballet in Kopenhagen ausgezeichnet ist, und wenn die Dänen trotz aller nordischen Ruhe nicht auch wieder sehr rührig sein könnten, woher käme es denn, daß z. B. ihr Lustspiel weit mehr dem französischen als unserm deutschen Lustspiel gleicht. Doch darauf muß ich noch später zurückkommen.

Die Leute nannten mir einige Namen ihrer Tänze. Da hatten sie erst den „Fangtanz", der sehr lustig und selbst für die Zuschauer höchst amusant war. Der Tänzer mußte dabei seine Tänzerin, die sich hinter dem Rücken der übrigen Tänzer versteckte, zu haschen suchen. Es war eigentlich das in einen Tanz verwandelte und mit Musik begleitete Gesellschaftsspiel, was man in Deutschland Kätzchen und Mäuschen nennt.

Dann hatten sie eine Art Française, die sie „dat lille Ef" (das kleine F) nannten, und einen andern, welcher „Hjerterto" (der Herzen zwei) hieß.

Die Figuren waren alle außerordentlich mannigfaltig und unterhaltend und wurden sehr prompt ausgeführt. Die Leute waren nicht im mindesten um Variation verlegen, was doch, wie Jeder weiß, die Vortänzer selbst auf manchem Residenzballe so häufig sind.



Natürlich tanzten sie jetzt hier in diesem südwestlichen Winkel von Seeland eben so wie in Paris und Wien auch die Polka. Denn was in dieser Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe in Paris und Wien Mode ist, das ist auch gleichzeitig in allen Ecken der Welt Mode. Sie nannten die Polka „Hamburger Schottsch", oder „Hamburger Polka", was genugsam andeutet, auf welchen Wegen die neuen Moden aus Südwest-Europa hierherkommen. Es gibt mehre Tänze, denen sie das „Hamburger" (d. h. hier also so viel als „Südwest-Europäisch") vorsetzen.

Aus dieser Richtung, auf einer Straße, welche die Stationsplätze: Hamburg, Kiel, Kopenhagen hat, kommt eigentlich alles Neue nach Dänemark. Es ist eine uralte Wanderstraße des Neuen aus Europa, die sich von Kopenhagen immer in nordwestlicher Richtung nach Christiania, Stockholm rc. fortsetzt. So wanderte das Christenthum, so wanderte die Reformation, so der Rationalismus. Es wäre eine interessante Aufgabe, wenn man ein Mal den ganzen weitgreifenden Einfluß dieser merkwürdigen Stadt Hamburg auf den scandinavischen Norden Europas nachweisen, in den Einzelheiten verfolgen und überschaulich darstellen wollte und könnte. Da waren mir gleich wieder noch ein Paar andere kleine Beiträge zu dieser Darstellung in der Nähe. Zu den Mäßigkeitsvereinen in Dänemark ist auch der Impuls zunächst aus Hamburg gekommen. Auch die Wiedertäufer, die in den letzten Jahren ihr Wesen in Dänemark begonnen haben, sind zunächst aus Hamburg hierher gekommen. Sie sollen sich in Dänemark hin und wieder auf dem Lande ausgebreitet haben. Man sagte

mir, auch hier in der Nachbarschaft wären noch etwa ein Dutzend. Sie sind übrigens sonst in diesem Lande sehr streng verpönt. Die Dänen sind, wie auch die Schweden und überhaupt alle Scandinavier, sehr strenge Lutheraner und sie sind eben gegen Sektirerei nicht sehr nachsichtig. Es ist wol kein Zweifel, daß von allen Staaten in der Welt diejenigen Beiden, deren Könige zwei Mal das Protectorat des Protestantismus in Deutschland übernahmen, nämlich Dänemark und Schweden, die reinsten protestantischen Staaten von der Welt sind. Selbst Preußen und England haben mehre Millionen katholische Unterthanen, Schweden und Dänemark zählen die ihrigen nur nach Hunderten. In Kopenhagen sogar gibt es keine andere katholische Kirche, als die, welche die östreichische Gesandtschaft den Katholiken eröffnet. Ohne Zweifel sind Kopenhagen und Stockholm unter den Hauptstädten Europas die lutherischesten von allen. Daher hat man in diesen beiden Reichen auch die drückendsten Gesetze gegen die Katholiken. In Schweden wird der, welcher zum Katholicismus übergeht, aus dem Reiche verwiesen, was bekanntlich noch einmal in neuerer Zeit vorgekommen ist. In Dänemark ist es durch kein Gesetz verboten, vom Christenthum zum Judenthum überzugehen; wol aber ist es jedem Protestanten verboten, Katholik zu werden. Und obwol die Zeiten jetzt vorbei sind, wo man einem katholischen Astronomen aus Wien, dem Jesuiten Hell, der um Beobachtungen im Norden zu machen bloß durchreisen wollte, die Reise durch das Land untersagte, so steht doch jenes Gesetz noch in Kraft.

Durch das sogenannte Königsgesetz, welches seit der bekannten Revolution von 1660 an der Spitze aller dänischen Gesetze steht, ist die augsburgische Confession die Grundlage der Religion des Königshauses und des Staats geworden. Daher man es gewissermaßen für gesetzlich nothwendig hält, diese Religion aufrecht zu erhalten.

Man hat die Wiedertäufer nach Fridericia, einem Städtchen in Jütland, verbannt. Es schein überhaupt, daß auf der cimbrischen Halbinsel die kleinen Orte liegen, wohin man von den Inseln die kleinen Reste von Sektirern, welche es noch neben den Lutheranern in Dänemark gibt, verweist. Da ist Friedrichstadt an der Eider mit Proben aller Religionsklassen der Christenheit, da ist Christiansfeld, da ist das von Christian V. mit dem jus asyli versehene Fridericia, wo ebenfalls eine Menge Religionssekten nebeneinander wohnen. Da ist Christiansfelde mit einer Colonie Herrnhuter. Außerhalb dieser drei Religionsasyle und außerhalb Kopenhagen, wo natürlich als in einer Weltstadt auch manche einzelne Anhänger verschiedener Sekten zusammengeführt werden, ist im ganzen Lande Alles rein lutherisch*).

Ich sagte oben, daß auch der Rationalismus, und eben so auch wiederum die neuere Reaktion gegen den Rationalismus, der Pietismus, aus Südwesten nach Dä-

*) In allen Staatstheilen Dänemarks gibt es nur 12,000 Nichtlutheraner unter 2,150,000 Menschen, d. h. ein Nichtlutheraner auf 180 Unterthanen. Kein zweiter protestantischer Staat in Europa, selbst nicht die kleinern deutschen, zeigen ein so kleines Verhältniß von Nichtlutheranern.

nemark gekommen sei. Wie einst der Apostel des Nordens, Anscharius, von Nordalbingien aus auf den Norden einwirkte, so steht jetzt dort wiederum ein zweiter Apostel, der bekannte Claus Harms, an der Spitze einer Bewegung, in Folge deren dem Rationalismus hier auf den Inseln entgegengearbeitet wird. In den entlegenern Theilen sind die Leute noch rationalistischer. Auch sind noch nicht überall alle altmodigen rationalistischen Prediger ausgemerzt und durch andere ersetzt. Ich hörte in Dänemark wol zuweilen die Klage, daß man in dieser letzten Zeit gar keine recht christlichen Lehrer für die Kinder aus Dänemark habe erhalten können. Man habe sie aus den Herzogthümern verschreiben müssen. Ich führe übrigens dies natürlich nicht an, um den Rationalisten oder ihren Gegnern etwas Angenehmes oder Unangenehmes zu sagen, sondern nur um zu zeigen, wie die Dinge, die geistigen Bewegungen und Impulse, sich durch die Länder verbreiten und verzweigen, was natürlich zu dem Fache eines Reisenden gehört. Ich will mit dem Gesagten keine Anmerkung über Kirche oder Religion machen, sondern nur eine geographische Beobachtung.

Die Rationalisten hatten nicht nur das ganze Land mit ihren Predigern und Schulmeistern erfüllt; sie hatten auch Psalm- und Gesangbücher, wie sie ihnen gut schienen, unter das Volk gebracht. Jetzt ist man nun wieder dabei, diese alten rationalistischen Psalm- und Gesangbücher umzugestalten, sie zu verdrängen und das Volk mit solchen zu versehen, die man wärmer, gläubiger und frömmer nennt. So revolutionirt und contrerevolutionirt, so

reformirt und umreformirt, so agirt und reagirt denn der Mensch beständig, und wann wird er das Rechte treffen? Er webt mit Mühe und Fleiß ein großes künstliches Gewebe und reißt es dann stückweise wieder auf wie Penelope, und wann wird wol der ersehnte Odysseus einziehen, der sein Haus in endliche und vollkommene Ordnung bringt?

Ich verlebte hier in Holsteinburg ein Paar Abende, die mir unvergeßlich sein werden und auf mich einen bleibenden Eindruck machten, weil sich unsere Unterhaltungen um die Betrachtung der höchsten Interessen drehten, die ein menschliches Herz hienieden bewegen. Auch lernte ich bei dieser Gelegenheit die alten dänischen Dichter Kingo und Brorsen kennen, die meistens nur religiöse Lieder gesungen haben. Ich muß gestehen, daß ich mich schämte, von diesen Männern hier zum ersten Male zu hören, als ich einige ihrer trefflichen Lieder las.

Ich fand sie so ausgezeichnet, daß ich sie nur dem, was Luther, Flemming, Gellert, Graf von Zinzendorf und andere unserer ausgezeichnetsten deutschen geistlichen Dichter gesungen haben, an die Seite stellen kann. Es ist eine solche Kindlichkeit des Glaubens, ein so tiefes Gefühl der Reue, eine solche Innigkeit der Liebe und Hingebung, eine solche Ursprünglichkeit, Frische und Originalität des Ausdrucks in diesen alten Gesängen von Brorsen und Kingo, wie sie die Dichter späterer Zeit nie wieder erreicht haben. Ich wurde ganz davon entzückt und freute mich, auch hier wieder Produkte des menschlichen Geistes zu entdecken, von denen ich noch gar keine Ahnung gehabt hatte. Wol ist es ein wahres Wort, daß es sehr viele Arbeiter im Wein-

berge des Herrn gibt. Ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Gedanken und Augen sich immer nur um die großen und weitberühmten Literaturen Europas drehen, hat, wenn es nur einmal abseits auf die kleinern Literaturen hinblickt, Gelegenheit genug, zu seiner Verwunderung jene Wahrheit bestätigt zu finden.

Je mehr ich von der dänischen Literatur zu lesen bekomme, desto mehr sehe ich ein, wie viel Ausgezeichnetes auf diesem Felde aufblühte und noch täglich aufblüht und wieder verschwindet, ohne daß es je in dem großen literarischen Verkehr Europas Umschwung bekommt. Es wird diesen Umschwung auch nie bekommen, denn die dänische Sprache, die sonst Niemand in Europa kennt, wird ein beständiges Hinderniß sein, wenigstens bei solchen originalen und unübersetzbaren Dichtern, wie Kingo und Brorsen, es sei denn, daß solche deutsche Uebersetzer, wie Schlegel und Voß und Wolf oder Gries sich einmal mit demselben Eifer an die dänische und überhaupt an die scandinavische Literatur machen sollten, den sie an die englischen, griechischen, spanischen und italienischen Meisterwerke verwendet haben. Uebrigens können sich die Dänen mit noch sehr vielen andern eben so selten auf den großen literarischen Börsen besprochenen Literaturen trösten. Ich vermuthe, daß es des Klassischen und Ausgezeichneten, was nicht besprochen wird, mehr gibt, als dessen, was besprochen wird.

Und das ist ja auch ganz gut. Es wäre doch traurig, wenn Niemand sonst noch auf der Welt herzrührend dichten könnte, als Goethe, Schiller, Shakspeare, Racine, Byron ꝛc. Gott sei Dank, es blüht und treibt und reift

in allen Thälern und auf allen Höhen Europas zur Freude und zum Frommen der von den großen Märkten Entfernt-wohnenden, zur Verwunderung und zum Entzücken des Reisenden, der auf einsamen Wegen schweift.

Ich würde es auch wenig bedauern, daß diese im Verborgenen blühenden Blumen und Früchte nicht auf die großen Marktplätze gebracht werden, wenn man statt ihrer nur nicht so viel Gemeines und Schlechtes hervor-zöge und den Geschmack der Leute damit verdürbe. Mir kommt dies Treiben unserer Literatur manchmal vor wie das Treiben von Bergleuten, die mit vielem Aufwande von Mühe Blei und Kupfer schmelzen und in zierliche Formen gießen, während sie das Gold bei Seite liegen lassen.

Wollten wir Kinder der Neuzeit, die wir an dem letzten Ende aller der Jahrtausende und ihrer riesenhaften Bewegungen stehen, nur Klassisches lesen und genießen, und wüßten wir uns alle klassischen Produktionen aller Völker der Erde zugänglich zu erhalten, so müßten wir unsern Geist, und sollten wir auch hundert Jahre alt wer-den, wol beständig mit ausgesuchter literarischer Manna und Ambrosia füttern können. Wir müßten in literarischen Blumengärten wohnen, wie die Welt sie noch nie sah, wir müßten Leute von so feinem Geschmack sein, wie sie zuvor nie existiren konnten.

Und doch, weil wir nun eben ganz von der Gegen-wart hingerissen und beherrscht werden, so müssen wir wieder, um im Zusammenhange mit ihr zu bleiben, so viel Mittelmäßiges, so viel Schlechtes lesen, daß es darin um

uns nichts besser steht, als um unsere Vorfahren. Und so kommt es denn, daß wir oft mitten in der größten literarischen Fülle, welche die Welt je sah, über Armuth klagen und statt mitten in einem unabsehbaren literarischen Paradiese, oft mitten in einer großen Wüste zu sein glauben.

Man sollte denken, es wäre die Bestimmung und der natürliche Gang der Menschheit, daß ein Geschlecht sich immer wieder auf die Schultern aller der vorhergegangenen Geschlechter stellte. Wäre dies, so müßten wir uns bereits jetzt schon dem Himmel um ein Bedeutendes genähert haben. Allein so ist es leider nicht. Jede Zeit will wieder auf ihren eignen Füßen stehen und dadurch wird die Menschheit immer wieder so klein, wie sie von Anfang herein war. Die alten Zeiten sterben am Baume wie faulende Aeste ab und kommen außer Zusammenhang mit den neuen.

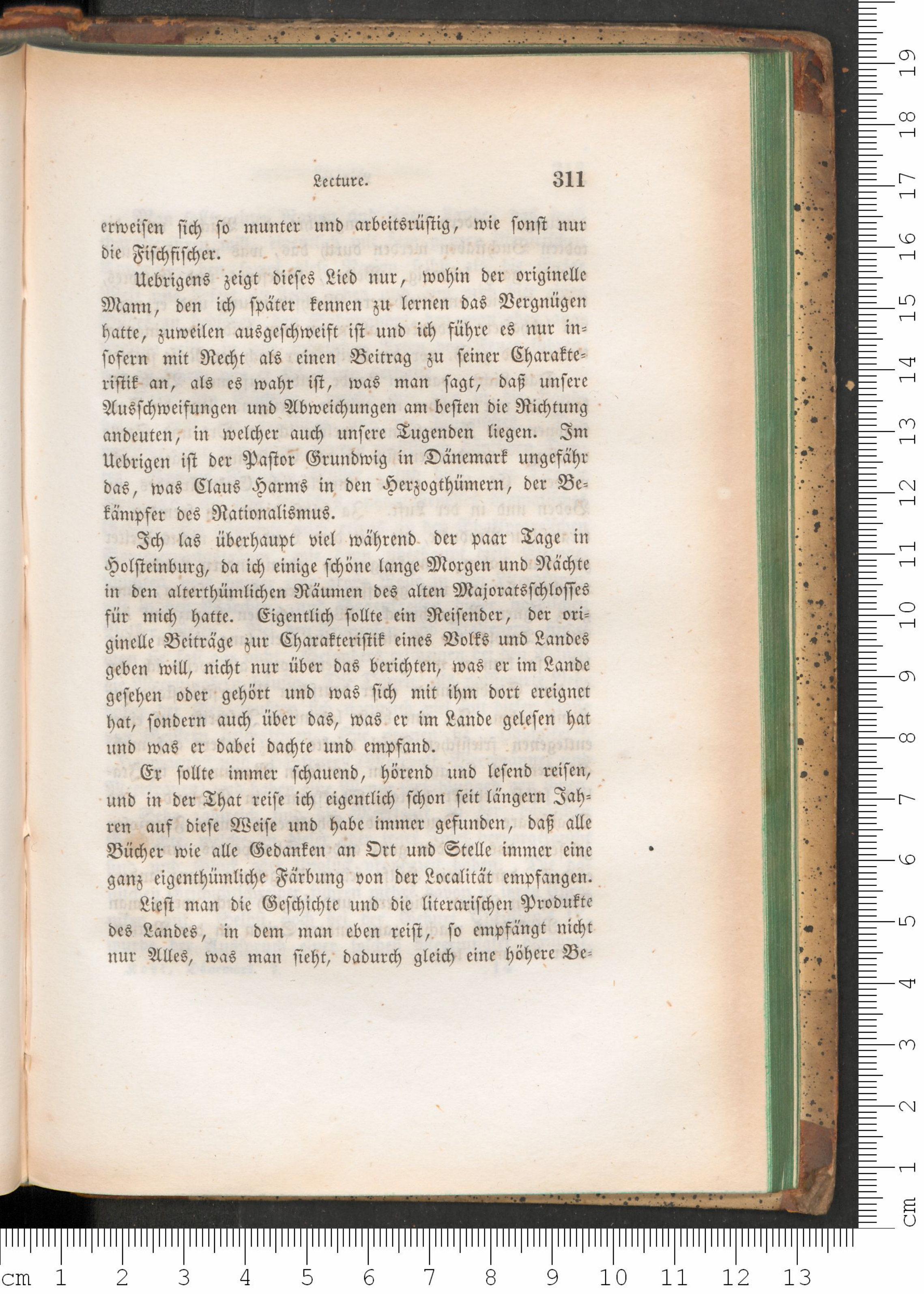
Aus der uralten Wurzel schlägt es immer wieder von neuem hervor, und da treibt ein jedes neue Reis so groß und so lang, als es mag, und macht sich so breit wie möglich, bis ein neuer Trieb es verdrängt. So sieht denn unser Menschheitsbaum, der ein einiges kräftiges Riesengewächs sein könnte, wie ein verwilderter, hier und dahin treibender Busch aus. Und wir Söhne des neunzehnten Jahrhunderts verdienen diesen Namen kaum. Denn in der That, wer merkt es unsern literarischen Koryphäen wol an, daß sie neunzehn Jahrhunderte auf dem Rücken tragen.

Uebrigens mag ich als ein Zeichen der Zeit anführen, daß die alten Brorsen und Kingo jetzt auch in Däne-

mark wieder neu herausgegeben werden, was mit der neuen Herausgabe der so vielfach trefflichen alten Lieder des Grafen Zinzendorf in Deutschland ganz zusammentrifft.

Auch von dem Kingo der heutigen Tage, dem dänischen Dichter Grundwig, lasen wir hier einige Lieder. Es ist möglich, daß viele meiner deutschen Leser von diesem Manne noch nichts gehört haben. Es ist einer der originellsten Männer, der, wenn er nicht in dänischer Sprache gedichtet hätte, überall bekannt sein würde. Wir lasen hier unter andern von ihm ein Gedicht, „Peters Ruf" genannt, in dem sich die ganze Originalität des Mannes, der zugleich mit einer sehr energischen Phantasie und einem tiefen religiösen Gefühl begabt ist, sehr eigenthümlich offenbarte. Er läßt darin den Seelenfischer Peter auftreten, und seine Mitgenossen und Brüder, die andern Seelenfischer, d. h. die christlichen Prediger, ungefähr auf dieselbe Weise ermahnen und zur thätigen Arbeit aufrufen, wie dies etwa der Glockenmeister in Schiller's Glocke zu seinen Gesellen thut.

Der Ton in dem Gedichte ist ungefähr so gehalten wie in manchem alten Gedichte unserer deutschen Meistersänger, sehr munter und heiter, wie in den eigentlichen Handwerksliedern, und das einmal aufgefaßte Bild ist bis zu Ende merkwürdig festgehalten und durchgeführt. Die Prediger erscheinen da als eine förmliche Fischergilde, das Meer, in das sie ihre Netze werfen, ist die große rauschende Welt, und die Fische, die sie fangen, sind Seelen. Man sieht Alles fast zu lebhaft vor sich und die Seelenfischer



erweisen sich so munter und arbeitsrüstig, wie sonst nur die Fischfischer.

Uebrigens zeigt dieses Lied nur, wohin der originelle Mann, den ich später kennen zu lernen das Vergnügen hatte, zuweilen ausgeschweift ist und ich führe es nur insofern mit Recht als einen Beitrag zu seiner Charakteristik an, als es wahr ist, was man sagt, daß unsere Ausschweifungen und Abweichungen am besten die Richtung andeuten, in welcher auch unsere Tugenden liegen. Im Uebrigen ist der Pastor Grundwig in Dänemark ungefähr das, was Claus Harms in den Herzogthümern, der Bekämpfer des Rationalismus.

Ich las überhaupt viel während der paar Tage in Holsteinburg, da ich einige schöne lange Morgen und Nächte in den alterthümlichen Räumen des alten Majoratsschlosses für mich hatte. Eigentlich sollte ein Reisender, der originelle Beiträge zur Charakteristik eines Volks und Landes geben will, nicht nur über das berichten, was er im Lande gesehen oder gehört und was sich mit ihm dort ereignet hat, sondern auch über das, was er im Lande gelesen hat und was er dabei dachte und empfand.

Er sollte immer schauend, hörend und lesend reisen, und in der That reise ich eigentlich schon seit längern Jahren auf diese Weise und habe immer gefunden, daß alle Bücher wie alle Gedanken an Ort und Stelle immer eine ganz eigenthümliche Färbung von der Localität empfangen.

Liest man die Geschichte und die literarischen Produkte des Landes, in dem man eben reist, so empfängt nicht nur Alles, was man sieht, dadurch gleich eine höhere Be-

deutung, sondern auch umgekehrt die Bücher und die todten Buchstaben werden durch das, was man sieht und erlebt, ganz lebendig. Beides, Gelesenes und Erlebtes, treten in viel unmittelbarere Wechselwirkung und erzeugen viel lebhaftere Gedanken, als wenn man beide von einander trennt und z. B. vor der Reise oder nach der Reise studirt.

Das Licht, das im Lande selbst auf mein Buch fiel, kann ich mir nachher nie wieder erzeugen. Und die Sensationen und Impressionen, welche ich an Ort und Stelle empfing, reproduciren sich in der Entfernung später nicht wieder. Es liegt etwas unerklärlich Elektrisirendes im Boden und in der Luft. Ja selbst diejenigen fremden literarischen Produkte, die mit dem Lande gar nichts weiter zu thun haben, empfangen in jedem andern Lande, in welchem sie von uns genossen werden, so zu sagen, einen ganz eignen Beigeschmack. Wenn ich den Horaz auf den Alpen Tyrols, wo ich einmal eine Zeit lang einsam lebte, las, so kam er mir ganz anders vor, als wenn ich ihn in dem Studirzimmer einer deutschen Universitätsstadt zur Hand nahm. Ja, eine bloße lateinische Inschrift auf einer entlegenen friesischen Insel wirkte ganz anders auf mich, als wenn ich sie auf einem römischen Monumente in Italien selbst erblickt hätte. Shakspeare in England, und Shakspeare in Deutschland, Shakspeare unter Franzosen gelesen, das werden ganz andere Shakspeares, und man entdeckt dann mit Hülfe seiner Umgebung ganz andere Seiten an solchen Dichtern, und folglich auch, wenn man den Rückschluß macht, ganz andere Seiten an der Nation, unter der man lebt.

Man sollte einer Nation und einem Lande, das man charakterisiren will, eigentlich mit dem ganzen literarischen Apparate, den sowol diese Nation selbst als die übrige Welt uns liefert, zu Leibe gehen und, um mich hier eines Bildes zu bedienen, den Salamander, den man eben anatomiren will, in alle möglichen Arten von Feuer führen, um zu sehen, wie er sich darin verhalte.

Unter den Büchern, welche mir hier in die Hände fielen, war ein poetisches und ein historisches. Das poetische war von einem neuern trefflichen dänischen Dichter, Namens Paludan Müller, und hieß „der Dryade Hochzeit", ein sehr hübsches, phantasievolles dramatisches Gedicht. Es erinnerte mich etwas an den Shakspeare'schen Sommernachtstraum, wie denn überhaupt diese Elfengeschichten noch immer eine große Rolle in den Literaturen, wie in den Märchen- und Sagenkreisen dieser nordischen Völker spielen. Bei den Franzosen und Italienern findet man sie fast gar nicht. Besonders erscheinen bei den Dänen die Meerjungfern häufig. Die Dänen, als passionirte Liebhaber der See, mußten sich natürlich viel mit dieser Klasse von Geistern beschäftigen. Sie nennen sie „Havfolket", „Havmaend" und „Havfruer" (Meervolk, Meermänner und Meerfrauen) und haben eine Menge Erzählungen von ihnen.

Sehr zahlreich sind die Meerleute in der dänischen Geschichte, welche an dieser oder jener Insel hervorgetaucht sind und Glück oder Unglück prophezeit haben. Die dänischen Geschichtschreiber führen mehre davon in ihren Chroniken auf. Selbst noch bei der Geburt Christian's IV. wurde der Ausspruch einer solchen Meerjungfer berühmt.

Auch der neuere treffliche dänische Märchendichter Andersen beschäftigt sich vielfach mit Meerjungfern.

Das historische Buch, das ich hier kennen lernte und dessen Lecture ich später beendigte, waren die Memoiren von dem Norweger Jacob Aall.*) Dies Buch gefiel mir sehr wohl. Es ist mit Geschmack, mit ruhigem Geiste und unparteiischer Gesinnung geschrieben und wirft auf eine Menge Ereignisse jener für Norwegen und Dänemark so interessanten Zeit, in welcher Norwegen aus dänischer Herrschaft hervorging und mit Schweden verbunden wurde, viel neues Licht.

Der Verfasser, ein alter würdiger Normann, dem die Literatur auch sonst Vieles verdankt und der leider kürzlich verstorben ist, spielte selbst eine Rolle dabei und sah Alles in der Nähe.

Es wäre herrlich, wenn wir in unserer deutschen Literatur viele solche Memoiren hätten. Das Einzige, was ich dem Buche noch zuweilen wünschte, wäre hie und da ein etwas bündigerer Styl und eine etwas minder weitschweifige Darstellung. Ich glaube nicht, daß es schon ins Deutsche übersetzt ist, und wenn dem so ist, so ist es wahrhaft ein Wunder, daß wir solche Werke, die nicht nur jeder Geschichtsforscher, sondern auch jeder Gebildete willkommen heißen müßte, unübersetzt und unzugänglich lassen, während wir doch solche flaue Romane, wie „das Haus“, „die Nachbarn“ und Consorten so begierig auf

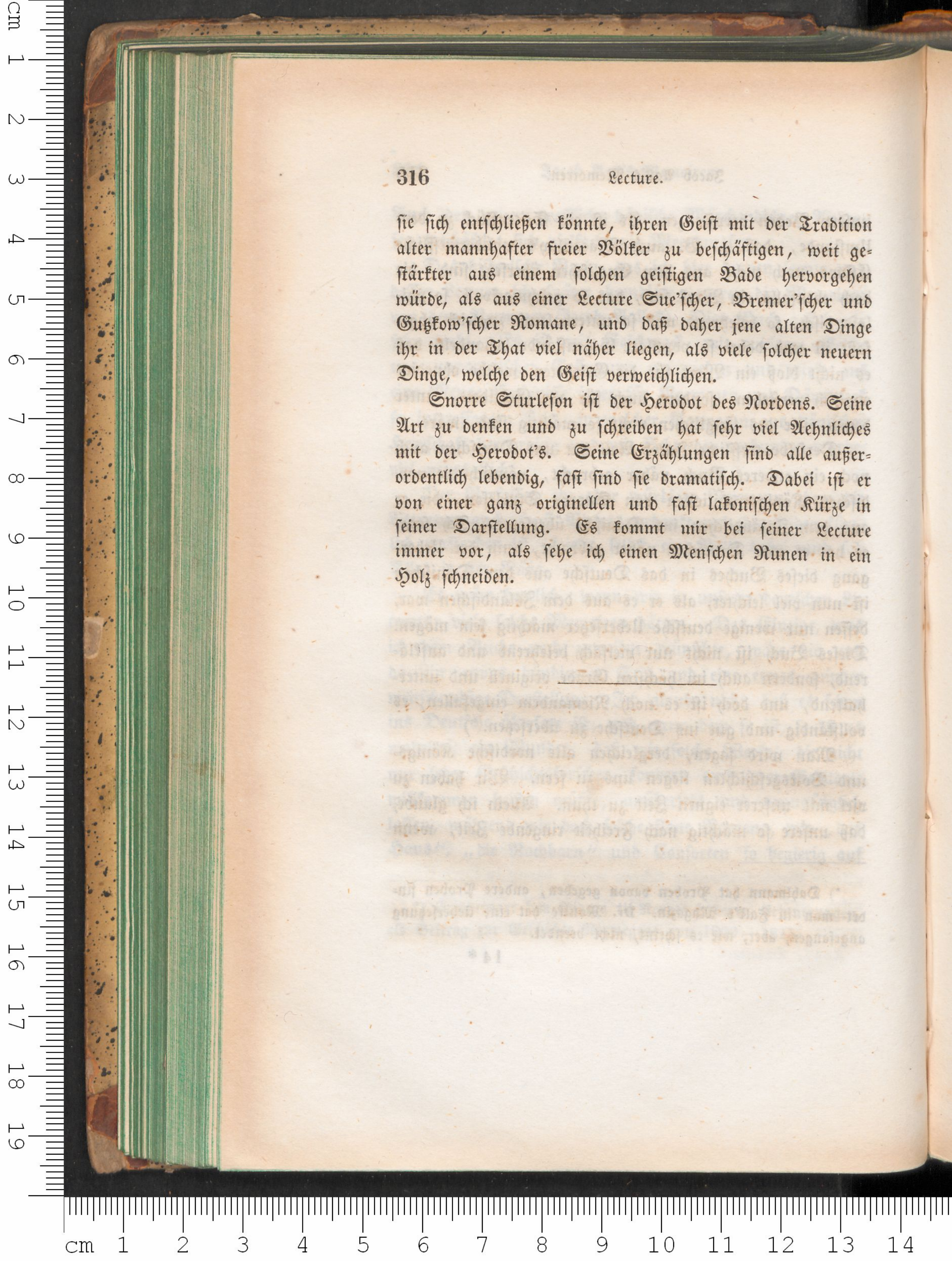
*) Erindringer som Bidrag til Norges Historie. Erinnerungen, als Beitrag zur Geschichte Norwegens von 1800—1815.

unsern Boden verpflanzen. Es ist ein Seitenstück zu dem Umstande, daß z. B. auch Macaulay's unübertreffliche Essays noch nicht aus dem Englischen übersetzt sind, die doch ebenfalls ein Werk sind, das so geschmackvoll, so philosophisch, so belehrend und so unterhaltend zugleich abgefaßt ist und dabei so populäre Gegenstände behandelt, daß es nicht bloß ein Werk für die Gelehrten, welche ohnedies englisch verstehen, sondern auch für alle Gebildete, unter denen viele des Englischen nicht so mächtig sind, wäre.

Derselbe treffliche Jacob Aall hat uns Deutschen auch noch ein anderes Buch näher gebracht, nämlich die nordischen Königstraditionen von Snorre Sturleson, die er aus dem Isländischen ins Dänische übersetzte. Ich sage, er hat es uns Deutschen näher gebracht, denn der Uebergang dieses Buches in das Deutsche aus dem Dänischen ist nun viel leichter, als er es aus dem Isländischen war, dessen nur wenige deutsche Uebersetzer mächtig sein mögen. Dieses Buch ist nicht nur vielfach belehrend und aufklärend, sondern auch im höchsten Grade originell und unterhaltend, und doch ist es noch Niemandem eingefallen, es vollständig und gut ins Deutsche zu übersetzen.*)

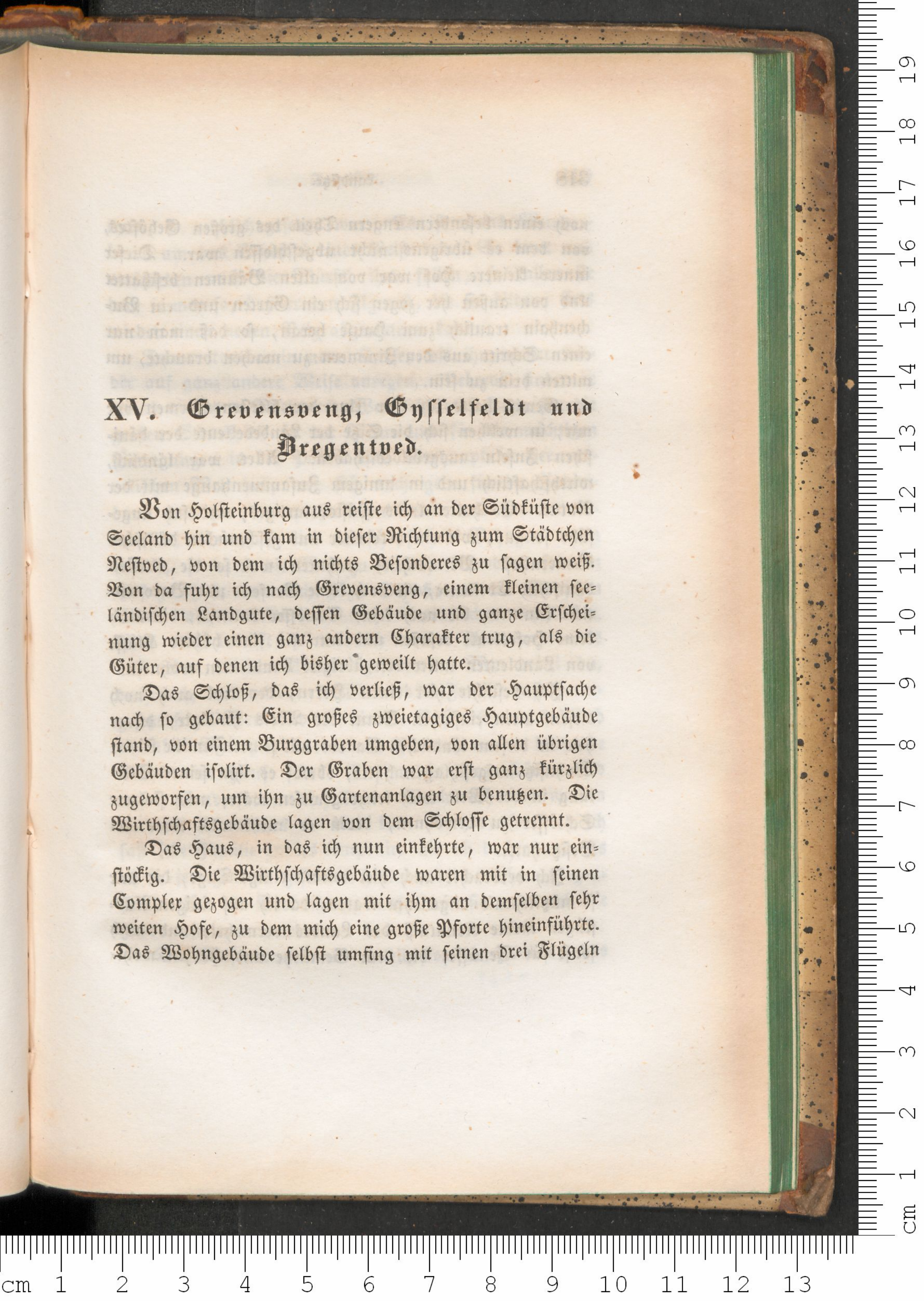
Man wird sagen, dergleichen alte nordische Königs- und Volksgeschichten liegen uns zu fern. Wir haben zu viel mit unserer eignen Zeit zu thun. Allein ich glaube, daß unsere so mächtig nach Freiheit ringende Zeit, wenn

*) Dahlmann hat Proben davon gegeben, andere Proben findet man in Falk's Magazin. Dr. Monike hat eine Uebersetzung angefangen, aber, wie es scheint, nicht beendet.



sie sich entschließen könnte, ihren Geist mit der Tradition alter mannhafter freier Völker zu beschäftigen, weit gestärkter aus einem solchen geistigen Bade hervorgehen würde, als aus einer Lecture Sue'scher, Bremer'scher und Gutzkow'scher Romane, und daß daher jene alten Dinge ihr in der That viel näher liegen, als viele solcher neuern Dinge, welche den Geist verweichlichen.

Snorre Sturleson ist der Herodot des Nordens. Seine Art zu denken und zu schreiben hat sehr viel Aehnliches mit der Herodot's. Seine Erzählungen sind alle außerordentlich lebendig, fast sind sie dramatisch. Dabei ist er von einer ganz originellen und fast lakonischen Kürze in seiner Darstellung. Es kommt mir bei seiner Lecture immer vor, als sehe ich einen Menschen Runen in ein Holz schneiden.



XV. Grevensveng, Gysselfeldt und Bregentved.

Von Holsteinburg aus reiste ich an der Südküste von Seeland hin und kam in dieser Richtung zum Städtchen Nestved, von dem ich nichts Besonderes zu sagen weiß. Von da fuhr ich nach Grevensveng, einem kleinen seeländischen Landgute, dessen Gebäude und ganze Erscheinung wieder einen ganz andern Charakter trug, als die Güter, auf denen ich bisher geweilt hatte.

Das Schloß, das ich verließ, war der Hauptsache nach so gebaut: Ein großes zweietagiges Hauptgebäude stand, von einem Burggraben umgeben, von allen übrigen Gebäuden isolirt. Der Graben war erst ganz kürzlich zugeworfen, um ihn zu Gartenanlagen zu benutzen. Die Wirthschaftsgebäude lagen von dem Schlosse getrennt.

Das Haus, in das ich nun einkehrte, war nur einstöckig. Die Wirthschaftsgebäude waren mit in seinen Complex gezogen und lagen mit ihm an demselben sehr weiten Hofe, zu dem mich eine große Pforte hineinführte. Das Wohngebäude selbst umfing mit seinen drei Flügeln

noch einen besondern engern Theil des großen Gehöftes, von dem es übrigens nicht abgeschlossen war. Dieser innere kleinere Hof war von alten Bäumen beschattet und von außen her zogen sich ein Garten und ein Buchenhain traulich zum Hause heran, so daß man nur einen Schritt aus den Zimmern zu machen brauchte, um mitten drin zu sein.

Gewiß hatte ich hier eine der ältesten Formen vor mir, in welchen sich die Sitze der Landedelleute der dänischen Inseln ausgebildet haben. Alles war ländlich, wirthschaftlich und in innigem Zusammenhange mit der Natur. Es hatte etwas Pastoratartiges, und sah ungefähr so aus, wie ein veredelter und geschmückter dänischer Bauernhof. Vermuthlich wohnten wol so die ältesten dänischen Edelleute, die noch keine Grafen- und Baronentitel kannten, die noch keine Schlösser baueten, die auch keine Hofesleute besaßen und nur als eine höhere Klasse von Landleuten unter den übrigen Landleuten wohnten.

Ich besuchte hier einen Herrn, der wol auch noch diesem alten einfachen Sinne des Adels huldigte, da er hier in diesem ländlichen Gaarde mit seiner Familie seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, obwol es ihm seiner Stellung in der Welt nach leicht gewesen wäre, auch stolzere Schlösser zu bewohnen, deren er mehr als eines im Besitz hatte.

Ich verbrachte auch hier wieder einige Tage, die mir so nützlich als angenehm waren, da ich auf einigen Ausflügen meine Kenntniß des Landes vermehrte und auch sonst für Genüsse, die dem Gemüthe und Herzen wohl-

thun, so reichlich gesorgt war. Es ist etwas Wunderbares um das Schicksal eines Reisenden. So bunt und verschieden auch die Würfel ihm fallen, so fallen sie doch immer so, daß er den Figuren, die sie bilden, stets wieder einen neuen Reiz abgewinnen kann.

Immer tritt er in neue Kreise, die ihn immer wieder auf ganz andere Weise anregen. Ueberall findet er etwas nie zuvor Gesehenes. Wer nicht bloß Sinn für die großen Schauspiele in der Natur und für die mächtigen Bewegungen in der Politik und überhaupt in der moralischen Welt hat, wer sich auch gern für die Individuen und für ihre persönlichen Leiden und Freuden interessirt, der muß ein unerschöpfliches Behagen darin finden, so durch die Welt zu reisen, besonders so von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß, wo die Menschen Einem näher treten und sich vertraulicher erschließen. Was mich betrifft, so war ich immer schon im voraus auf jeden meiner Abende gespannt. Wen wirst du, dachte ich, kennen lernen? Wie wird die Familie zusammengesetzt sein? Wer wird mit dir als Gast erscheinen? Wird ein alter Vater, wird eine alte Mutter, werden blühende Töchter im Hause sein? Auf welche Gegenstände wird unsere Conversation verfallen? Welche Themas werden wir wol behandeln? — Und kam ich hin, so fand ich fast jede Familie anders componirt als ich dachte und als ich sie je irgendwo gefunden hatte, und es tauchten Gegenstände für die Beobachtung auf, wie sie mir noch nie zuvor erschienen waren.

Der Reisende hat ein Kaleidoskop in Händen, das

sich in denselben beständig dreht und in dem jeden Abend die Figürchen zu einem andern Bilde zusammenfallen. Die beobachtenden, kenntnißreichen, nach Kenntniß strebenden und für Alles, was Menschen angeht, begeisterten Touristen sind die wahren chevaliers errants unserer Tage. Sie ziehen bald in diese, bald in jene Stadt, bald in dieses, bald in jenes Land ein, sie durchfliegen ganz Europa, sie knüpfen bald hier, bald da freundschaftliche Verhältnisse an, wie jene abenteuernden Herren des Mittelalters. Sie pochen heute bei einer Hütte an und morgen bei einem Palaste. Sie wandern über den Rhein und Belt und heißen, obwol ihres Vaterlands im treuen Herzen eingedenk, jedes fremde Volk willkommen.

Sie haben den Wahlspruch des griechischen Philosophen: „Omnia mea mecum porto“, und verzehren ihr Brot bald in Einsamkeit, bald in Gesellschaft. Alles, sage ich, wie jene irrenden Herren. Nur fehlt ihnen meistens der treue Knappe, und statt des Schwertes führen sie die Feder, statt auf die wilden Thiere machen sie Jagd auf Ideen. Ihre Abenteuer sind friedlicher und unblutiger Natur und spielen sich alle beim Theetische, bei Conversation, im Postwagen, im Dampfschiffe ab. Nichts desto weniger aber sind es doch echt poetische Abenteuer, und es ist ein wahrer Genuß, sich dem Hauche dieser Aventure, wie eine Feder im Winde, zu überlassen. Man findet dabei immer, ohne zu suchen.

Ja, in vieler Beziehung kann man wol sagen, ist das Leben und Treiben und Reisen eines solchen Touristen unserer Tage noch viel mannigfaltiger und

bunter, als das der alten Trobadores und Ritter. Diese kamen auf keine andere Weise aus der Stelle als mit Hülfe ihrer Rossinante, die sie den ganzen Tag über ritten, daß ihnen Rücken und Beine am Abend steif waren. Unser Tourist reitet auch zuweilen, wenn sein Weg ihn in gebirgige Landschaften führt, wo man nicht anders als mit Hülfe eines Maulesels aus der Stelle kann. Ist er des Gebirges und des Reitens satt, so läßt er sich in die Ebene hinab, wo er die Eisenwege findet, auf denen er wie auf Windesflügeln von einem Königreiche zum andern dahinschießt. Zuweilen kommt er in Länder, wo ihn die Locomotiven wieder in den Sand setzen, und wo die Wege noch Aehnlichkeit genug haben mit denen, auf welchen die Reisenden des Mittelalters schweiften.

Er steigt in den Postwagen, wenn es sich trifft, daß gerade einer abgeht, und findet da Menschen zur Rechten und Linken neben sich, deren Gesichter und Persönlichkeiten ihm völlig neu sind und von deren Existenz er noch nichts ahnete, obgleich es wol Menschen sind, die schon seit 50 Jahren und länger eben diese Gesichter und diese Persönlichkeit für den wichtigsten Gegenstand aller ihrer Gedanken und ihrer ganzen Thätigkeit hielten und sich der Täuschung überließen, daß die übrige Welt nur ihretwegen da sei.

Kommt er an einen Sund oder einen Belt, so setzt er sich in ein einsames Schiffchen und schwimmt mit einigen treuen Seelen von Fährleuten ins Weite hinaus. Zuweilen mitten in der Nacht, zuweilen am hellen Tage,

ein Mal im wogenden Sturm, dann wieder bei lächelnder See. Vielleicht kommt er zu einer schönen Insel, wo ihn ein Lord in seinem Vierspänner weiter bringen läßt, oder er macht einen armen Bauern willig, der ihm seinen Wagen und seine Pferde für Geld und gute Worte leiht und dessen Knecht ihm ein Nationallied vorsingt. Auf der andern Seite der Insel findet er vielleicht ein taktfestes Dampfschiff, und nun durschneidet er, um zu andern Ländern zu gelangen, einmal statt mit Segeltuch und Wind, mit Feuer und Eisen die tobenden Wogen.

Die alten Ritter des Mittelalters hatten Jahrhunderte hindurch fast nichts als Wildnisse und Schlösser, als Kampf und Liebe. Die Wildnisse waren regelmäßig voll von Drachen, und auf den Schlössern hausten überall reizende Damen, die alle so gleichmäßig schön und bezaubernd waren, daß man dieses Zaubers wol bald gewohnt werden mußte. Der Tourist unserer Tage hat auch in dieser Beziehung weit mehr Abwechselung. Der Wildnisse gibt es zwar immer noch so viel, daß es ihm fast in keinem Lande, selbst in dem civilisirtesten nicht daran fehlt. Zwischendurch aber findet er den reizendsten Anbau, der jetzt selbst die nördlichsten und entlegensten Länder schmückt, indem er ihre einförmige Wildniß unterbricht. Auch Schlösser gibt es noch genug, doch sind es nicht lauter rauhe Steinnester mit Schießscharten und Zugbrücken versehen. Jedes Jahrhundert vielmehr deponirte seine eigenthümliche Klasse von Schlössern, die alle in Bauart und Ansehen verschieden sind, und alle diese mannigfaltigen Schlösser bieten sich unserm Touri-

sten der Reihe nach in der buntesten Mannigfaltigkeit und er wohnt nun heute in einem, aus dem ihn der Geist des 15. oder 16. Jahrhunderts anweht, morgen in einem, das zu Ludwig des Großen Zeiten geformt wurde, und dann wieder in einem, das ein Geschöpf dieser letzten vernünftigen Tage ist. Dazu aber hatte er die mannigfaltigste Abwechselung von Dörfern und Städten, von Villen, von Wohnungen für alle Zustände und Stufen des Reichthums. Kommt er in eine volkreiche Stadt, so zeigen sich ihm die Menschen aus allen Weltgegenden in einer Fülle der Entwickelung und in einer Menge von Zuständen, wie sie nur die neuere Zeit erzeugte und wie sie zuvor nicht gekannt waren.

In diesen großen Städten hört er das Brausen des Weltverkehrs und den Wiederhall der Töne und Stimmen aus allen Landen des Globus. Die Menschen, die ihm da erscheinen, sind nur einzelne Beeren an einem immens großen Gewächse. Die Individuen verschwinden als Tropfen in der Masse. Er hört nur von allgemeinen Interessen, von Tendenzen, von Parteien und Klassen. Geht er aus der Residenz wieder aufs Land und fährt von Haus zu Haus und fliegt von Nest zu Nest, so thut sich ihm wieder das Individuum auf, und er sieht, wie wichtig, wie bedeutungsvoll jedes einzelne Wesen ist, wie jeder noch seine eigenen Klagen und Triumphe hat, die mit denen des Ganzen, des Staates und Volkes nichts zu thun haben. Da tritt denn das Reinmenschliche hervor, das getrennt ist von aller Zeitfärbung, da zeigen sich Empfindungen und Leiden und Freuden, die

so alt sind wie die Welt und die nichts zu thun haben mit dem ungeduldigen Treiben des Tages und mit den vorübergehenden Plagen der Zeit.

Hier trifft er eine huldreiche Schloßbesitzerin, die aus der Ferne kam und die, in der Fremde weilend, das verlorene Heimathland betrauert. Als Fremder, der von denselben Empfindungen bewegt wird, schließt er sich an sie, und es besteht von Anfang herein ein geheimer Bund zwischen ihnen. Er geht dabei mit seinen Gedanken bis zu Iphigenie zurück, die an der taurischen Küste das Land der Griechen mit der Seele suchte. Dort findet er einen einsam wohnenden Schloßherrn, dem Jugend und Schönheit im Angesichte blühen. Er hat erst soeben die reichen Besitzungen von seinem Vater geerbt. Des großen Schlosses Räume sind noch leer. Nur die treue Mutter steht ihm zur Seite und gibt ihm Rath und leitet seine Wirthschaft, bis der Sohn eine unter den blühenden Töchtern des Landes gewählt, die schüchtern zu ihm und zu seinem stolzen Schlosse aufblicken, und die im Herzen denken, wie schön müßte es sein, dort die waltende Herrin zu werden. Er wünscht dem jungen Herrn Lebewohl und gibt ihm seinen Segen zu einer glücklichen Wahl. Der folgende Tag erschließt ihm einen andern Kreis, in dem alles vollzählig ist, ein alter Vater, eine traute Mutter, verheirathete Söhne, Schwiegertöchter, kleine Kinder und reizende Enkelinnen. Er darf sich eine Zeit lang als ein Mitglied des Kreises denken und fühlen. Er reißt sich am folgenden Tage trauernd los. Doch steht ihm, dem treulosen Freunde, schon tröstend

der Gedanke zur Seite, der Abend werde ihn wieder in eine neue Gesellschaft, auf andere Weise liebenswerther, auf andere Weise interessanter Menschen führen.

Grevensveng liegt am Fuße einer merkwürdigen kleinen Hügelkette, die sich wie ein Festungswall plötzlich mitten in der Ebene des südlichen Seeland erhebt und wenige Meilen lang von Osten nach Westen vom Städtchen Nestved nach Fladsoe streicht. Dieser Damm besteht aus einer Menge kleiner ziemlich steiler und zum Theil äußerst regelmäßig gestalteter Kegel von etwa 100—150 Fuß Höhe. Auf beiden Seiten der Kette, die durchweg am Fuße nur 400—500 Fuß breit ist, ist völlig flaches Land weit und breit, und es schien mir, als stiegen die Kegel von beiden Seiten unter ziemlich gleichen Winkeln auf. Auch ging die Kette ohne alle Verzweigung in einer Linie fort.

Die Hügel bestehen von oben bis unten aus lauter Sand und Steingerölle, und kurz das Ganze sieht frappant so aus, als hätte ein Riese einen großen Sack voll Sand und Steinen auf dem Rücken getragen, und hätte, weiter schreitend dessen Inhalt hinter sich verschüttet. Daher das Volk umher sich auch folgende Entstehungsgeschichte der Hügelkette ausgesonnen hat:

Es habe, erzählt man, ein Riese (ein Trold) in Fladsoe und ein anderer in Nestved gewohnt, und jener habe auf diesen gezürnt. Um ihm und seinen Leuten in Nestved einen großen Schaden zuzufügen, habe er am Meeresstrande einen großen Sack mit Steinen und Sand gefüllt, um Nestved darunter zu begraben. Allein

der Trold von Nestved habe die Sache gemerkt und zu rechter Zeit ein Loch in den Sack prakticirt, woraus dann der Fladsoer allen Sand unterwegs verloren. Er habe dies erst, als er bei Nestved angekommen, entdeckt und darauf im Zorne den letzten Rest Sand mitten in die Stadt hineingeschleudert, wo denn nun auch jetzt noch ein einzelner, von den übrigen isolirter Hügel liegt.

Ich führe diese Sage an, weil man daraus die Beschaffenheit der in Frage stehenden Hügel näher erkennen wird. Sie sehen hier mitten in den flachen Wiesen in der That wie Hexenwerk aus, denn man fragt vergebens, wie sie entstanden sein mögen. Von unten durch vulkanische Kräfte sind sie nicht gehoben, das ist gewiß, weil sie aus Geröll bestehen. Von oben her aus dem Wasser herabgeschlagen sind sie auch nicht, dagegen spricht ihre Form. Man könnte denken, es wären Dünen und man habe hier ein altes Meeresufer vor sich. Allein auch bei dieser Annahme könnte man zweifeln und fragen, wie es denn komme, daß diese Dünenreihe bei solcher Höhe so kurz sei? Auch bestehen diese Berge nicht sowol aus feinem Sande, wie dies bei vom Winde und äußersten Wellenspitzen aufgehäuften Dünen sich immer findet und fast nothwendig ist, sondern bis zur Spitze aus grobem dicken, mit Sand untermischten Steingeröll.

Auch ist es auffallend, daß das Land zu beiden Seiten dieser vorgeblichen Dünen so ganz und gar gleich hoch und gleich beschaffen ist. Das Meer pflegt doch in der Regel nur da eine Grenze zu machen, wo von Haus aus

schon ein ursprünglicher Abschnitt ist. Endlich haben auch die Dünen immer eine schroffe und eine minder steile Seite, welches sich hier nicht zeigt. Kurz, ich kann mir die Sache nicht erklären und erfreute mich an der Sage des Volkes, die, wenn sie wahr wäre, Alles erklärte.

Wir machten eine kleine Fußpartie über diese Hügelkette hin und besahen uns unterwegs die kleinen Dörfer am Fuße derselben. Es war ein furchtbarer Sturm, so daß wir uns kaum auf den kahlen Hügeln aufrecht erhalten konnten. Der Sturm wehte schon gestern und die Leute sagten uns, er würde auch morgen noch wehen, denn so ein Unwetter, behaupteten sie, pflege hier zu Lande drei Tage anzuhalten. Diese Sage von der dreitägigen Dauer der starken Stürme ist mir wirklich wunderbar. Denn auf den friesischen Inseln glauben die Leute auch, ein starker Nordweststurm wehe immer drei Tage. Und für die Schneestürme in den südrussischen Steppen haben sie auch das Maß von drei Tagen festgesetzt. Wie erklärt man das nun? Ist es naturhistorisch oder psychologisch zu erklären? Ist es wirklich wahr, oder bilden es sich die Menschen vielleicht wegen der großen Rolle, welche die Zahl drei überall bei ihnen spielt, ein? Die Hochzeiten der gemeinen Leute dauern auch bei erstaunlich vielen Völkern Europas drei Tage. Auch hat man meistens drei Weihnachtsfeiertage, drei Ostertage u. s. w.

In einem der kleinen Dörfer, die wir passirten, hatte sich ein Jüte angesiedelt, den man mir wieder als ein Exempel citirte. Dieser Mann war als Soldat nach

Kopenhagen gekommen. Statt dort, wie die meisten nichtjütischen Soldaten thun, seinen Sold zu verprassen und zu verspielen, hatte er seinen Soldatenstand dazu benutzt, ein kleines Capital anzusammeln, und hatte es wirklich — man denke als gemeiner Soldat — dahin gebracht, ein kleiner Capitalist zu werden. Mit einer Sparbüchse voll 100 Species, die er sich von seinem Solde und aus andern kleinen Nebenverdiensten zusammengekargt, trat er aus der Armee und siedelte sich als Tagelöhner in dem Dörfchen an. Hier lebt er nun von Kartoffeln und Buttermilch, legt Pfennig auf Pfennig bei, und hat bei seinem Herrn, der mir dies selber erzählte, schon 600—700 Thlr. auf Zinsen stehen. So etwas kann kein Seeländer ausführen.

Die Wohnungen der Leute bestanden alle aus Lehm und Stroh. Ueber den Lehm war Schilf genagelt, damit der Kalk nicht vom Lehm herunterfallen möchte. Die Giebelfelder waren alle auf die oben beschriebene Weise mit Strohbündelchen ausgestopft. Außer dem Schilf findet man noch sonst kleine Vorrichtungen an den Häusern, damit der Regen den Bäumen nicht schade. Es sind nämlich zuweilen rund um die Häuser schräge Breter befestigt, von denen der Regen abfließt.

Bei einer Rinderheerde bemerkte ich unterwegs einige Kühe ohne Hörner, und man sagte mir, daß diese Erscheinung hier nicht sehr selten sei. Es gäbe auch Stiere ohne Hörner. Und man nannte mir auch den besondern Namen, den man für solche hornlose Rinder habe. Es klang wie „Kullet" oder „Kuld". Ich habe das Wort

aber in keinem Lexikon gefunden. Es scheint, daß diese hornlosen Rinder sich in allen nördlichen Ländern finden. Die südlichsten, in denen ich sie jetzt mit Augen gesehen habe, sind Kurland, Seeland, Schottland. In einigen noch nördlichern Ländern sind sie noch häufiger.

Am Ende unseres Ausflugs wurden unsere vorgeblichen Dünen ein wenig belaubt. Es schmückte sie ein reizender kleiner Buchenhain, in dessen Mitte einige freundliche Häuser lagen. Fußpfade und Promenaden zogen sich durch den Hain hin und in der Mitte desselben in einem höchst anmuthigen Grunde befand sich eine klare Quelle, die in einem steinernen Bassin eingefaßt war und als Springbrunnen daraus hervorplätscherte. Die ganze Scene war um so lieblicher anzuschauen, da sonst rings herum die ganze Landschaft ziemlich kahl war. Mein verehrter Begleiter erzählte mir, daß hier im Frühjahr und zwar um Johanni, das Volk aus den benachbarten Gegenden zusammenkomme, theils um von dem schönen Wasser zu trinken, theils um einen kleinen Waarenmarkt in dem Haine abzuhalten und sich sonst zu erlustiren. Tanzgezelte und Waarenbutiken wurden unter den Buchenbäumen errichtet, und sie nennen dies, von dem benachbarten Dörfchen Magenstrup, den magenstruper Quellenmarkt (Kildemarket).

Ich habe später bemerkt, daß solche Quellenmärkte in den Buchenhainen in ganz Seeland und wahrscheinlich in ganz Dänemark sehr gewöhnlich sind, und man hat mir gesagt, daß sie alle um Johanni wären. Es soll sich an sie noch mancher alte Gebrauch knüpfen. Und

höchst wahrscheinlich war sonst das, was jetzt ein Markt und ein Tanz ist, ein altes religiöses Fest, den Frühlingsgöttern zu Ehren. Und noch jetzt ist die ganze Sache nicht völlig alles religiösen Glaubens oder Aberglaubens bar.

Ich sah in Dänemark mehre solche sorgfältig eingefaßte Waldquellen, bei denen die Leute an gewissen Tagen ihren Durst löschen, und einige von ihnen haben noch jetzt, ohne sonst irgend welche medicinische Qualitäten zu besitzen, als heilsame Quellen eine große Berühmtheit.

Die berühmteste von allen soll die Quelle der heiligen Helene im Norden von Seeland sein, und dorthin wallfahrten noch jetzt, indem sie einer uralten Gewohnheit folgen, die Inselbewohner von weit entlegenen Punkten her, obgleich sie längst schon sowol dem Heidenthum, als dem Katholicismus entsagt haben.

Es gibt eine Art von Gottesdienst, der allen Nationen gemeinsam ist, sie mögen Mohammedaner, Christen, Heiden oder Buddhaisten sein. Dahin gehört die Verehrung der Naturkräfte und namentlich die Heilighaltung der Quellen. In Ungarn, in Rußland, in Irland und andern Ländern und nun auch hier in Dänemark sah ich die Leute zu den Quellen pilgern.

Der Sagen von Quellen, die plötzlich hervorsprangen unter dem Haupte eines schlafenden Heiligen, oder unter den Füßen eines unschuldigen Mädchens, oder an dem Grabeshügel eines Gottgefälligen, sind in Dänemark noch jetzt so viele, daß Professor Thiele in seiner schätzbaren Sammlung dänischer Volkssagen ein eigenes Capi-

tel aus den „Quellensagen“ (Kildesager) gemacht hat. Ueberall ist der St. Hansdag (Johanni) der Tag, an welchem man zu ihnen wallfahrtet. Die Hauptquellen von Seeland finden sich in der Nähe der alten Königsresidenz „Roeskilda“ (d. h. Roes-Quelle), die ich später besuchte.

Ich befand mich jetzt in der Nähe einiger der berühmtesten Landsitze in Dänemark, von denen der eine als von dem lieblichsten dänischen Park umgeben, der andere als eines der ausgezeichnetsten Schlösser alten Styls, und der dritte als ein ehemaliges Kloster und durch seine merkwürdige Gemäldesammlung bekannt ist. Jenes ist Bregentved, die Residenz der Grafschaft gleiches Namens, die einer Branche der gräflich Moltkeschen Familie gehört, das zweite ist Gysselfeldt, das Stammschloß der Grafen Danneskiold, und das dritte Gaunoe, die Residenz der Lehnbarone gleiches Namens. Jene beiden lagen im Nordosten, dieses im Südwesten meines derzeitigen Aufenthalts.

An einem wunderschönen, lieblichen, milden und heitern Octobertage machten wir uns zuerst nach Nordosten auf die Reise. Vier rasche Pferde flogen mit uns in wenigen Stunden durch die Fläche, in der wir wohnten, und wir gelangten bald zu dem Buchenwalde, in dessen Mitte Gysselfeldt mit seinen Gärten und reizenden Umgebungen liegt.

Wir stiegen in dem Buchenhaine aus und legten nun den Rest unseres Weges zu Fuße zurück, in einer von denjenigen reizenden Gegenden, die dem Dänen,

wenn er in der Ferne und Fremde daran zurückdenkt, das Herz rühren, und die ihn zu den vielen hübschen Buchenhain-Liedern, die es in seiner Literatur gibt, begeistern. Der Boden war hügelig, Thal und Berg mit luftigen, hellen, graziösen Buchenhainen ausgefüllt. Kleine Waldungen schlängelten sich hinauf und hinab. Das Licht fiel in so hellen Strahlen zwischen den Bäumen durch, wie dies nur bei Buchenhainen stattfindet. Die tausend Bäume wetteiferten umher in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppirungen, unser Auge zu ergötzen, als wären es eben so viele metamorphosirte Ballettänzer, die sich mit den Armen so oder so verschlungen an den Bergabhängen und an den Gründen postirt hätten.

Wenn wir irgendwo auf einen Vorsprung ins Freie hervortraten, so erschien in der Ferne mit seinen weitläufigen Baulichkeiten das alte Schloß Gysselfeldt, dessen Zinnen sich in einem daneben liegenden See spiegeln.

Auf einem der Hügel des Buchenwaldes lag die Wohnung des Försters. Wir traten ein. So etwas Reizendes habe ich selten gesehen. Das Haus zierlich, reinlich, elegant, die Bewohner freundlich, gebildet, eine liebenswürdige Familie, eine junge Mutter, ein frisches hübsches Kindlein. Vorne auf der Höhe der Bergterrasse ein wundervolles Blumenparquet, voll blühender Georginen, deren rothe Farben in dem grünlichen Lichte der Buchenlandschaft noch feuriger glühten. Weit und breit von da eine Aussicht über ein Meer von Buchenlaub. In der Entfernung einer halben Meile Weges wieder das Schloß.

Doch wozu bemühe ich mich vergebens diese Scene zu malen. Man hätte mir damals dort auf der Terrasse vor dem Forsthause im Freien die schönsten Poussins, die besten Ruysdaels vorsetzen können, ich hätte sie keines Anblicks gewürdigt. Wäre ich ein ausgezeichneter Landschaftsmaler gewesen, so hätte ich einen Mühlstein an meinen Pinsel und meine Palette gebunden und hätte beide im Meere versenkt. Wenn ich mich der schönen Natur selber gegenüberstellte, so begriff ich nie, wie die Maler noch die Kühnheit haben können, zu malen. Die Armen müssen wirklich in freier Natur unendliche Qualen dulden.

Ihre Produkte sind nur verhältnißmäßig schön, im Verhältniß zu dem Einen malt der Eine vortrefflich und der Andre noch vortrefflicher. Und wenn man sagt: Es ist ein wundervolles Gemälde, so meint man nur viel wundervoller als das vieler anderer Maler. Gegen die Natur ist es Alles nichts als Kleckserei. Sollte ich es einmal versuchen, einen Ruysdael oder einen Poussin mit in den Wald oder auf einen Berggipfel hinauszunehmen, meine Begeisterung würde sofort für ihn schwinden und ich würde ihn bei Seite legen. Sehr wohlbedacht hängt man daher auch die Gemälde nur zwischen steinerne Mauern in den Städten auf, wo man nichts von der Natur sieht. Nur in ummauerten Sälen sind die Gemälde erträglich. Auch als Schriftsteller würde ich es nicht wagen der großen freien Natur und Wirklichkeit selber gegenüber zu malen, und z. B. über ein Land oder ein Volk etwas an Ort und Stelle zu schreiben und zu vollenden. Die Größe und Mannigfaltigkeit des Gegenstandes würde mich er-

drücken und verwirren. Ich muß mich dazu erst aus dem Lande weit wegflüchten, an einen einsamen entlegenen Ort begeben, dann beruhige ich mich und meine Studien scheinen mir dann erträglich.

Von der lieblichen Försterei gingen wir wieder durch den Buchenhain weiter. Ich erinnerte mich, daß auch bei uns bei Dresden ein halbes Dutzend Buchen zusammenstehen, die wir sehr poetisch „die heiligen Hallen" nennen. Die Leute in Sachsenland schwärmen in diesen heiligen Hallen. Ein paar Dänen, die sie gesehen hatten und die ich darüber sprach, lachten darüber. Beides ist sehr natürlich. Die Sachsen haben dafür ihre Obstbäume und Kirschbäume. Aber hier hatten wir ein paar Stunden Weges lauter heilige Hallen.

Mir erschienen sie um so werther, da ich wohl wußte, daß die Gedanken und Erinnerungen einiger von mir hochverehrten Personen mit diesem oder jenem Baume, mit diesem oder jenem Platze besonders innig verknüpft waren. Es ist schon ein großer Vorzug für den Reisenden, den selber kein anderes Herzensinteresse an die Gegenden knüpft, als das, was er für alle Menschen im Busen trägt, wenn er diesen oder jenen kennt und schätzt, der in der Ferne weilt und dessen Jugend und Kindheit er mit diesen Plätzen und Bäumen in Beziehung weiß.

Der Buchenwald zeigte immer mehr lichte Stellen, die Wege wurden kunstvoller und wir sahen uns am Ende allmälig in die hübschesten Parkanlagen verfangen, in deren Mitten wir den edeln Schloßbesitzer fanden, der uns weiterführte von einer Augenweide zur andern. Es waren

mehre kleine Wasserbassins in der Tiefe des Beckens, an dessen Abhange sich die Parkanlagen herumzogen. Eine Abwechselung von Wasser, von Inseln, von Baumgruppen und Buschklumps, von breiten und schmalen Wegen, wie ich sie selten — in dem Augenblick, wo ich das Alles genoß, glaubte ich, nie — schöner sah.

Wir genossen hier wieder so völlig durchgereifte Feigen und so vortreffliche Trauben, beide im Freien gewachsen, wie ich sie sonst in der Vollkommenheit nur in England fand. — Auf den größten Gütern fand ich diese Früchte hier allenthalben. Ich glaube, einen Süddeutschen würde dies noch mehr überrascht haben als mich. Denn es ist ein wunderlicher Fehler, in den alle Südländer verfallen, daß sie den Anfang des Nordens immer schon viel zu nahe bei ihrer Heimath setzen. Die Nordländer verfallen in den umgekehrten Fehler und setzen den Anfang des Südens ebenfalls schon wenigstens um 10 oder 20 Grad zu früh bei ihrem Hause.

So haben denn namentlich auch die dänischen Inseln ein doppeltes Schicksal. Weil sie so weit nach Norden hinaufliegen, so denken die Wiener, die Ungarn, es müsse hier alles in Pelzen gehen und auf dem Lande wachse nichts als unter der Last von Schnee erliegende Tannenbäume. Kommen sie aber hierher und sehen die Weinstöcke, die Laubbäume, die Buchen, die zahmen Kastanien (auf der Insel Thorseng bei Fünen gibt es ganze Alleen von zahmen Kastanien, und die Insel führt sogar als Handelswaare diese Früchte aus) und speisen dänische Feigen und Weintrauben; so rufen sie voll Verwunderung aus:

„Wie schön ist doch dieses Land! C'est tout comme chez nous!“

Umgekehrt aber hört nun ein Grönländer oder Isländer in einem Buche von den seeländischen Weintrauben und Feigen, von den Buchen und Kastanien erzählen, so denkt er sich ganz etwas Wunderbares dabei und sein Gemüth eröffnet sich der Insel Seeland sehnend, wie das unsrige dem Lande Italien. Trifft sichs aber, daß er gerade in einem Nordweststurme hier ankommt, sieht er, wie der Himmel hier auch so finster grau aussehen kann, wie es sechs Monate hindurch schauert, weht und kältet, wie es auch hier Büsche gibt wie in Grönland und wie die Bäume wenigstens drei Mal minder majestätisch sind, als er sie sich in seiner Phantasie gedacht hat — läuft er einmal zu einem der Thore von Kopenhagen aufs Land hinaus, um sich reife Feigen und Weintrauben von den Bäumen zu pflücken, und findet er keine, so spricht er dann endlich, indem er auf diese Weise eine seiner grönländischen Illusionen nach der andern in nichts verschwinden sieht, wie die Ungarn: „Das ist Alles à peu près tout comme chez nous“.

Daß die Grön- und Isländer, die Bewohner der Färoer-, der Shetlandsinseln, Norwegens und Schwedens sich unter Seeland eine Art von Paradies denken, greife ich nicht aus der Luft, sondern es ist dies ein Factum, was sich sowol jetzt noch bestätigt, als auch für die frühern Zeiten vielfach nachweisen läßt. In den alten norwegischen und isländischen Sagen ist Seeland ein häufig erwähntes und immer gepriesenes Land. Und natürlich ist

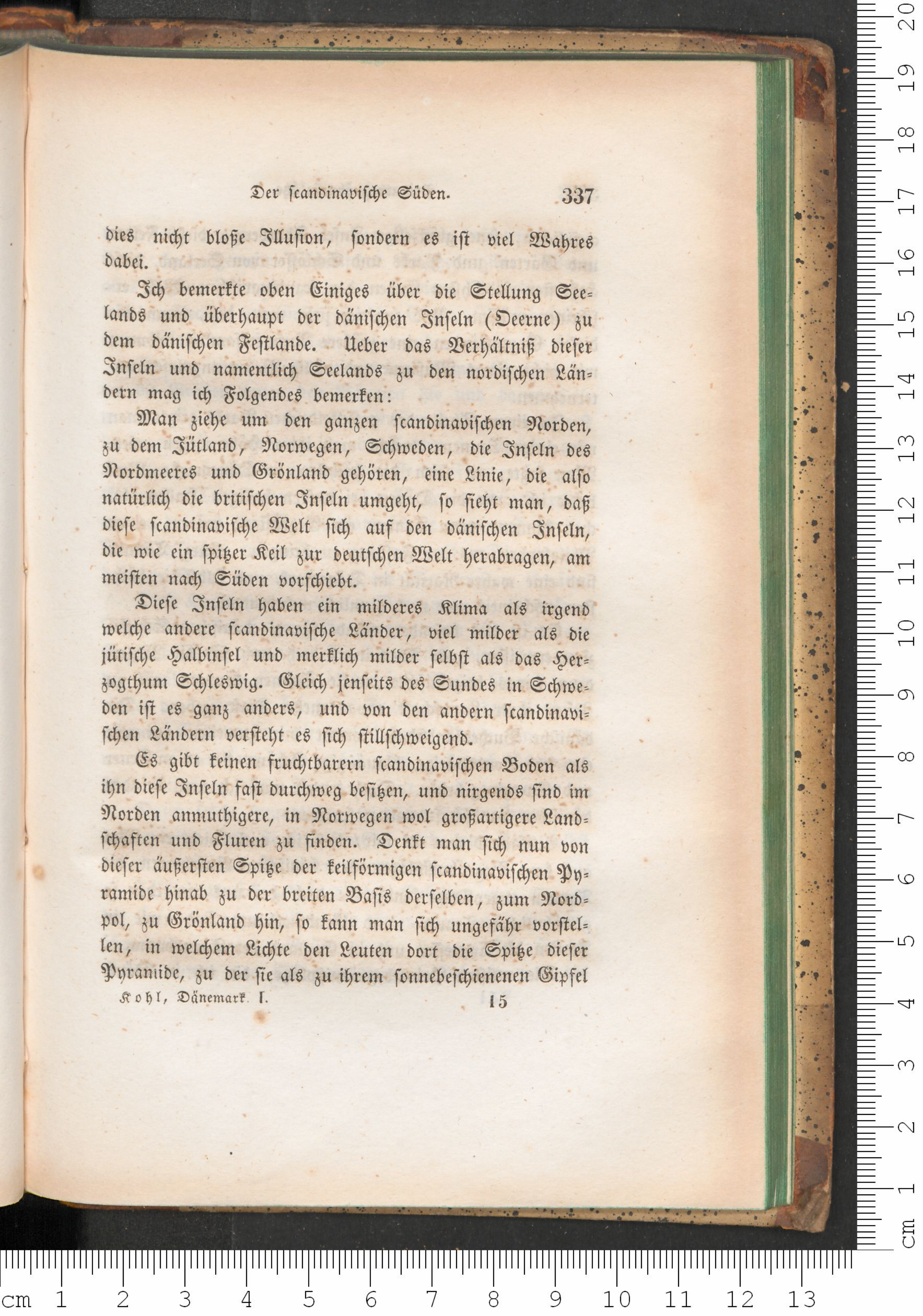
dies nicht bloße Illusion, sondern es ist viel Wahres dabei.

Ich bemerkte oben Einiges über die Stellung Seelands und überhaupt der dänischen Inseln (Oeerne) zu dem dänischen Festlande. Ueber das Verhältniß dieser Inseln und namentlich Seelands zu den nordischen Ländern mag ich Folgendes bemerken:

Man ziehe um den ganzen scandinavischen Norden, zu dem Jütland, Norwegen, Schweden, die Inseln des Nordmeeres und Grönland gehören, eine Linie, die also natürlich die britischen Inseln umgeht, so sieht man, daß diese scandinavische Welt sich auf den dänischen Inseln, die wie ein spitzer Keil zur deutschen Welt herabragen, am meisten nach Süden vorschiebt.

Diese Inseln haben ein milderes Klima als irgend welche andere scandinavische Länder, viel milder als die jütische Halbinsel und merklich milder selbst als das Herzogthum Schleswig. Gleich jenseits des Sundes in Schweden ist es ganz anders, und von den andern scandinavischen Ländern versteht es sich stillschweigend.

Es gibt keinen fruchtbarern scandinavischen Boden als ihn diese Inseln fast durchweg besitzen, und nirgends sind im Norden anmuthigere, in Norwegen wol großartigere Landschaften und Fluren zu finden. Denkt man sich nun von dieser äußersten Spitze der keilförmigen scandinavischen Pyramide hinab zu der breiten Basis derselben, zum Nordpol, zu Grönland hin, so kann man sich ungefähr vorstellen, in welchem Lichte den Leuten dort die Spitze dieser Pyramide, zu der sie als zu ihrem sonnebeschienenen Gipfel



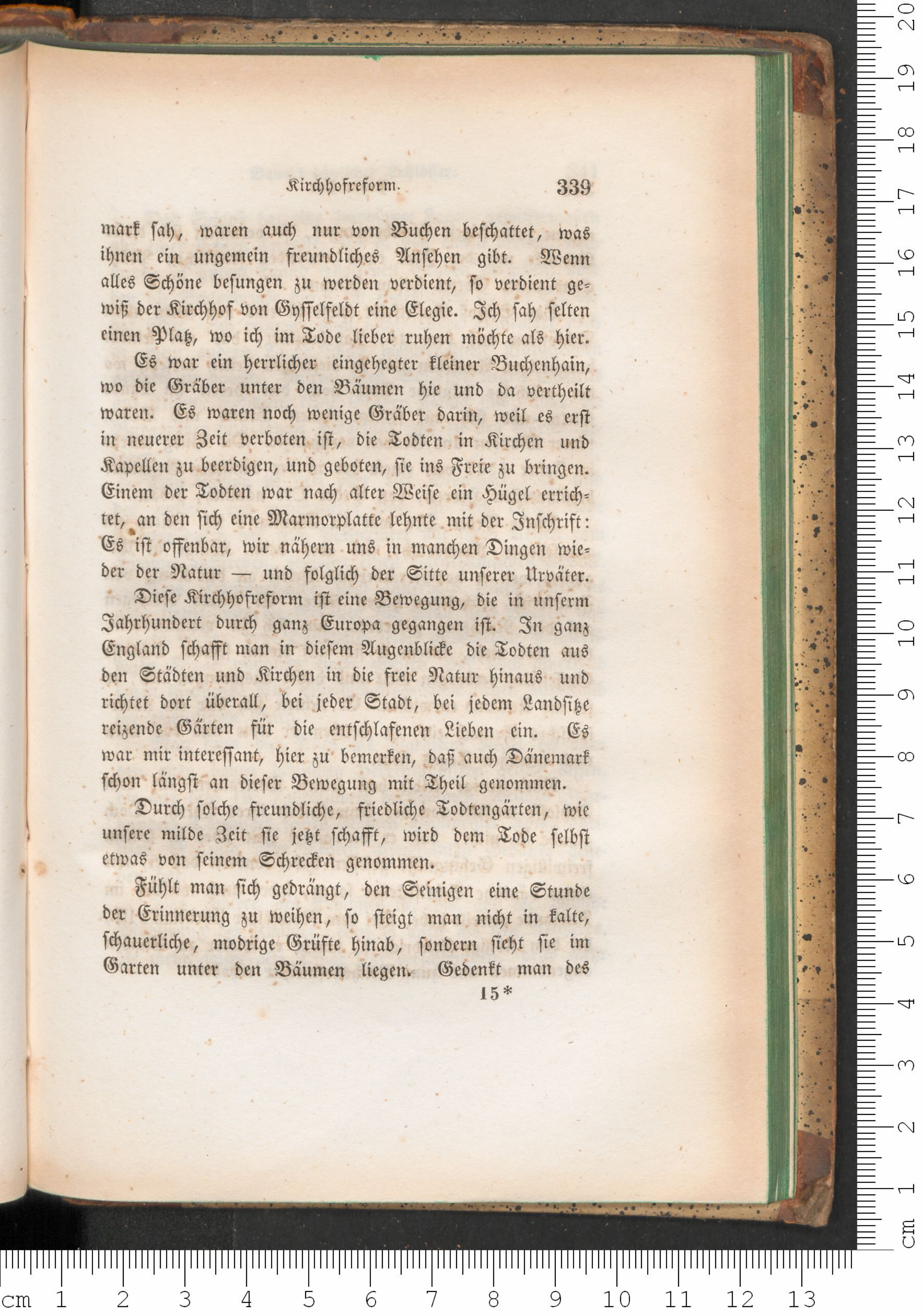
aufblicken, jene glückselige Insel Thorseng, diese Felder und Gärten, und Parks und Schlösser von Seeland, diese äußersten südlichsten Enden der scandinavischen Welt erscheinen müssen. Und zugleich sieht man, daß, wenn wir diesen Gegenständen eine größere Aufmerksamkeit widmen, wir nicht etwas Müßiges und völlig Bedeutungsloses unternehmen.

In einem Theile des gysselfeldtschen Parks zeigte man mir einige Tannen, welche man ihrer Höhe wegen pries. Man sagte, es seien die höchsten in Dänemark. Nun hätte ich, wie die Dänen bei unsern heiligen Hallen, lachen können, wenn Tannen ein Gegenstand wären, einen Philosophen aus der Fassung zu bringen. Kurz, Tannen sind eine wahre Rarität in Dänemark, und selbst die höchsten erscheinen uns noch ziemlich unbedeutend.

Es ist dies besonders schade für die dänischen Schiffszimmermeister, zum Theil indeß doch auch für die Maler, denn etwas beigemischte dunkle Tannen könnten wol zu Zeiten ihrer Landschaft etwas mehr Kraft geben. Die dänische Buchenlandschaft kommt mir zuweilen vor wie eine sehr blondhaarige, blauäugige Schöne, der es an Feuer und Energie gebricht. Doch davon muß ich noch bei den dänischen Landschaftsmalern sprechen.

Auffallend war es mir, daß ich auch nicht ein Mal auf den Begräbnißplätzen der dänischen Gutsherren die Tannen angepflanzt fand, die doch bei uns ein eben so gewöhnlicher Trauer- und Grabmalbaum sind, wie in Italien die Cypressen und in England der Taxusbaum.

Die meisten Privatbegräbnißplätze, die ich in Däne-



mark sah, waren auch nur von Buchen beschattet, was ihnen ein ungemein freundliches Ansehen gibt. Wenn alles Schöne besungen zu werden verdient, so verdient gewiß der Kirchhof von Gysselfeldt eine Elegie. Ich sah selten einen Platz, wo ich im Tode lieber ruhen möchte als hier.

Es war ein herrlicher eingehegter kleiner Buchenhain, wo die Gräber unter den Bäumen hie und da vertheilt waren. Es waren noch wenige Gräber darin, weil es erst in neuerer Zeit verboten ist, die Todten in Kirchen und Kapellen zu beerdigen, und geboten, sie ins Freie zu bringen. Einem der Todten war nach alter Weise ein Hügel errichtet, an den sich eine Marmorplatte lehnte mit der Inschrift: Es ist offenbar, wir nähern uns in manchen Dingen wieder der Natur — und folglich der Sitte unserer Urväter.

Diese Kirchhofreform ist eine Bewegung, die in unserm Jahrhundert durch ganz Europa gegangen ist. In ganz England schafft man in diesem Augenblicke die Todten aus den Städten und Kirchen in die freie Natur hinaus und richtet dort überall, bei jeder Stadt, bei jedem Landsitze reizende Gärten für die entschlafenen Lieben ein. Es war mir interessant, hier zu bemerken, daß auch Dänemark schon längst an dieser Bewegung mit Theil genommen.

Durch solche freundliche, friedliche Todtengärten, wie unsere milde Zeit sie jetzt schafft, wird dem Tode selbst etwas von seinem Schrecken genommen.

Fühlt man sich gedrängt, den Seinigen eine Stunde der Erinnerung zu weihen, so steigt man nicht in kalte, schauerliche, modrige Grüfte hinab, sondern sieht sie im Garten unter den Bäumen liegen. Gedenkt man des

eignen zukünftigen Hinüberganges, so vermischt sich dieser Gedanke mit der Idee eines reizenden friedlichen Plätzchens unter Gottes freiem Himmel.

Das Schloß Gysselfeldt selbst ist eins von jenen alten Schlössern aus dem 16. Jahrhundert, das mit seinem burgartigen Aussehen uns in diejenigen Zeiten versetzt, wo der mächtige dänische Adel noch den Herrn im Lande spielte und sich auf seinem eignen Grund und Boden hinter Mauern und Gräben verschanzte. Die Burg wurde im Jahre 1547 von einem der in der dänischen Geschichte berühmtesten Herren, von Peder Oxe nämlich, gebaut.

Dieser Peder Oxe war zu Christian's III. Zeiten ein angesehener Reichsrath, fiel aber beim Könige in Ungnade, weil er hochverrätherische Briefe an den König von Frankreich geschrieben haben sollte. Er wurde deswegen auf den Reichstag gefordert, um sich zu verantworten, kam aber nicht, indem er sich auf diesem seinem Schlosse Gysselfeldt verborgen hielt und dabei aussprengen ließ, er sei ins Ausland entwichen. Er richtete sich hier ein unterirdisches Gemach ein, in welchem er lebte und das man noch heutigen Tages sieht.

Nur wenige selbst von seinen Vertrauten auf dem Schlosse wußten von der Anwesenheit ihres Herrn. Doch glaube ich nicht, daß er die ganze Zeit über in seinem freiwilligen Gefängnisse gesessen habe, sondern daß er, wie einige dänische Schriftsteller sagen, indeß auch wirklich im Auslande geweilt habe. Bei dem Nachfolger Christian's III., bei dem Könige Friedrich II, wurde er wieder zu Gnaden angenommen und zum Reichshofmeister erhoben.

Das Schloß hat eine imposante Lage, gewissermaßen auf einer breiten Terrasse. Es ist von einem breiten, noch immer in gutem Stand erhaltenen Graben umgeben, über den die Schloßbrücke durch ein enges Thor in den Schloßhof führt. Ich erinnere mich nicht, außer Dänemark noch in einem andern Lande solche wohlerhaltene Burggräben gesehen zu haben. Unsere alten Schlösser liegen meistens auf Felsen, wo denn keine Gräben nöthig sind, oder die Burggräben sind längst ausgefüllt und zu den Gärten gezogen.

Das Schloß ist drei oder vier Stockwerk hoch und der innere, eng ummauerte Hof, in dem einige hohe Bäume durch das feste Mauerwerk mit ihren Aesten zum Himmel aufstreben, gewährt einen eigenthümlichen Anblick.

Das Hauptgebäude liegt innerhalb seines Grabens ganz isolirt, nur die Gebäude für Stall und Wagen und andere solche, dem Haushalte selbst unmittelbar nothwendigen Dinge umfassen einen zweiten Hof noch innerhalb jenes Grabens. Alle Wirthschaftsgebäude liegen außerhalb der eigentlichen Burg.

Man kann dies Alles als allgemeine Regel bei allen den alten hohen dänischen Herrenschlössern gelten lassen, die aus dem 16. Jahrhundert herstammen, welches Jahrhundert Dänemark seinen größten Baumeister König Christian IV. und seine meisten interessanten Gebäude gegeben hat.

Das Innere des Schlosses ist, bis auf die hübsche Möblirung der Zimmer, eben so antik als sein Aeußeres. Je mehr solche alte Dinge jetzt verschwinden, desto mehr

Interesse findet man daran, auf solchen eichenen Treppen, auf solchen soliden steinernen Corridoren, die noch auf die Tritte von eisernen Ritterschuhen berechnet zu sein scheinen, herumzuspazieren.

Oben unter dem Dache des Schlosses läuft noch rund herum die wohlerhaltene Vorrichtung, die man ehemals dort zum Zweck der Vertheidigung bei einer etwaigen Belagerung gemacht hatte. Es sind daselbst lange Gänge, welche sie hier in dänischen Schlössern „die Wächtergänge" nennen. Von diesen Gängen gehen die Schießscharten ins Freie hinaus, und zwischen je zwei Schießscharten ist noch ein anderes Loch zum Ausgießen heißen Wassers, Oels oder Pechs oder zum Hinauswerfen von Steinen.

Die Schießlöcher gehen natürlich schräg hinaus, weil sie darauf berechnet waren, den Feind in einer gewissen Entfernung zu treffen. Die Mündungen der Gießlöcher aber gehen senkrecht an der Wand des Schlosses herunter, weil sie dann wirken sollten, wenn der Feind schon die Schloßgräben überstiegen hatte und nahe an den Mauern arbeitete. Diese kriegerischen Vorrichtungen sind rund herum so solide und mühevoll aus Stein gearbeitet, daß man wol eine ernstliche Absicht dabei voraussetzen mußte, und bilden jetzt zu der friedlichen Bewohnung und der lachenden Umgebung des Schlosses, wie Licht zu Schatten, einen hübschen Contrast.

Nachdem man die Reisenden ein wenig erquickt, lud man sie ein, noch vor Tisch einen Ausflug nach dem eine Stunde entfernten gräflich Moltke'schen Sitze Bregentved

zu machen. Der Weg dahin führte uns zwischen zwei kleinen Seen hindurch, die dicht nebeneinander liegen und durch einen nicht sehr breiten Rücken voneinander getrennt sind. Von diesen Seen erzählt man, daß sie außerordentlich tief seien. Sie sollen früher salziges Meerwasser gehabt haben. Auch soll man Bernstein darin gefunden haben, und noch jetzt eine Art den Häringen ähnliche Fische fangen, welche sonst nur im Meere an der schwedischen Küste gefangen werden. Sollte vielleicht das Meer einst bis hierher gegangen sein?

Das Schloß Bregentved mit seinen weitläufigen Baulichkeiten war nun wieder ganz anders gebaut als alle die Landsitze, die ich bisher auf den Inseln gesehen hatte. Doch habe ich eben keine dänischen, sondern nur die Eigenthümlichkeiten daran gespürt, welche alle die Schlösser haben, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dem Muster des damals herrschenden französischen Geschmacks gebaut wurden. England, glaube ich, ist das einzige Land in Europa, wo man — wie denn die Engländer auf ihren Landsitzen fast immer originell geblieben sind — gar keinen Einfluß jenes Geschmacks in der Architektur der Häuser wahrnimmt.

Als wir auf den Hof des Schlosses, das von seinen Besitzern auf einige Tage verlassen war, kamen, erschallte das Klappern der großen Buttermaschine durch die einsamen Hofräume hindurch, und es fiel mir dabei ein, daß man solches Geklapper riesengroßer Butterfässer auch hier noch, wie in Holstein und Schleswig, zu dem regelmäßigen Ohrenfutter eines Landhauses rechnen muß.

Ich besah auch hier allenthalben, wo sich mir Gelegenheit bot, die Meiereien, weil ich mich von Holstein her dafür interessirte. Ich fand hie und da sehr bedeutende, und fast überall dabei Holsteiner oder Holsteinerinnen als Meier oder Meierinnen. Seit 10 oder 15 Jahren habe sich, sagte man mir, dieser Zweig mit Hülfe der Holsteiner sehr gehoben, und auf manchen Gütern fließe jetzt auch schon aus der Butter die Haupteinnahme der Wirthschaft. Die schleswig-holsteinsche Meierwirthschaft oder Butterfabrikation mit ihrer weitläufigen Verzweigung über die dänischen Inseln hin ist also, wie ich auch hier bestätigt fand, ein sehr blühender, noch immer im Wachsen begriffener ackerwirthschaftlicher Industriezweig.

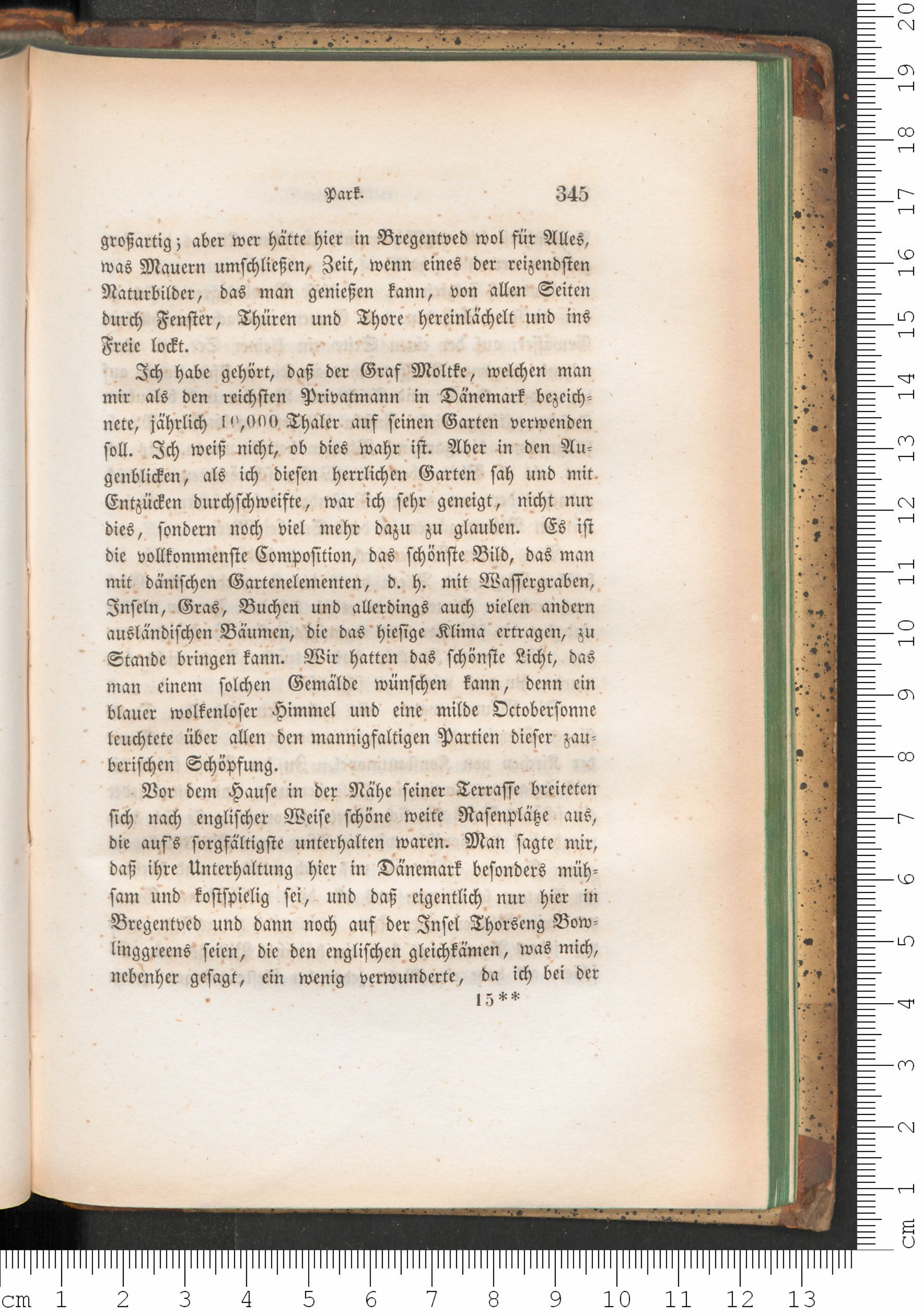
Das Schloß Bregentved selbst enthält in seinen reichen Zimmern viel Schönes, sowol an Gemälden als an andern Gegenständen; als etwas Besonderes fielen mir in den Corridors eine große Reihe von geschmückten Kisten auf, in der Art — nur eleganter — wie man sie in den Häusern der dänischen Bauern zur Aufbewahrung der Leinwand in Parade aufgestellt sieht. Auch hier hatten sie dieselbe Bestimmung. Mir gefällt es immer, wenn ich irgendwo bemerke, daß sich die Großen des Landes der Sitte des Volks in solchen Dingen anschließen, und besonders muß man dergleichen jetzt hervorheben, wo die meisten sich immer mehr von der Sitte des Volks und der Väter entfernen.

Also ich sage, das Haus enthielt wol viel Schönes und Interessantes, was ich leider nur flüchtig besehen konnte; auch die Gewächshäuser waren sehr hübsch und

großartig; aber wer hätte hier in Bregentved wol für Alles, was Mauern umschließen, Zeit, wenn eines der reizendsten Naturbilder, das man genießen kann, von allen Seiten durch Fenster, Thüren und Thore hereinlächelt und ins Freie lockt.

Ich habe gehört, daß der Graf Moltke, welchen man mir als den reichsten Privatmann in Dänemark bezeichnete, jährlich 10,000 Thaler auf seinen Garten verwenden soll. Ich weiß nicht, ob dies wahr ist. Aber in den Augenblicken, als ich diesen herrlichen Garten sah und mit Entzücken durchschweifte, war ich sehr geneigt, nicht nur dies, sondern noch viel mehr dazu zu glauben. Es ist die vollkommenste Composition, das schönste Bild, das man mit dänischen Gartenelementen, d. h. mit Wassergraben, Inseln, Gras, Buchen und allerdings auch vielen andern ausländischen Bäumen, die das hiesige Klima ertragen, zu Stande bringen kann. Wir hatten das schönste Licht, das man einem solchen Gemälde wünschen kann, denn ein blauer wolkenloser Himmel und eine milde Octobersonne leuchtete über allen den mannigfaltigen Partien dieser zauberischen Schöpfung.

Vor dem Hause in der Nähe seiner Terrasse breiteten sich nach englischer Weise schöne weite Rasenplätze aus, die auf's sorgfältigste unterhalten waren. Man sagte mir, daß ihre Unterhaltung hier in Dänemark besonders mühsam und kostspielig sei, und daß eigentlich nur hier in Bregentved und dann noch auf der Insel Thorseng Bowlinggreens seien, die den englischen gleichkämen, was mich, nebenher gesagt, ein wenig verwunderte, da ich bei der



Aehnlichkeit des englischen und dänischen Klimas das Umgekehrte vermuthet hatte.

Darnach folgten da, wo diese Bowlinggreens sich zu den tiefsten Gründen des Gartens gemach herabließen, Gewässer, auf der einen Seite ein kleiner See mit einer reizend gelegenen Wassermühle an seinem Ufer, und auf der andern Kanäle und Teiche mit Brücken und belaubten Inseln. Einige dieser Inseln bildeten regelmäßige Parallelogramme, die ganz mit Blumen bedeckt waren. Es sah aus, als ob Blumenbeete im Wasser schwömmen, und ich gedachte der von andern Reisenden beschriebenen schwimmenden Blumengärten in dem See bei Mexico.

Von diesen Wasserpartien aus schlängelten sich bebuschte Wege und Alleen durch die Hauptebene des Gartens und im Hintergrunde erhob sich das Terrain wieder und bot die schönsten und mannigfaltigsten Buchengruppen dar, über deren Kuppeln das entzückte Auge nicht satt wurde, hin und wieder zu schweifen.

Die Bäume waren alle auserlesen und ihre Dome stiegen übereinander und auseinander hervor, wie die Dome der Kirchen von Konstantinopel. Zu der Seite fielen die reich belaubten Zweige in Fülle herunter, und obwol jeder ein schönes Stück für sich bildete, so ordneten sie sich doch wunderbar harmonisch, wie die Töne eines Musikstücks, zu einem Ganzen. Wie wir uns auch wandten und drehten im Garten, so schienen uns alle diese verschiedenen Gruppen wie Glieder einer Kette ineinander zu greifen, und von jedem Punkte aus kam ein hübsches Bild heraus. Es schien, als habe ein Maler jeden der Aeste gebogen, jeden

der Zweige und jedes der Blätter gestellt, und als habe er alle Falten und Bauschungen künstlich geordnet, wie Maler wol die Falten und Bauschungen eines Gewandes und die Arme und Glieder einer Person stellen und ordnen, wenn es gilt, ein sogenanntes tableau vivant zu postiren.

Und doch war nirgends Zwang. Die Kunst erschien mit der Natur, ordnende Absicht mit dem nachlässigen Zufall in schönster Verschwisterung. So etwas schafft nur in einer langen Reihe von Jahren ein feiner, ein geschmackvoller, ein schöpferischer Geist.

Es gehört mehr Geduld und Ausdauer dazu, als zu der Ausführuug einer großen Gobelintapisserie. Und es ist, dünkt mich, mindestens eben so viel Verdienst bei einem solchen Werke, als bei der Ausführung eines schönen Gemäldes mit Farben und Pinsel. Und doch, wie kommt es, daß wir unter den Kunstgärtnern oder unter den Park- und Gartenanlegern noch keine haben, die als Raphaels, Lorrains, Ruysdaels und Hobbemas in ihrer Art anerkannt und weltberühmt sind?

Kommt es daher, weil solche Naturgemälde nur das Werk vereinter Kräfte und gewöhnlich nicht so sehr das Verdienst eines einzelnen Genies sind? Oder kommt es daher, daß die reichen Parkbesitzer, welche die Pläne dazu entwerfen, Berühmtheit verschmähen? Oder weil die Kunstgärtner, welche sie ausbilden, eine untergeordnete Stellung einnehmen? Oder ist die Sache daher zu erklären, daß solche herrliche Naturgemälde nicht transportabel sind, nicht auf den Marktplatz kommen und zu hohen Preisen von Hand in Hand gehen können, so daß sich darüber nicht

leicht ein allgemeines Urtheil unter den Menschen ausbilden kann? Oder steht etwa die ästhetische Kritik der Gärten noch gar nicht auf einer so hohen Stufe der Ausbildung, daß man hier das Geniale und das Ausgezeichnete von dem Mittelmäßigen und Gewöhnlichen so leicht unterscheiden könne, wie bei Gemälden auf Leinwand und bei Romanen?

Kurz, ich weiß es nicht, woher es kommt, daß das menschliche Genie, wie es scheint, in dieser Branche seiner Wirksamkeit noch weniger anerkannt ist als in andern, und daß die Kunstgärtner und Parkanleger Geister und Talente sind, welche noch sehr im Verborgnen blühen. Die Schöpfer des bregentvedschen Parks würde ich indeß ohne Bedenken mit den besten Landschaftsmalern in eine Klasse setzen.

In einer versteckten Gegend des Parks fanden wir ein paar kleine elegante Hütten, die von den holden Töchtern des Hauses erbaut und eingerichtet waren. Ich sah sie mit besonderm Interesse, da ich selber in meinem Leben schon so viele Hütten baute und bewohnte. Alles war anmuthig und elegant und die Wege, Büsche und Rasenplätze zogen sich auch um diese Hütten herum auf die hübscheste Weise zusammen.

Uebrigens wähne man nicht, daß auf diesen dänischen Landgütern aller Reichthum nur zu selbsteigner egoistischer Lust und Freude und zu Luxus und Wohlleben verschwendet werde. Die Besitzer dieser Gärten und Schlösser haben auch zum Frommen der Hülfsbedürftigen ihre Majorate vielfach beschwert.

So sagte man mir, daß hier die Lehnsgrafschaft Bregentved mit nicht weniger als funfzig jährlich zu bezahlenden Stipendien und Pensionen belastet sei, welche meistens zum Frommen von armen Studenten, Künstlern ꝛc. gestiftet wären.

Die Einkünfte der Gutswirthschaft auf Gysselfeldt sind sogar insgesammt an ein Fräuleinstift weggeschenkt und der Stammherr auf Gysselfeldt besitzt daselbst weiter nichts als die Wohnung im Schloß und die Herrlichkeiten, Jagd, Fischerei, Gerichtsbarkeit, Verwaltung der Einkünfte ꝛc. Freilich sind diese Stammherren noch sonst reichlich begabt, da ihnen unter andern die ganze nicht kleine Insel Samsoe im Kattegat eigenthümlich zugehört. Auch ist die älteste Tochter des Hauses immer geborne Aebtissin des Fräuleinstifts. Auch haben die Söhne des Hauses noch den besondern Vorzug, daß sie von Geburt auf den Titel „Excellenz" beigelegt erhalten, sowol der Erstgeborne, als auch die jüngern Söhne, was ich als eine kleine Curiosität anführe, da dies sonst, so viel ich weiß, bei keiner Familie mehr vorkommt, und da doch sonst fast überall das Prädikat Excellenz nicht ein Geburtstitel, sondern ein Amtstitel ist.

Vielleicht mag mit Bezugnahme auf solche mit vielen Pensionen, Legaten und Stipendien beschwerten Güter und auf die in Dänemark so viel besprochenen und so reich dotirten Fräuleinstifte und andere solche Erscheinungen ein trefflicher dänischer Schriftsteller*) von seinen Landsleuten,

*) Herr von Baggesen.

den Dänen, den Ausspruch gethan haben, „daß die Arbeitsenergie bei ihnen weit geringer sei, als die Geneigtheit, von Unterstützung zu leben.“

Das Vermögen des Staats ist eben so, wie das der Privatleute mit einer Menge von Unterstützungs-Veranstaltungen und Pensionen beschwert. Es ist vielleicht kein Staat in Europa, der verhältnißmäßig einen so großen Theil seiner Einkünfte in Pensionen und Unterstützungsgeldern verwendet, wie der dänische. Auch gibt es keine Könige in Europa, deren Schlösser in so hohem Grade mit Leuten aller Klassen angefüllt sind, welche bei ihnen um freie Wohnung und sonstige Unterstützung petitionirt haben, als der König von Dänemark. In einem einzigen, nicht einmal sehr großen Schlosse der dänischen Könige wohnen jetzt nicht weniger als sechzig Familien auf königliche Kosten, ohne dem Könige für diese Wohlthat etwas zu leisten.

Wenn dies nun von der einen Seite auf eine große Liberalität und auf einen regen Wohlthätigkeitssinn der Verleiher solcher Gaben hindeutet, so scheint allerdings doch darin auch ein Beweis für eine gewisse Lahmheit des Nationalgenius der Dänen, auf die der besagte treffliche Schriftsteller anspielte, zu liegen.

Doch ist es möglich, daß sich so etwas auch nur aus einem Mangel an Energie gewisser Klassen der Gesellschaft oder auch aus einem in der Staatsmaschine eingeschlichenen Fehler erklären lasse und daß nicht der Charakter der ganzen Nation dafür zu belasten sei.

Schon seit lange suchte und spürte ich in den dä-

nischen Parks und Buchenhainen nach der Mistel, auf die ich besonders in England aufmerksam gemacht war, wo man sie noch in einer Art von Heiligkeit hält und zuweilen sogar mit Fleiß auf den Bäumen der Parks anpflanzt.

Ich hatte sie hier in Dänemark noch nirgends gefunden, obgleich doch bekanntlich die Mistel in der nordischen Mythologie eine so bedeutende Rolle spielt. Ein Herr, welcher der Sache kundig zu sein behauptete, versicherte mich hier, daß es fast nirgends in Dänemark Misteln gäbe. Nur an zwei Stellen habe er, obwol er vielfach alle dänischen Inseln durchkreuzte, Misteln gefunden. Einige auf einem alten Apfelbaume bei Rosenkranz und andere in einem Dorfe, ich glaube, nicht weit von Kopenhagen. Auch wisse er, daß ein Professor aus Kopenhagen der Misteln bei Rosenkranz wegen eine Correspondenz mit dem Besitzer geführt und auf die Conservirung der Misteln aufmerksam gemacht und darum gebeten habe.

Diese Nachricht von der Correspondenz um ein paar Misteln war mir nicht wenig interessant, besonders in Verbindung mit den andern Maßregeln, die man zur Conservirung von Dingen, die mit dem nordischen Alterthum zusammenhängen, getroffen hat. Da übrigens der schönste nordische Gott, Baldur, durch die Mistel getödtet wurde, so läßt sich ihre jetzige fast völlige Ausrottung in Dänemark wol erklären.

Auf unserm Heimwege nach Gysselfeldt machte ich noch eine Beobachtung in Bezug auf Pflanzen und Natur, die mich in nicht geringem Grade interessirte. Anlaß dazu gab

mir die Formirung und Zurichtung einer Hecke durch Westwind. Diese Hecke war funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, bestand aus verschiedenen Gebüschen, wurzelte auf einem Knicke und bot dem Westwinde ihre ganze Seite dar. Sie war unter einem spitzen Winkel nach Osten hinübergeneigt und alle Zweige und Stämme waren in etwas schiefer Richtung nach Osten gewachsen.

Hie und da waren große Furchen in dem dichten Gezweige ausgebildet, und ich konnte diese Furchen, wenn ich vom Boden zu betrachten anfing, ganz deutlich, sowol in der Erde des Dammes, als dann weiter in dem Laube der dichten Hecke verfolgen. Hie und da verzweigten sich diese Furchen und es waren Nebengänge in den Blättern ausgegraben, wie sie im lockern Erdreich entstehen, wenn das Regenwasser darüber hinströmt. Es war hier sehr klar, wie der Westwind den ganzen Sommer über die Blätter und Schößlinge der Hecke gedrückt und sie gleichsam wie ein Gärtner unter der Scheere gehalten hatte, und es war mir wunderbar, zu sehen, wie die fließende Luft auf ein Gebüsch hier ganz eben so gewirkt hatte, wie das strömende Wasser auf den Sand.

Peder Oxe muß ein ganz origineller Mann gewesen sein, denn nicht nur hat er die Karpfen zuerst aus dem Auslande in Dänemark eingeführt, sondern auch ein Thier, was man sonst wol eher zu verabscheuen und auszurotten als sorgfältig einzuführen und zu hegen pflegt, nämlich die Unken. Er soll ihr melancholisches Geschrei so geliebt haben, daß er sie aus dem Auslande mitbrachte und in die Nähe seines Schlosses verpflanzte, um sich an ihrem Geseufze zu erlaben.

Ich begreife dies übrigens vollkommen und ich stimme dem alten Reichshofmeister gänzlich bei. Es liegt etwas ganz eigenthümlich Melancholisches und tief die Seele Erregendes in dem Geschrei der Unken.

Die Unken werden noch jetzt in Dänemark nicht anders als „Peder Oxes fröe“ (Peter Oxens Frösche) genannt und haben sonst keinen besondern Namen. Peder Oxe in Dänemark bildet also das gerade Gegenstück zu St. Patrik in Irrland, der die Kröten und Unken aus der Smaragdinsel vertrieb.

Am Abend bei Laternenschein ging ich noch in das Schloßsouterrain hinab, in welchem Peder Oxe sich auch fast wie eine Unke verborgen hielt. Wir sahen noch das Camin und den Rauchfang, den er sich hier hatte einrichten lassen und an dessen loderndem Feuer er, der Verbannte, seine einsamen Abende verfaß, und den geheimen Gang, durch den er in die obern Schloßräume hinaufsteigen konnte. Auch bewahrt man hier noch das Portrait des Mannes, das aber zu wenig sorgfältig gemacht zu sein schien, um daraus einen Schluß auf seinen Charakter ziehen zu können.

Ein recht interessantes Portrait auf Gysselfeldt ist das des jetzt regierenden Königs von Dänemark in norwegischer Uniform. Es soll das einzige Portrait dieses Königs sein, was auf die angedeutete Weise an jene Periode der Geschichte erinnert, in welcher Norwegen eine kurze Zeit unter der segensreichen Leitung dieses Herrschers stand.

Spät am Abend fuhren wir nach Hause und der schöne Anblick des nordischen Himmels, der sich heute ein-

mal mit südlicher Pracht verherrlicht hatte, versetzte uns ans andere Ende von Europa und unsere Unterhaltung auf dieser seeländischen Reise drehte sich den ganzen Abend hindurch um die Apenninen in Italien und Rom und Sicilien und Alles, was damit zusammenhängt.

Am andern Tage fuhren wir nach Gaunoe, dem besagten Schlosse mit der Portraitsammlung. Es liegt dasselbe auf einer Insel mitten in dem Fjord von Nestved. Ueber die schmale Meerenge führt eine vierhundert Ellen lange Brücke. Früher soll das Schloß ein Kloster gewesen sein und kam, wie so viele Abteien und Klöster in nordischen Landen, durch die Reformation in weltlichen Besitz.

Die Königin Margaretha, die große Semiramis des Nordens, war nichts weniger als eine Freundin der Schlösser, Burgen und Burgbewohner. Und da sie eine Menge der letztern zerstören ließ, so soll es keine oder äußerst wenige Schlösser in Dänemark geben, die nicht später gebaut wären, als nach ihrer Zeit. Eins von diesen wenigen soll Gaunoe sein.

Vielleicht war auch der Umstand, daß es ein Kloster war, bei der Erhaltung dieses alten Sitzes förderlich. Vermuthlich gehören wol in Dänemark wie in England diejenigen Landsitze, welche ehemals Klöster oder Abteien waren, zu den ältesten. Uebrigens ist das Hauptgebäude in Gaunoe so groß, so geräumig und weitläufig, daß es der Hauptsache nach wol schwerlich in eine sehr frühe Zeit zurückzulegen ist.

Die Herrschaften waren nicht zu Hause, man erwartete

sie aber in diesen Tagen aus Italien zurück, ein Umstand, der bei nordischen Herrschaften etwas sehr Gewöhnliches ist. Die Dänen gehören mit den Engländern, mit den Norddeutschen und Russen zu den wanderlustigen Nationen in Europa, ja man muß sie geradezu in die Klasse der reiselustigsten setzen. Die Völkerwanderung aus unserm Norden nach dem lachenden Süden geht eigentlich noch immer seit dem Zuge der Teutonen und Cimbern fort. Die romanischen Nationen, die Italiener und Franzosen 2c. sind die häuslichen, still am vaterländischen Boden klebenden.

Wir Germanen gleichen den Zugvögeln. Sonst zogen wir mit Sack und Pack, mit Frau und Kind nach dem Süden, um anmuthigere Wohnsitze zu erobern. Jetzt kommen nur die Reichen und Wohlhabenden unter uns, aus Schweden, England, aus Liefland, aus Dänemark zum Lichte des Südens herangeflattert.

Bei den Dänen war kaum den kriegerischen Wikinger-Zügen, bei denen sie auf kleinen Schiffen an allen Küsten der Welt plünderten und Reichthümer sammelten, Einhalt und Hemmung gethan, so fingen die friedlichen Wanderungen des Adels zu Lande an, bei denen sie das Geld des Vaterlandes im Auslande ließen, dafür aber Bildung und Geschmack und Kenntnisse heimbrachten. Und die Klage der dänischen Geschichtschreiber über das viele Reisen und Wandern ihres Adels zieht sich durch ihre ganze Geschichte hin. Die Könige suchten vergebens diese Lust der Eingebornen am Auslande zu mindern.

Keine Akademie, keine hohe Schule zu Soroe konnte

beſtehen, weil die jungen Leute immer im Auslande das ſuchten, was ſie auch im Vaterlande wol hätten finden können. Shakeſpeare muß auch wol ſchon etwas von der Leidenſchaft der Dänen für das Reiſen in Erfahrung gebracht haben, da er im Hamlet den Laertes nach Paris gehen läßt. Die jungen Freunde des Hamlet kommen aus Wittenberg herangereiſt und der Unterhaltungen über die Zuſtände in Paris und Wittenberg fallen am Hofe des Shakeſpeare'ſchen Dänenkönigs in Helſingör mehre vor.

Unter die Engländer iſt die Reiſeluſt eigentlich erſt in neuerer Zeit gekommen und ihre gebildeten Klaſſen haben an ihren Inſeln weit länger, ohne Zuſammenhang mit dem Continente, geklebt, als die Dänen, von deren Wanderluſt man zu allen Zeiten der Geſchichte vernimmt.

Das ganze Schloß Gaunoe iſt nun alſo durch die Liebhaberei, ich weiß nicht, welches ſeiner Beſitzer, in allen ſeinen Theilen mit Portraits gefüllt. Sämmtliche Säle, alle Corridors, alle Schlafkabinete und Gaſtzimmer, deren wir lange Suiten durchwanderten, ſelbſt die Wände der kleinſten Communikationstreppen in den oberſten Stockwerken ſind mit in Oel gemalten Portraits behangen. Ich ſah nie etwas Aehnliches.

In dem Hauptzimmer waren es erſtlich lauter franzöſiſche Perſonen. Könige, Königinnen, Miniſter, Autoren, Gelehrte, Maitreſſen Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. und dann eine zahlloſe Menge von berühmten und unberühmten Mitgliedern däniſcher und ſchwediſcher Familien. Natürlich fehlte es bei den auf dieſe Weiſe gezierten Zimmern nicht an mannigfaltiger Anregung und Unterhaltung.

Manche Gemälde erinnerten wirklich an das Original, das sie vorstellten, aber das meiste von dieser ungeheuern Masse von Angesichtern waren nur unglaublich schlechte Copien.

Der jetzige Besitzer, der ein sehr geschmackvoller Mann sein soll, kann sich aber dieser geschmacklosen Last nicht entledigen, weil von dem von der Portraitmanie ergriffenen Stifter dieser Sammlung jedes der Bilder mit in das Fideikommis aufgenommen ist und also nicht nur an seinem Platze hängen bleiben, sondern auch noch, so unerträglich schlecht es sein mag, wohl conservirt werden muß. Man sieht daraus, wie die Fideikommisse die Fortschritte des Geschmacks hemmen können. Freilich können sie auch, wenn sich ein geschmackvoller Mann dieses merkwürdigen Rechtsinstituts bedient, Mittel zur Consolidirung und Fixirung des Geschmacks in den Familien werden, können dem Luxus und der Geldverschwendung in Meubles, der Modesucht und andern Manien entgegenwirken.

Von dem Institute der Majorate heißt es eben auch wie von der Sonne: es scheint über Böse und Gute. Manche treffliche Gemäldegalerie, manche Bibliothek würde vielleicht längst in alle Welt zerstoben sein, wenn sie nicht in fideikommissarischen Banden gefesselt läge. Auch wird es den alten fideikommissarischen Schränken, Tischen und sonstigen Meubles nicht so leicht, den Bewegungen der Mode zu folgen und alle ihre Ausschweifungen mitzumachen.

Unter die verschiedenen menschlichen Beschäftigungen, die ich hier in Dänemark meistens von Deutschen betrieben fand, gehörte auch vor allen Dingen die Gärtnerei.

Auf den meisten Gütern, zu denen ich kam, war der Gärtner ein Deutscher. In Ungarn, in Rußland und auch in Schweden sind die Deutschen als Gärtner ebenfalls sehr verbreitet und geschätzt.

Es ist sehr natürlich, daß die Gärtner zu den nördlichen Ländern eben so, wie die Garten- und Gewächshauspflanzen selbst, aus Süden kommen. Aber wunderlich ist es doch, daß bei uns nicht wieder französische und italienische Gärtner aus Süden gekommen sind, da doch unser ganzes deutsches Vaterland mit italienischen Pflanzen (Feigen-, Orangen-, Citronenbäumen) überschwemmt ist. Und wieder als eine Ausnahme von der Regel ist es zu betrachten, daß auf den britischen Inseln die Pflanzen aus Süden und die Gärtner aus Norden kommen, da man dort überall schottische Gärtner über die Inseln verbreitet findet.

Auch die Forstleute kamen hier sonst meist aus Deutschland. Doch hat man jetzt in Kopenhagen eine inländische Forstschule und kann nun die Forstmänner von daher beziehen. Diese Forstschule war sonst in Kiel, und die Holsteiner, welche die Schule natürlich lieber in ihrem Lande behalten hätten, beklagen diese Versetzung eines ihnen wichtigen Instituts.

Es gibt mehre Unterrichts-Institute in Dänemark, die bisher an verschiedenen Punkten zerstreut waren, und die jetzt, wie es scheint, mehr und mehr in der Hauptstadt concentrirt und mit der Universität und dem ganzen Centrum des Unterrichtswesens vereinigt werden.

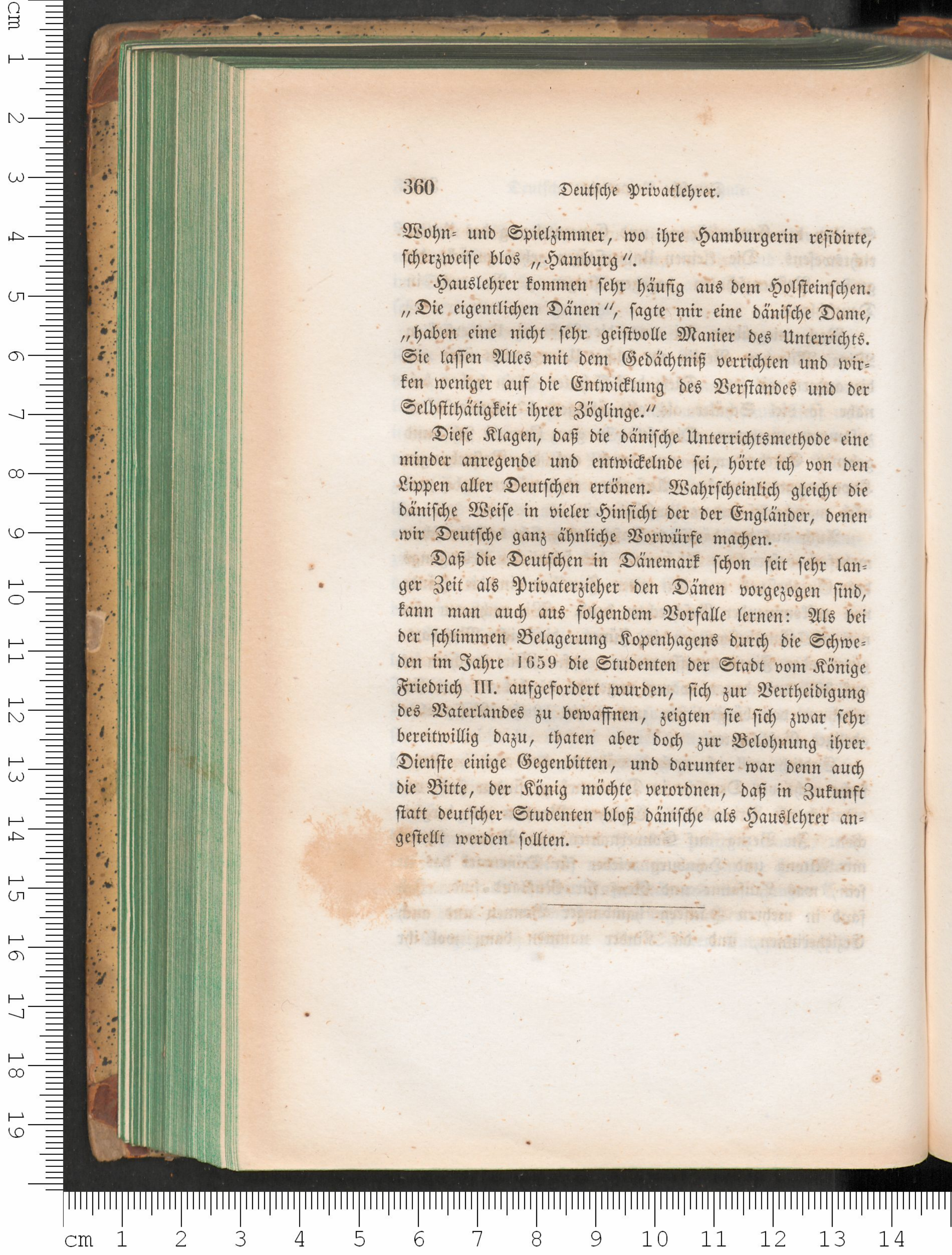
Es zeigt sich fast in allen Staaten Europas dasselbe

Streben der Centralisirung und Concentrirung des Unterrichtswesens. Die kleinen Universitäten gehen zurück, die großen Residenzschulen dagegen steigen z. B. auch in Deutschland.

Noch nie übten bei uns die Residenz-Universitäten Wien, München, Berlin ein solches Uebergewicht über alle die andern wie jetzt. Diese drei Schulen allein haben beinahe so viel Schüler als alle übrigen 17 Universitäten zusammengenommen. Dies selbe in ganz Europa sich kund gebende Streben mag nun auch auf die Bestrebungen Kopenhagens einwirken. Außerdem aber wirken dabei wol noch mancherlei andere Umstände ein.

Auch auf den dänischen Inseln thut sich dasselbe schon mehrfach besprochene Phänomen des friedlichen Uebergangs des Gutsbesitzes aus den alten Familien in die Hände neu aufkommender Geschlechter kund. Wir rechneten einmal alle Gutsbesitzungen in Fünen, die nicht Majoratsgüter oder Fideikommisse waren, auf. Wir brachten es auf 37, und davon waren ungefähr 25 bis 27 das Eigenthum von bürgerlichen und 8 bis 10 im Besitz alter adeliger Geschlechter.

Endlich will ich noch erwähnen, daß auch im Lehrfache recht viel Deutsche in Dänemark zu finden sind, namentlich als Privatlehrer, Erzieher, Bonnen und dergleichen. In Bezug auf Gouvernanten und Bonnen scheint mir Altona und Hamburg wieder für Dänemark das zu sein, was Lausanne und Genf für Rußland sind. Ich fand in mehren Häusern hamburger Bonnen und auch Erzieherinnen, und die Kinder nannten dann wol ihr

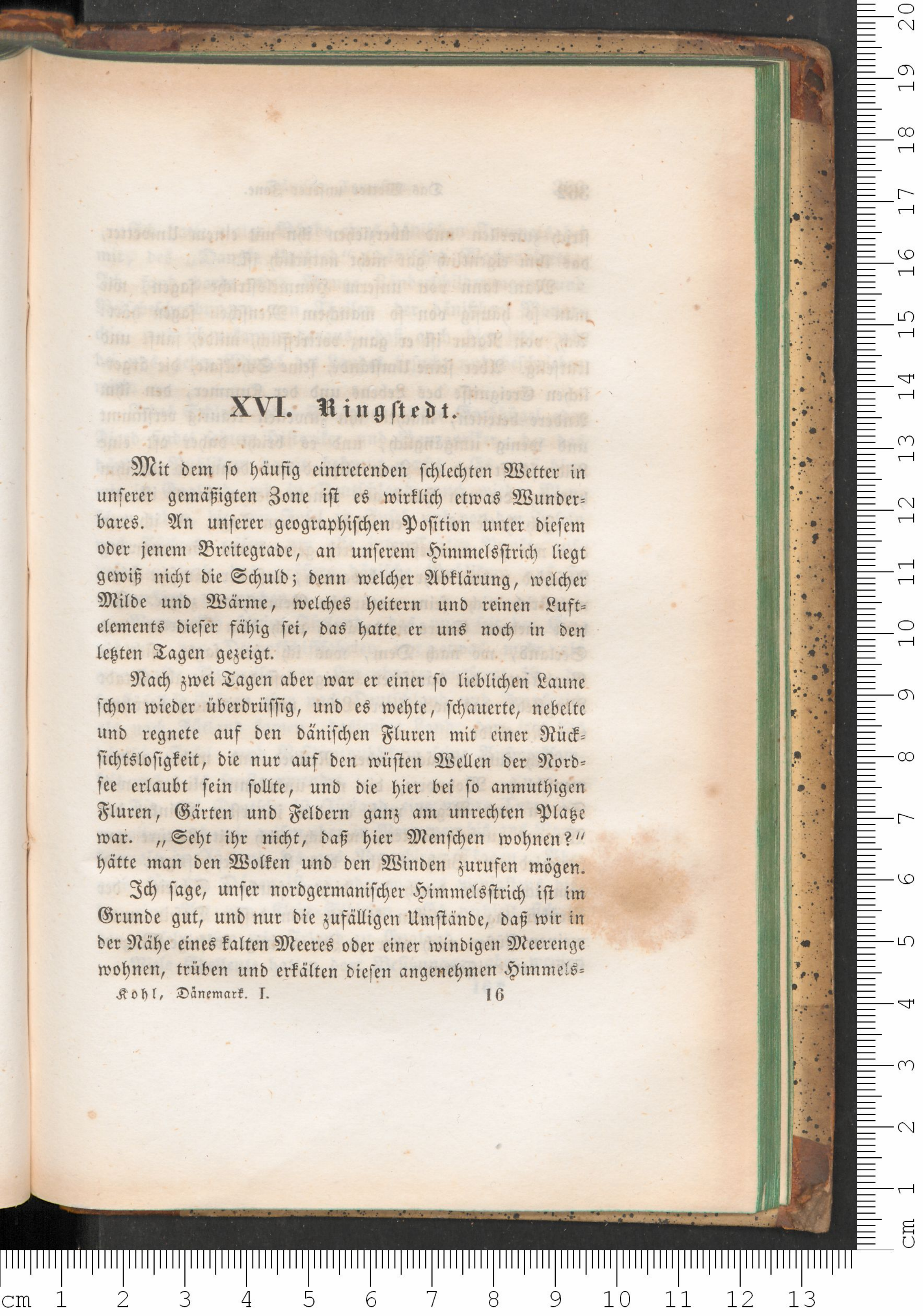


Wohn- und Spielzimmer, wo ihre Hamburgerin residirte, scherzweise blos „Hamburg“.

Hauslehrer kommen sehr häufig aus dem Holsteinschen. „Die eigentlichen Dänen“, sagte mir eine dänische Dame, „haben eine nicht sehr geistvolle Manier des Unterrichts. Sie lassen Alles mit dem Gedächtniß verrichten und wirken weniger auf die Entwicklung des Verstandes und der Selbstthätigkeit ihrer Zöglinge.“

Diese Klagen, daß die dänische Unterrichtsmethode eine minder anregende und entwickelnde sei, hörte ich von den Lippen aller Deutschen ertönen. Wahrscheinlich gleicht die dänische Weise in vieler Hinsicht der der Engländer, denen wir Deutsche ganz ähnliche Vorwürfe machen.

Daß die Deutschen in Dänemark schon seit sehr langer Zeit als Privaterzieher den Dänen vorgezogen sind, kann man auch aus folgendem Vorfalle lernen: Als bei der schlimmen Belagerung Kopenhagens durch die Schweden im Jahre 1659 die Studenten der Stadt vom Könige Friedrich III. aufgefordert wurden, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen, zeigten sie sich zwar sehr bereitwillig dazu, thaten aber doch zur Belohnung ihrer Dienste einige Gegenbitten, und darunter war denn auch die Bitte, der König möchte verordnen, daß in Zukunft statt deutscher Studenten bloß dänische als Hauslehrer angestellt werden sollten.



XVI. Ringstedt.

Mit dem so häufig eintretenden schlechten Wetter in unserer gemäßigten Zone ist es wirklich etwas Wunderbares. An unserer geographischen Position unter diesem oder jenem Breitegrade, an unserem Himmelsstrich liegt gewiß nicht die Schuld; denn welcher Abklärung, welcher Milde und Wärme, welches heitern und reinen Luftelements dieser fähig sei, das hatte er uns noch in den letzten Tagen gezeigt.

Nach zwei Tagen aber war er einer so lieblichen Laune schon wieder überdrüssig, und es wehte, schauerte, nebelte und regnete auf den dänischen Fluren mit einer Rücksichtslosigkeit, die nur auf den wüsten Wellen der Nordsee erlaubt sein sollte, und die hier bei so anmuthigen Fluren, Gärten und Feldern ganz am unrechten Platze war. „Seht ihr nicht, daß hier Menschen wohnen?“ hätte man den Wolken und den Winden zurufen mögen.

Ich sage, unser nordgermanischer Himmelsstrich ist im Grunde gut, und nur die zufälligen Umstände, daß wir in der Nähe eines kalten Meeres oder einer windigen Meerenge wohnen, trüben und erkälten diesen angenehmen Himmels-

strich zuweilen und überziehen ihn mit einem Unwetter, das ihm eigentlich gar nicht natürlich ist.

Man kann von unserm Himmelsstriche sagen, wie man so häufig von so manchem Menschen sagen hört: Ach, von Natur ist er ganz vortrefflich, milde, sanft und leutselig. Aber seine Umstände, seine Schicksale, die ärgerlichen Ereignisse des Lebens und der Kummer, den ihm Andere bereiten, machen ihn zuweilen traurig verstimmt und wenig umgänglich, und es bricht daher oft eine Leidenschaft und ein Zorn blitzend und donnernd aus ihm hervor, der von Haus aus seinem Herzen fremd ist.

Ich hatte es in der That an dem Tage, als ich von dem mir so unvergeßlich werth gewordenen Grevensweng Abschied nahm, sehr zu bedauern, daß der dänische Himmelsstrich nicht seine natürliche Gemüthsart zeigte. Ich hielt meinen Cours nordwärts, nach dem Centrum von Seeland, wo nach Dem, was ich oben sagte, sich die Grabstätten der dänischen Könige befinden, die alte Stadt Ringstedt, das noch ältere Leire und das noch berühmtere Roeskilde.

Ich fuhr zunächst über Nestved und mehre andere menschliche Wohnorte, die mir unbekannt blieben, weil Sturm und Regen mich in den innersten Winkel des Wagens zurückdrängten, wo ich mich mit Lectüre von verschiedenen Büchern über das Land beschäftigte, von dem ich nichts durch den dichten feuchten Schleier, der darüber lag, erblicken konnte, von dessen Dasein unter meinen Füßen mich aber zu Zeiten einige kräftige Wagenstöße vergewisserten.

Ich hatte einige Bände eines dänischen Journals bei mir, des „Danske Ugeblad" (dänischen Wochenblatts). Ich fand darin eine Menge Länderschilderungen und Reisebeschreibungen von Theilen der dänischen Monarchie, und ich erkannte daraus, daß auch hier jetzt, wie bei uns, jeder Winkel des Landes besucht und beschrieben wird.

Jedes Schloß, jedes Städtchen, jeder Grabhügel oder Fjord findet seinen Historiker und Panegyriker, der das dänische Publikum damit bekannt macht. Es muß hier, wie in England, wie in Deutschland, auch wieder Menschen geben, die von Insel zu Insel und von den Inseln nach Jütland reisen, um alle interessanten Punkte aufzusuchen und das größere dänische Publikum auf sie aufmerksam zu machen.

Namentlich scheint Jütland, das nun seit der Einrichtung von Dampfschifffahrten nur etwas mehr als eine halbe Tagereise von Kopenhagen entfernt ist, da sonst selbst Dänen eher nach Deutschland und Frankreich als nach Jütland kamen, dasjenige Land, dem jetzt das dänische Insel- und Residenzpublikum seine Aufmerksamkeit mehr als sonst zuwendet.

Für uns Deutsche ist Jütland eine wahre Terra incognita, und wir reisen eher in Norwegen bis ans Nordkap als in Jütland bis ans Vorgebirge Skagen. Aber auch für die Dänen ist es oder war es wenigstens bisher eine Art von Klein-Sibirien. Es verhielt sich zu den Inseln etwa wie Irland zu England.

Viele Edelleute hatten dort Besitzungen, aber wenige

residirten dort, wie die in Irland besitzlichen Engländer auch in der Regel die Absentees spielen. Jetzt nehmen dort immer mehr reiche Besitzer ihre bleibende Residenz.

In Jütland, namentlich an seiner Westkante, finden jetzt diejenigen Forscher, welche die dänischen Sagen sammeln, ihre schönsten und poetischesten Märchen und Traditionen. Jütland hat in neuern Zeiten den dänischen Antiquaren eine reichere Beute geliefert als irgend ein anderer Theil von Dänemark, weil es die vortrefflichsten Magazine und Conservirungsanstalten von Alterthümern, die großen Torfmoore, enthält.

Dänische Geognosten haben Jütland in neuerer Zeit zum ersten Male forschend bereist und seine geognostischen Verhältnisse näher bestimmt. Die dänischen Novellen- und Romanenschreiber finden jetzt ihre interessantesten Themas in Jütland, sowie die englischen in Irland. Kurz, Jütland ist in Kopenhagen an der Tagesordnung, wie überhaupt in allen Ländern und Literaturen diejenigen Nachbarländer und ihre Zustände an der Tagesordnung sind, welche bisher so wenig zugänglich waren, wie z. B. das unbekannte Land im Osten des Rheins jetzt sehr an der Tagesordnung in Paris ist.

Ich habe die Schilderung einer Reise in Jütland aus dem Anfange dieses Jahrhunderts gelesen, die ein Ausländer machte, der von einem berühmten Dänen seine Instruktion zu dieser Reise bekam. Diese Instruktion und die darin enthaltenen Fingerzeige und zur Beantwortung proponirten Fragen waren wirklich ganz in

derselben Art, wie man sie wol denen mitzugeben pflegt, die in entfernte Welttheile reisen. Der junge Gelehrte sollte besonders Acht haben auf die Geräthschaften und Ackerwerkzeuge, deren die Leute sich bedienten, und sie abzeichnen, weil man daraus vielleicht Manches in der dänischen Archäologie erklären könne. Er sollte auch vor allen Dingen fleißig die eigenthümlichen jütischen Worte verzeichnen, die ihm aufstießen, und wo möglich ganze Phrasen, die ihm im Gespräche vorkämen, niederschreiben, damit man ein deutliches Bild von der Sprache und dem Dialekte der dortigen Leute bekäme, worüber noch nichts Brauchbares geschrieben sei u. s. w.

Jetzt, wie gesagt, ist nun Jütland en vogue, und die Gestalt des Landes und sein Zustand tritt dem dänischen Lesepublikum immer deutlicher, lebendiger und näher hervor. Doch sprechen auch noch jetzt immer die Dänen, welche wirklich in Jütland waren, von den Jütländern wie von Leuten, die „hinter den Bergen", hier muß es wol heißen „hinter den Inseln" wohnen, etwa wie man in Wien von Ungarn spricht: „O Herr, das ist ein Land, aus dem läßt sich was machen. Dahin sollten Sie reisen. Es ist noch lange nicht so geschätzt und gekannt, wie es das zu sein verdient."

Ringstedt ist eine der ältesten Städte Dänemarks. Man sieht ihr aber, wie den meisten dänischen Städten, ihr Alter gar nicht an. Unsere kleinen deutschen Städte zeigen weit mehr Spuren des Alterthums. Diese dänischen Städte müssen im Mittelalter erstaunlich unbedeutend gewesen sein.

Gar keine Spuren von Ringmauern, von Befestigungswerken und hohen Thürmen. Ich weiß nicht, ob die Leute hier sonst alle diese Dinge aus Holz gebaut haben.

Ringstedt hat, wie so viele dänische Städte, seinen Namen von einem alten dänischen Könige. Wie Odense von Odin, wie Hadersleben von Hader, wie Roeskilde vom König Roes, so heißt Ringstedt vom alten Könige Ring.

Ueberhaupt ist wol kein Name in dem Register der alten dänischen Könige, dem zu Ehren nicht einige Orte oder einige Vorgebirge oder Holme genannt wären, wie sich dies sehr natürlich auch in andern Ländern findet.

Es gibt Eriksholms, Erikshales, Knudshoveds, Knudedybets, Knudsö, Waldemarslots, Olafsvigs ꝛc., zu Ehren der Eriks, Knuds, Olafs ꝛc. Den Friedrich's zu Ehren sind beinahe 30 „...flots", und „...feldes" und „...steens" und „...stedts" und „...sunds" und „...borgs" und „...havns" und „...nopels" und „...nagors" genannt, und beinahe eben so viele „...sands" und „...bys" und „...dals" für die Christiane.

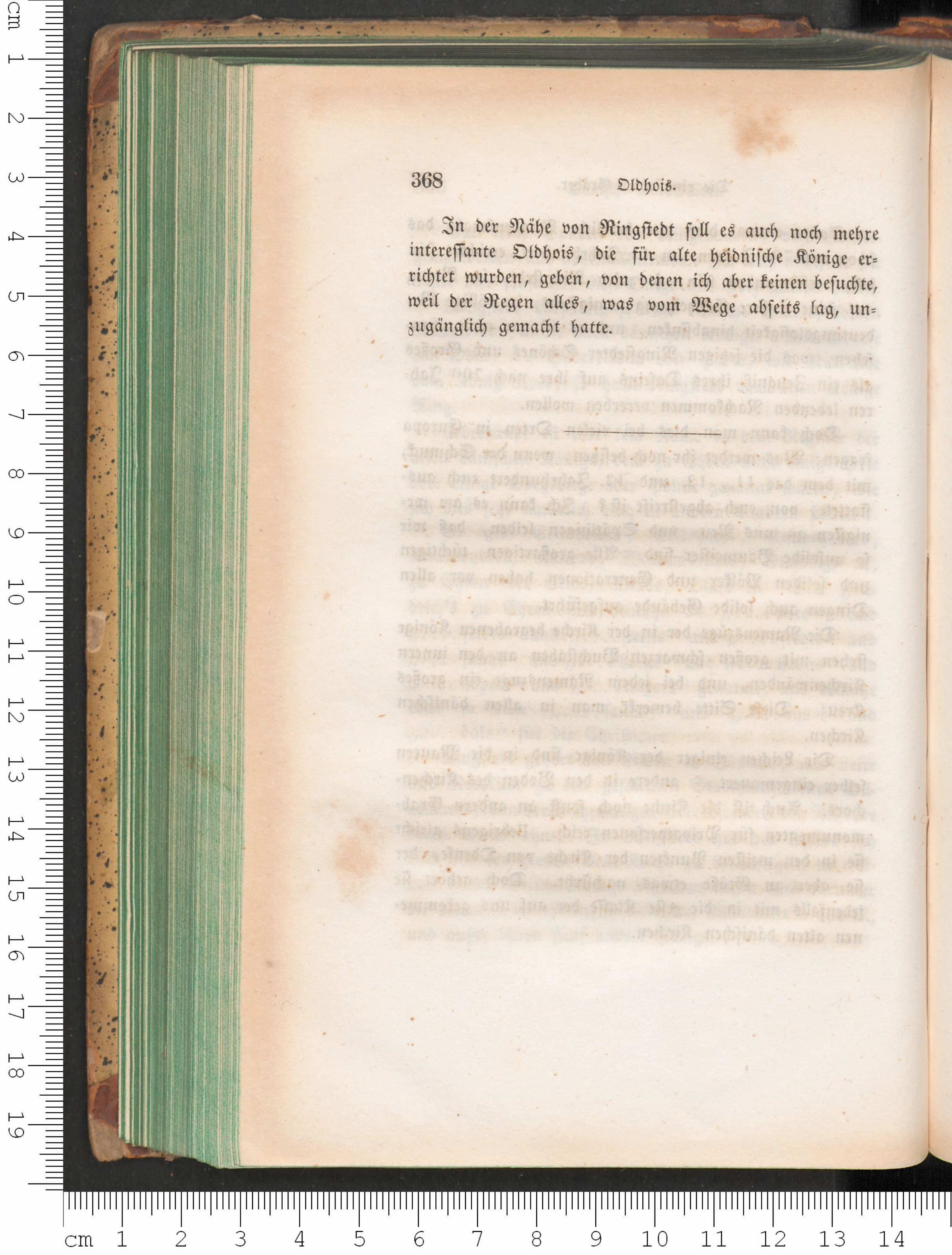
Ringstedt gehört mit Ripen in Jütland, mit Leire und Roeskilde zu den gefallenen Stadtherrlichkeiten Dänemarks, von deren ehemaliger Bedeutsamkeit der Reisende kaum etwas ahnt. In Ringstedt hat der letztere sich bloß mit der großen alten Kirche zu beschäftigen, in welcher sieben dänische Könige begraben liegen und darunter die beiden so berühmten Waldemare, Waldemar I. und II., und außer ihnen fünf andere Könige.

Sollte einmal dies alte herrliche Baudenkmal, das schon vor 700 Jahren, im 11. Jahrhundert, errichtet sein soll, verschwunden sein, so wird Ringstedt, in Bezug auf seine äußere Erscheinung wenigstens, in völlige Bedeutungslosigkeit hinabsinken, und es ist gar nicht abzusehen, was die jetzigen Ringstedter Schönes und Großes als ein Zeugniß ihres Daseins auf ihre nach 700 Jahren lebenden Nachkommen vererben wollen.

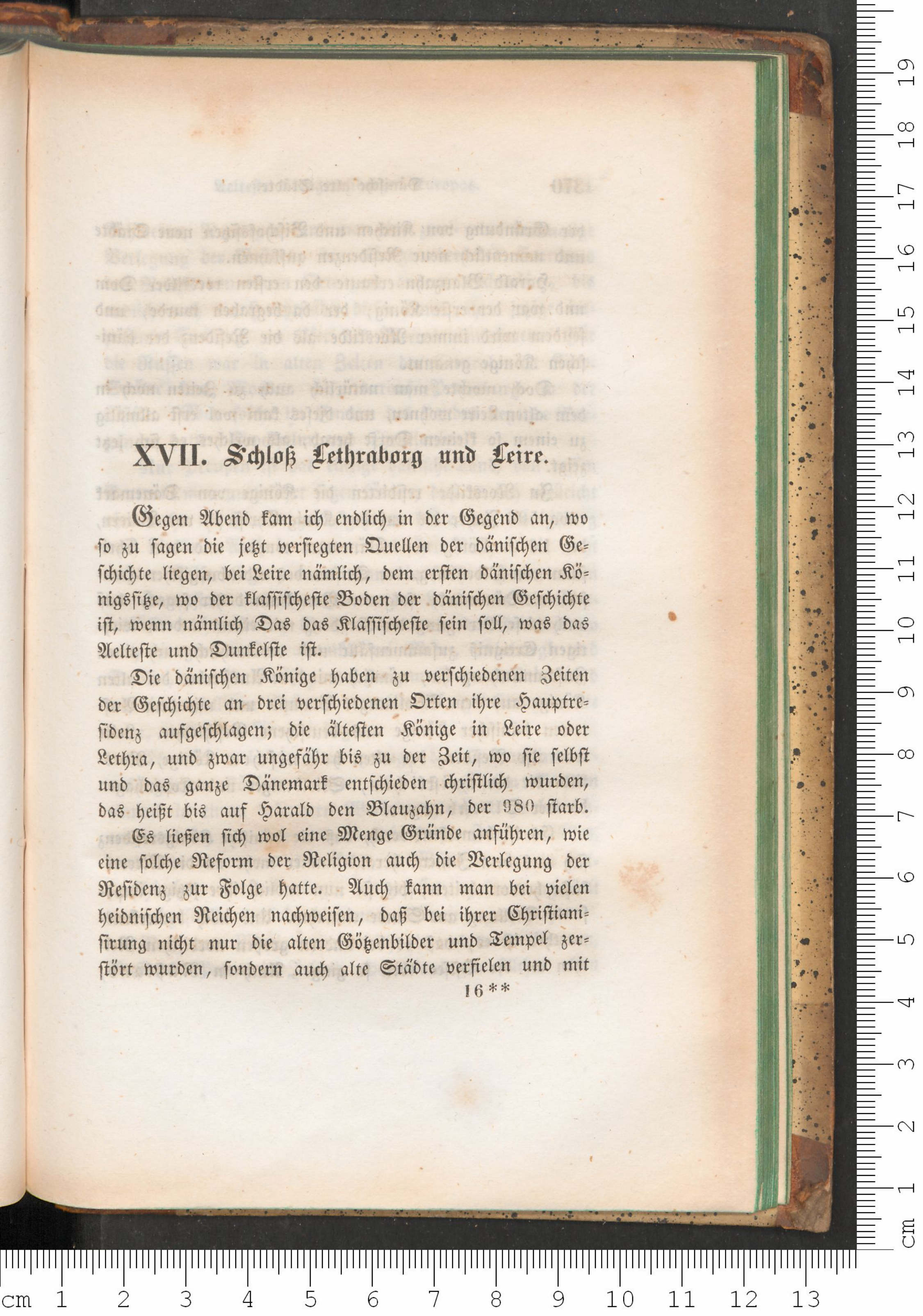
Doch kann man dies bei vielen Orten in Europa fragen: Was werdet ihr noch besitzen, wenn der Schmuck, mit dem das 11., 12. und 13. Jahrhundert euch ausstattete, von euch abgestreift ist? Ich kann es am wenigsten an uns Neu- und Spätlingen leiden, daß wir so unsolide Baumeister sind. Alle großartigen, tüchtigen und soliden Völker und Generationen haben vor allen Dingen auch solide Gebäude aufgeführt.

Die Namenszüge der in der Kirche begrabenen Könige stehen mit großen schwarzen Buchstaben an den innern Kirchenwänden, und bei jedem Namenszuge ein großes Kreuz. Diese Sitte bemerkt man in allen dänischen Kirchen.

Die Leichen einiger der Könige sind in die Mauern selber eingemauert — andere in den Boden des Kirchenchors. Auch ist die Kirche noch sonst an andern Grabmonumenten für Privatpersonen reich. Uebrigens gleicht sie in den meisten Punkten der Kirche von Odense, der sie aber an Größe etwas nachsteht. Doch gehört sie jedenfalls mit in die erste Klasse der auf uns gekommenen alten dänischen Kirchen.



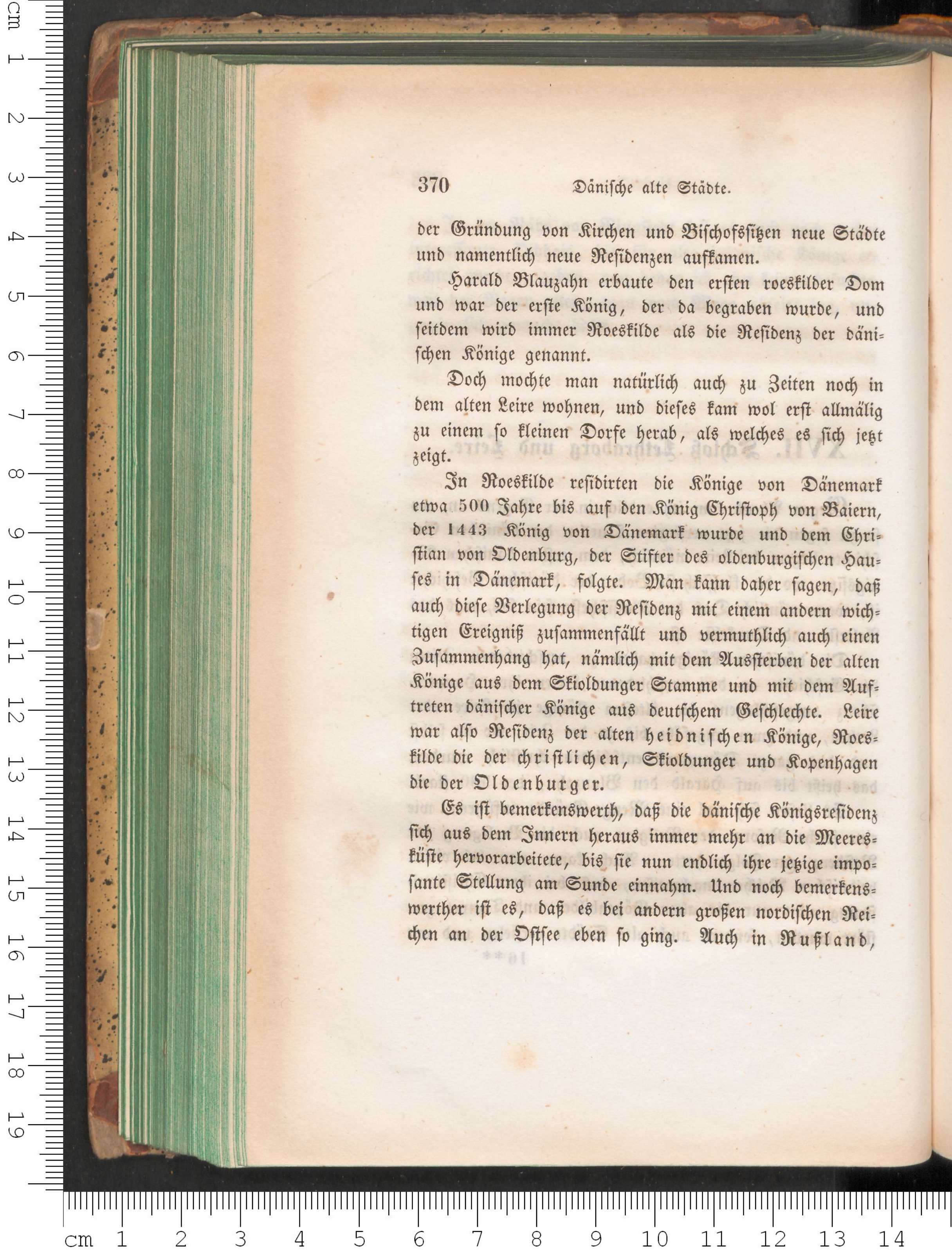
In der Nähe von Ringstedt soll es auch noch mehre interessante Oldhois, die für alte heidnische Könige errichtet wurden, geben, von denen ich aber keinen besuchte, weil der Regen alles, was vom Wege abseits lag, unzugänglich gemacht hatte.



XVII. Schloß Lethraborg und Leire.

Gegen Abend kam ich endlich in der Gegend an, wo so zu sagen die jetzt versiegten Quellen der dänischen Geschichte liegen, bei Leire nämlich, dem ersten dänischen Königssitze, wo der klassischeste Boden der dänischen Geschichte ist, wenn nämlich Das das Klassischeste sein soll, was das Aelteste und Dunkelste ist.

Die dänischen Könige haben zu verschiedenen Zeiten der Geschichte an drei verschiedenen Orten ihre Hauptresidenz aufgeschlagen; die ältesten Könige in Leire oder Lethra, und zwar ungefähr bis zu der Zeit, wo sie selbst und das ganze Dänemark entschieden christlich wurden, das heißt bis auf Harald den Blauzahn, der 980 starb. Es ließen sich wol eine Menge Gründe anführen, wie eine solche Reform der Religion auch die Verlegung der Residenz zur Folge hatte. Auch kann man bei vielen heidnischen Reichen nachweisen, daß bei ihrer Christianisirung nicht nur die alten Götzenbilder und Tempel zerstört wurden, sondern auch alte Städte verfielen und mit



der Gründung von Kirchen und Bischofssitzen neue Städte und namentlich neue Residenzen aufkamen.

Harald Blauzahn erbaute den ersten roeskilder Dom und war der erste König, der da begraben wurde, und seitdem wird immer Roeskilde als die Residenz der dänischen Könige genannt.

Doch mochte man natürlich auch zu Zeiten noch in dem alten Leire wohnen, und dieses kam wol erst allmälig zu einem so kleinen Dorfe herab, als welches es sich jetzt zeigt.

In Roeskilde residirten die Könige von Dänemark etwa 500 Jahre bis auf den König Christoph von Baiern, der 1443 König von Dänemark wurde und dem Christian von Oldenburg, der Stifter des oldenburgischen Hauses in Dänemark, folgte. Man kann daher sagen, daß auch diese Verlegung der Residenz mit einem andern wichtigen Ereigniß zusammenfällt und vermuthlich auch einen Zusammenhang hat, nämlich mit dem Aussterben der alten Könige aus dem Skioldunger Stamme und mit dem Auftreten dänischer Könige aus deutschem Geschlechte. Leire war also Residenz der alten heidnischen Könige, Roeskilde die der christlichen, Skioldunger und Kopenhagen die der Oldenburger.

Es ist bemerkenswerth, daß die dänische Königsresidenz sich aus dem Innern heraus immer mehr an die Meeresküste hervorarbeitete, bis sie nun endlich ihre jetzige imposante Stellung am Sunde einnahm. Und noch bemerkenswerther ist es, daß es bei andern großen nordischen Reichen an der Ostsee eben so ging. Auch in Rußland,

Schweden, Norwegen kann man eine zwei- oder dreimalige Verlegung der Residenz der Könige oder des Centrums des Reichs von einem Orte zum andern nachweisen, bis endlich auch die Hauptstädte dieser Lande ihre jetzige imposante Stellung am Ufer des Meeres einnahmen. Für die Russen war in alten Zeiten der Centralpunkt Kiew. Später kam Moskau auf, darauf Petersburg an der Ostsee. Eben solche im Innern des Landes liegende Vorgänger hatten Stockholm und Christiania.

Nur Preußen ist das einzige baltische Land, von dessen Centrum man umgekehrt sagen könnte, daß es sich vielleicht eher mehr ins Innere zurückgezogen hätte, von Königsberg nach Berlin. Auch in andern nordischen Reichen, die nicht an der Ostsee liegen, kann man ein solches Heraustreten der Hauptstadt aus dem Innern des Landes an die Meeresküste nachweisen, z. B. in Schottland und Irland, wo auch die großen Centralpunkte am Meere, Edinburgh und Dublin, verhältnißmäßig von jungem Datum sind, und wo die verfallenen Thürme der alten Königsresidenzen, wie Leire, weiter im Innern liegen.

Es wäre wol interessant genug, die ältesten und uranfänglichen Königsresidenzen aller europäischen Staaten einmal in einem besondern Werke vergleichend zu betrachten, und ich wundere mich, daß in dieser Zeit, wo Alles, was über oder unter der Erde, in Wäldern oder in Felsenschluchten versteckt liegt, aufgespürt, zusammengestellt und abgeschildert wird, dies noch Niemand gethan hat.

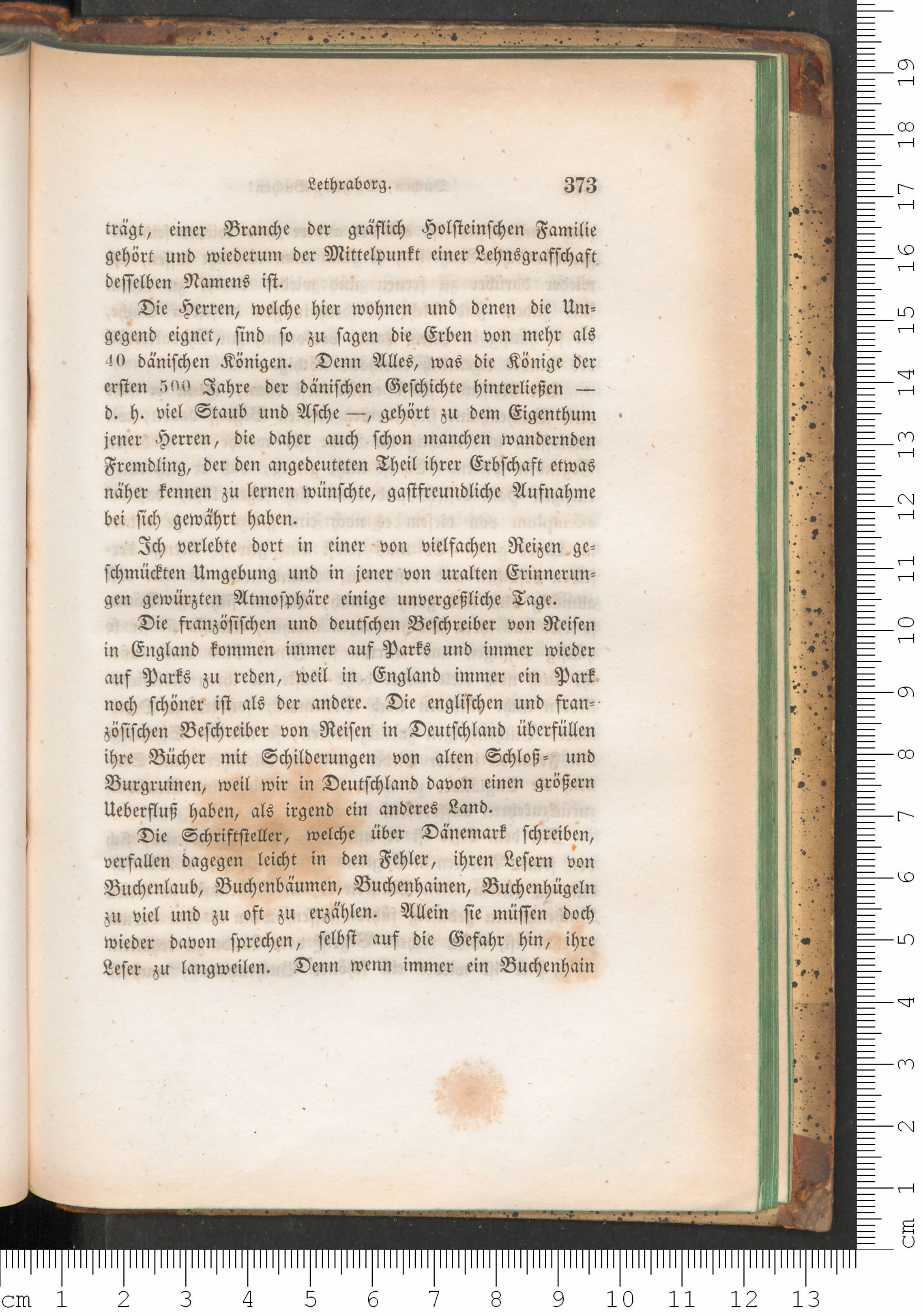
Nach dem Wenigen, was ich hie und da in Ungarn, Rußland, Polen, in Irland, Schottland von solchen alten

Königsstätten gesehn habe, müßte ein solches Werk an ergreifenden Schilderungen und sehr poetischen Bildern reich genug sein können. Auch würde es bei unserm jetzigen europäischen Publikum, das sich eben so gern mit antiquarischen Studien als mit praktischen und politischen Verhandlungen abgibt, und das sich für die Vergangenheit nicht minder interessirt als für die Gegenwart, wol Anklang finden. Man müßte auch die unterschiedlichen Ruinen der alten Ritterburgen, aus denen mehre unserer deutschen Könige ihren Ursprung nahmen, darin aufnehmen.

Ich wurde, wie gesagt, der Umgegend von Leire gegen Abend ansichtig. Ich denke mir, die Gefilde von Troja mögen wol einige Aehnlichkeit damit haben. Es war eine flache Ebene, in der überall eine Menge alte, mehr oder weniger hohe Grabhügel emporstiegen, wie man sie in Kleinasien dem Hector und Achilles, und hier auf Seeland dem König Dan, Harald Hildetand und Anderen zu Ehren errichtete.

Wie durch die Ebene von Troja der Skamander seine Wellen ergießt, so thut es hier die kleine Leire-Aa, an deren Ufern das Dörfchen Leire liegt, welches vor der mächtigen Hand des Christenthums in Unbedeutenheit, wie Troja vor der Uebermacht der griechischen Götter in Asche verfiel.

Jenseits dieser Ebene, in welche ich nun von der großen Heerstraße ablenkte, erblickte ich ein höheres hügeliges Terrain, das mit Buchenwaldung besetzt war und aus dessen Mitte die Zinnen eines Schlosses mir zuwinkten, das noch jetzt den alten Namen Lethra-borg oder Leira-burg



trägt, einer Branche der gräflich Holsteinschen Familie gehört und wiederum der Mittelpunkt einer Lehnsgrafschaft desselben Namens ist.

Die Herren, welche hier wohnen und denen die Umgegend eignet, sind so zu sagen die Erben von mehr als 40 dänischen Königen. Denn Alles, was die Könige der ersten 500 Jahre der dänischen Geschichte hinterließen — d. h. viel Staub und Asche —, gehört zu dem Eigenthum jener Herren, die daher auch schon manchen wandernden Fremdling, der den angedeuteten Theil ihrer Erbschaft etwas näher kennen zu lernen wünschte, gastfreundliche Aufnahme bei sich gewährt haben.

Ich verlebte dort in einer von vielfachen Reizen geschmückten Umgebung und in jener von uralten Erinnerungen gewürzten Atmosphäre einige unvergeßliche Tage.

Die französischen und deutschen Beschreiber von Reisen in England kommen immer auf Parks und immer wieder auf Parks zu reden, weil in England immer ein Park noch schöner ist als der andere. Die englischen und französischen Beschreiber von Reisen in Deutschland überfüllen ihre Bücher mit Schilderungen von alten Schloß- und Burgruinen, weil wir in Deutschland davon einen größern Ueberfluß haben, als irgend ein anderes Land.

Die Schriftsteller, welche über Dänemark schreiben, verfallen dagegen leicht in den Fehler, ihren Lesern von Buchenlaub, Buchenbäumen, Buchenhainen, Buchenhügeln zu viel und zu oft zu erzählen. Allein sie müssen doch wieder davon sprechen, selbst auf die Gefahr hin, ihre Leser zu langweilen. Denn wenn immer ein Buchenhain

noch anmuthiger ist als der andere und wieder seine eigenthümlichen Reize hat, so kann man es nicht lassen, sich wieder darüber zu freuen und wieder davon zu reden. Und zudem sind solche Wiederholungen derselben Sache, die so häufig in einem Lande vorkommt, zur Charakteristik des Landes eigentlich durchaus nöthig.

Der Reisende selbst erhält erst dann, wenn er sehr viele Buchenhaine sieht, einen rechten Begriff davon, wie interessant und wichtig die Rolle ist, welche sie in diesen Gegenden spielen. Es ist nicht genug, daß er sich einen einzigen Hain besieht und dann sich sagen läßt, daß ad exemplum von diesem es noch eine ganze Menge andere im Lande gebe. Er muß selbst eine gewisse Menge derselben besuchen und beschauen. Dann wird es ihm erst allmälig klar und ganz deutlich, warum sich die Dänen so viel aus ihren Buchenhainen machen, warum sie sie so häufig besingen und warum sie Jenny Lind und außer ihr auch noch viele andre hohe Gäste in ihren Abschiedsliedern nicht einladen nach Dänemark, sondern zu Dänemarks Buchenhainen zurückzukehren; so wie die Schweizer den Fremden immer wieder zu ihren Gletschern und Sennen, die Engländer zu ihren Plumpudding und Roastbeef zurückzukehren auffordern.

Mit dem Leser ist es nun eben so: auch er muß sich von seinen Autoren in England in viele Parks, in Deutschland zu vielem alten Mauerwerk, in Dänemark zu vielen Buchenhainen geduldig führen lassen, wenn es ihm darum zu thun ist, einen rechten Begriff vom Lande zu erhalten.

„Hier ist wieder ein schöner Buchenhain", muß er

sich hundert Mal von seinem Autor sagen lassen. Und hat er es so hundert Mal gehört, dann weiß er es erst recht und bekommt die gehörige Impression von der Sache. Wir Menschen lernen wenig durch Ueberlegung, Berechnung und Phantasie, viel durch Erfahrung und Repetition, die Mutter der Studien. Daß Karthago zerstört werden müsse, wußten die Römer erst recht, als es ihnen Cato tausend Mal vorgesagt hatte.

Also bei Lethraborg ist wieder ein schöner, ein entzückender Buchenhain. Ich fand ihn so, da ich ihn mitten in Sturm und Unwetter sah, und dachte mir, wie schön er erst im Frühling sein möchte, wenn das junge, frische, hellgrüne Buchenlaub kaum ausgeschlagen ist. Allein von schlechtem Wetter, von ungünstiger Beleuchtung und dergleichen muß man auf Reisen nie Notiz nehmen. Man muß die Dinge so sehen, wie sie sind, und darnach beurtheilen. Sieht man sie unter sehr ungünstigen Umständen, so muß man mit der Phantasie etwas hinzusetzen und sich denken, wie schön sie sein mögen unter günstigen. Sieht man sie unter selten günstigen, so muß man in Gedanken von dem Eindruck, den sie machten, wieder etwas abziehen.

Kurz, man muß immer bei Allem, was man mit Augen erfaßt, die Umstände erwägen und dann dabei mit der Einbildungskraft so oder so operiren, weil man sonst nie das rechte Mittelmaß, nach dem die Dinge gemessen und beurtheilt werden müssen, herausbringt.

Es ist mir daher auch ziemlich gleichgiltig, ob ich eine schöne Gegend in Unwetter oder Sonnenschein erblicke. Ich

werde das Entzückende schon herausfinden. Daher konnte ich es auch nicht leiden, wenn mir immer alle Dänen mit der Aeußerung entgegenkamen: es ist nicht gut, daß Sie im Herbste zu diesem Lande gekommen sind. Sie hätten im Frühlinge zu unsern Buchenhainen reisen müssen.

Und wenn ein Reisender auch nur das Geripp von ihren Bäumen sieht, so wird er sie schon mit Blättern zu belegen und den vollständigen Hain herauszubringen wissen, wie Cuvier aus den Knochen, auf die er in Gedanken Fleisch legte, das ganze Thier.

Es sind in Lethraborg mehre hübsche Hügel und Thäler, auf deren Rändern und Gipfeln sich die alten Buchenbäume herrlich gruppiren und vertheilen. Hier steht der eine auf einem Vorsprunge, fest seine Wurzeln in den Boden stemmend, als wäre er ein Riese, der die Wache hielte. Dort versammeln sich mehre auf einem Gipfel, als wollten sie für des Hügels Haupt eine Krone bilden. Hier ragen andere mit ihren Aesten über den Abhang ins Thal hinaus, als wollten sie seine Wiesengründe segnen. Dann wieder schlängelt sich der Weg durch ganze laubige Gänge hin, wo Baum an Baum steht, und alle die verschiedenen bald so, bald so gestellten Gruppen erfreuen und bezaubern das Auge des Beschauers, aber sie verspotten und entmuthigen den Griffel des Beschreibers.

Uebrigens wird der verständige Leser bei meinen Schilderungen bald erkennen, was davon der allgemeinen Schönheit der Natur, was der besondern der dänischen Buchenhaine zuzuschreiben sei. Auch wird man nicht vermuthen,

daß ich hier die dänischen Buchenhaine im Vergleich mit den Naturschönheiten anderer Länder so hoch stelle. Ich betrachte sie ganz in sich selbst und für sich selbst und ohne Vergleich, und es kommt mir nur darauf an, Andere erkennen zu lassen, was ich im Lande für mich selbst erkannt habe, daß auch dieses Land seine eignen unglaublich schönen Reize habe. Uebrigens bleibt jedem Lande sein Gesang. Von Italien heißt es: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn.“ Von Frankreich singt man: „Unter blüh'nden Mandelbäumen, an der Loire schönem Strand.“ Bei uns in Deutschland dagegen: „Unter blüh'nden Kirsch- und Aepfelbäumen“, und in Dänemark: „Unter grünen Buchenhainen.“

Das Schloß selbst liegt an dem Rande des tiefsten und hübschesten jener Thäler. Es muß, wie mir es scheint, im vorigen Jahrhundert gebaut sein, denn es ist ungefähr in demjenigen Style gebaut, der seine Wurzeln in Versailles und andern Schlössern bei Paris findet und der den nordischen Ländern Europas, namentlich unter andern auch Rußland, so viele Schlösser geschenkt hat und nur in England keine Nachahmer fand.

Es geht ein herrlicher, flacher, breiter, nicht zu steiler Bergabhang vom Schlosse ins Thal hinunter, der ehemals mit Wasserbassins, Fontainen, Wasserfällen, Blumenparkets, Marmorfiguren und andern solchen Gartenzierathen in französischem Geschmack bis unten hin besetzt war. Man hat aber jetzt diese Wasserwerke verfallen, die Bassins und Statuen wegnehmen lassen, was ich schade finde, da die Gestaltung des Terrains hier einzig

schön zu einer solchen französischen Gartenanlage geeignet war, und da eine so reich geschmückte, in das Thal hinaustretende Gartenterrasse einen herrlichen Contrast mit dem ganz mit Buchen- und Wiesengrün, so zu sagen, austapezierten Thale bilden mußte.

Man findet indeß vielerwärts auch in Frankreich solche alte Gartenanlagen aus den Rococozeiten mitunter in Verfall oder auch schon längst in einförmige Bowling greens verwandelt. Der überall zur Herrschaft gelangende englische Gartengeschmack mag daran zum Theil schuld sein, zum Theil aber wol auch der Umstand, daß man nicht so viel Geld mehr auf die Gärten verwenden mag.

Diese alten französischen Gartenanlagen, die doch in ihrer Art auch eigenthümliche Vorzüge haben und unter Umständen und bei besonders günstiger Lokalität so sehr am Platze sind, waren wol die kostspieligsten, welche es je gab. Die Marmorstatuen, die Fontainen, die Wasserbassins, die Blumenbeete und alle die andern Künsteleien waren nur schwer und für große Opfer zu erlangen.

Der englische Geschmack paßt daher recht gut zu unserer Zeit, die Alles möglichst natürlich, aber auch möglichst bequem und billig haben will. Man läßt die Bäume und Büsche und das Gras überall so natürlich wachsen, als sie eben wollen, macht nur hie und da Wege, damit man durchkommen kann, und nennt dies einen Garten.

Auf diese Weise kann man bequem und ohne viel Aufwand ganze Landschaften einparken. Jeder Hügel, jeder bemooste Felsen bleibt da, wo er ist, jedem Fluß läßt man seinen Lauf, und alles wird, so natürlich es

auch sein mag, ein malerischer und künstlicher Theil des Gartens. Dabei hat man noch den Vortheil, daß man keine Wiese und kein Ackerland verliert.

Ist ein Acker da, so wird er als Theil in den Garten eingeschlossen. Ist es eine Wiese, so wird sogar auch das Vieh, die Rinder, die Esel, die Hirsche mit in den Park aufgenommen. Wie würde wol Ludwig XIV. zu einer Kuh oder einem Stiere in seinen Schloßgärten die Nase gerümpft haben?

Es sei ferne von mir, einen Blick der Mißachtung oder gar der Verachtung auf die englischen Parks werfen zu wollen, aber ich kann es auch nicht leiden, wenn, wie man wol gethan, das ganze Genre der alten französischen Gartenkunst so verächtlich beurtheilt und behandelt wird; und ich frage daher, sollte in dem obigen Raisonnement nicht etwas Wahres sein? Könnte man jetzt, wo Einige wieder mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu kokettiren anfangen, wo die Damen sogar gepudertes und toupirtes Haar recht kleidsam finden, wo man Maskenbälle in Rococokostüm gibt und alle Salons mit Rococo-Schnörkel-Meubles ausfüllt, in einer Auction einen solchen alten Fontainen- oder Statuengarten eben so billig kaufen wie ein Sopha oder einen Spiegel, so würden sich wol manche Liebhaber dazu finden.

Es ist ein Streit darüber, ob die alte Königsresidenz hier auf demselben Platze, wo das Schloß steht, oder ob sie im Dorfe Leire, das eine halbe Stunde weiter unten am Flusse liegt, gewesen sei. Haben die alten Skioldunger nur ein wenig Verstand und Geschmack gehabt, so

ist keine Frage, daß ihr Schloß hier im Buchenhaine gestanden hat. Doch mögen sie allerdings in der Stadt selber auch noch Häuser gehabt haben.

Die berühmteste Partie der lethraborger Gehölze ist ein kleines Thal, welches das Herthathal heißt und das in der That, wenn es wahr ist, was man davon erzählt, wol seine Berühmtheit verdient. Es soll nämlich der heilige Hain und der Platz sein, an welchem der Mutter des nordischen Donnergottes Thor und der Gemahlin des nordischen Uranus, der Gäa der Scandinavier, nämlich der Hertha (Erde) zu Ehren jener famose Gottesdienst gefeiert wurde, den Tacitus beschreibt, indem er sagt: Es sei auf einer Insel im Meere ein Hain und in dem Hain ein See. Aus diesem See käme zu Zeiten die Göttin hervor und ließe sich in einem von Kühen gezogenen Wagen von den Priestern unter den Inselbewohnern umherfahren, die dann voll Freude wären, für die Zeit der Anwesenheit der Göttin ihre Arbeit, Krieg und Streitigkeiten einstellten und sie mit Jubel in einer großen Prozession durch das Land begleiteten, bis die Göttin wieder nach ihrem Haine zurückverlange. Alsdann würde sie wieder zum Hain gefahren und mit sammt dem Wagen und dem ihn bedeckenden Teppich in den See hinabgelassen. Allda würde ihr Bild wie das Götterbild der Kimmerischen Diana abgewaschen, die Leute, welche dies verrichteten, würden aber sogleich vom See verschlungen, und 99 Gefangene der Göttin zum Opfer dargebracht.

Hätte Tacitus, als er zu seinem Calamus griff, um diese Schilderung niederzuschreiben, nur eine Ahnung

davon gehabt, welchen Zank und Streit er unter den deutschen, schwedischen und dänischen Gelehrten über die Frage, welche Insel er in jener Schilderung gemeint habe, erregen würde, so hätte er gewiß sich die Mühe gegeben, die Lage und den Breite- und Längengrad seiner Herthainsel etwas näher anzugeben.

Da er dies nun nicht gethan, so behaupten die östlichen Deutschen, Tacitus habe entschieden auf die Insel Rügen hingedeutet und sein Hertha-Hain und -See seien in dem Walde bei Stubnitz auf jener Insel zu suchen. Die westlichen Deutschen dagegen geben vor, daß dieser Hain und See auf Helgoland gelegen hätten und längst von den Meereswellen verschlungen seien. Die Schweden vindiciren die Ehre des Herthahains für die Insel Gothland, die unter der Botmäßigkeit des Königs von Schweden steht. Und die Dänen endlich verwerfen die eine wie die andere Ansicht und versichern, der Herthahain sei hier in Lethraborg zu finden. Die Beschreibung des Tacitus passe gar zu genau auf diesen uralten heiligen Buchenhain im Centrum von Seeland, der kleine hübsche See sei auch da, der Weg dahin sei im Thale sehr bequem, und käme man aus dem hochgelegenen Walde hervorgefahren, so präsentire sich eine weite Ebene, und es müsse sich ganz herrlich ausgenommen haben, wenn die Prozession auf einmal an den Rand des Waldes getreten und nun von da in die Ebene hinausgeblickt habe.

Es geht also mit dem Tacitanischen Herthahaine ungefähr so, wie mit dem Mosaischen Paradiese, das auch so viele Völker bei sich zu Hause gesucht haben. Und

die Hertha hat ein ähnliches Schicksal wie ihr Gemahl Odin, der auch in seinem Grabe keine Ruhe findet; denn er ist wenigstens ein halbes Dutzend Mal begraben, in Schweden, in Seeland, in Fünen und vielleicht noch in andern Ländern, wo es „Odinshois" gibt.

Uebrigens läßt sich bei Odin die Sache wol daher erklären, daß es mehre Odins hintereinander gegeben zu haben scheint, so wie bei den Griechen mehre allwaltende Herrscher des Olymps und bei den Buddhaisten mehre Buddhas hintereinander folgten. Jede Landschaft mag daher Recht haben, wenn sie ihren Tumulus dem Odin zuschreibt. Und am Ende lassen sich auch wol die Streitigkeiten zwischen den seeländischen, gothländischen, rügenschen und helgolandischen Herthapriestern unserer Tage dahin vereinigen, daß auf jeder dieser Inseln ein Heiligthum jener nordischen Gottheit gewesen sein mag.

Tacitus mochte wol nur von einem gehört haben. Seine Beschreibung ist der Art, daß sie wol auf ein Paar Dutzend Inseln und auf noch ein Mal so viele Haine und Seen ganz genau paßt.

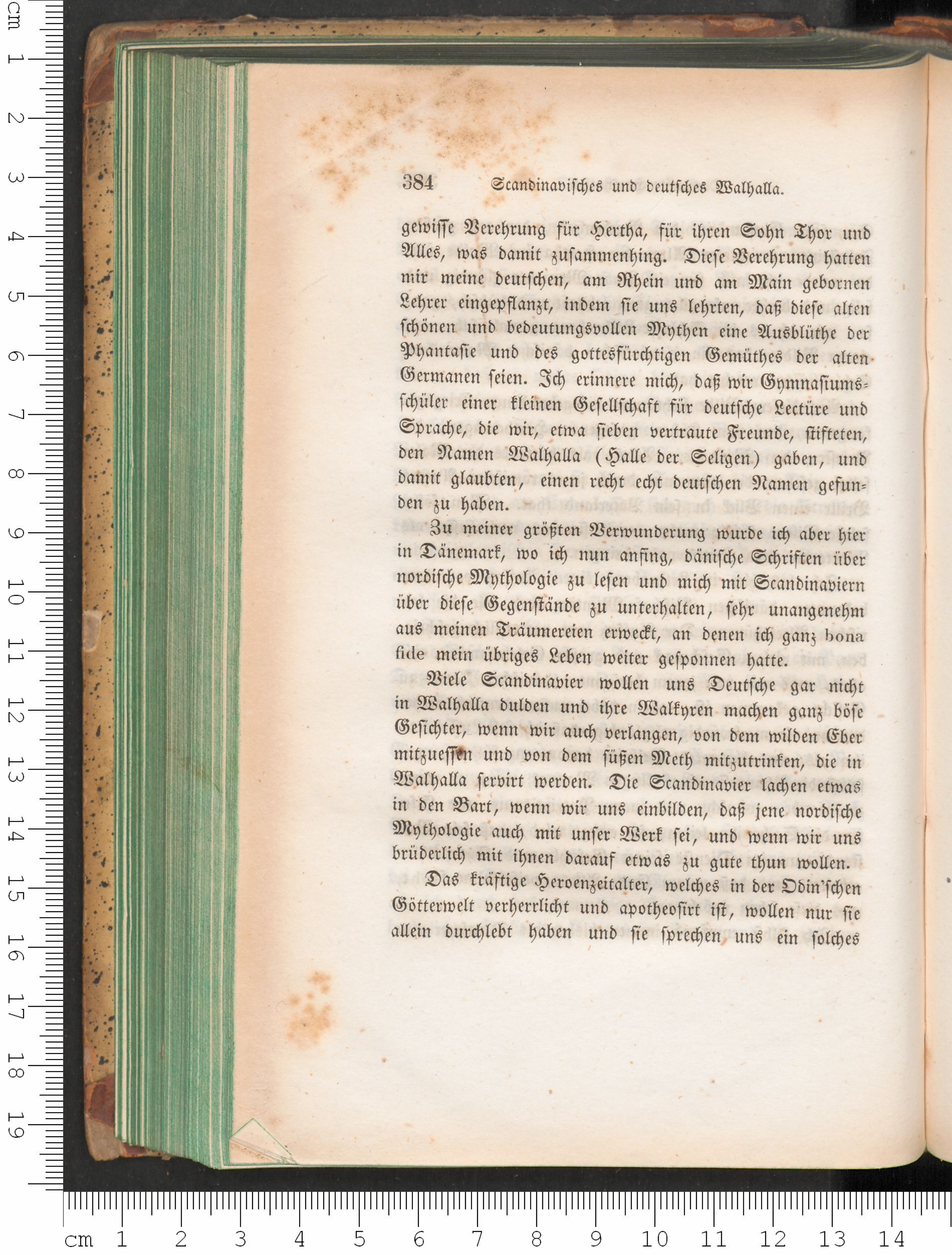
Unsere Gelehrten machen es mit vielen antiquarischen Gegenständen gerade so, wie unsere Priester mit den Reliquien der Märtyrer. Für jedes Land wird ein echtes Kreuz oder eine echte Dornenkrone oder ein echter Rock Christi componirt und die Leute des Landes schwören darauf, daß alle andern unecht seien. Uebrigens heißt es bei solchen Dingen auch: „der Glaube macht selig", und als ich durch das anmuthige Herthathal ging, mit der bezüglichen Stelle des Tacitus im Kopfe, und als ich den

See, seine Einsamkeit, den Buchenhain, den aus großen Feldsteinen errichteten Altar der Hertha im Walde sah, da wurde ich auch für ein Paar Momente gläubig und selig und dachte mir alles ganz lebhaft und hübsch, ganz so, wie ich es im Schlosse Lethraborg gemalt sah, auf einem Bilde, das ein patriotischer dänischer Maler dem Schloßbesitzer verehrt hat.

Auf diesem Bilde sieht man die gebundenen Kriegsgefangenen, den von Kühen gezogenen Herthawagen, die Priester, den Wald rc. Alles, als hätte es der Maler selbst gesehen, der aber nur durch jenes römischen Autors Brille einen Blick in sein Vaterland that. Man sollte solche Bilder fleißig malen, weil sie uns noch besser als Worte die alten Zeiten nahe bringen.

Ich las hier in Lethraborg einen Aufsatz von dem bekannten dänischen Bischof Münter über alle die leirischen Alterthümer. Der Aufsatz war vortrefflich geschrieben, mit vielem Geschmack und großer Gelehrsamkeit, wie alles, was mir von jenem berühmten dänischen Autor zu Gesicht gekommen ist, allein dabei außerordentlich orthodox und so merkwürdig altgläubig, daß ich fast Lust hätte, ihn als ein eklatantes Beispiel davon anzuführen, wie selbst die Phantasie eines klugen Mannes, wenn er etwas zu glauben wünscht und wenn Patriotismus und Eifer für die Sache ihn leiten, so erregt wird, daß sein Verstand nur im Dienste seiner Gefühle und Sympathien arbeitet, und daß er am Ende Alles zweifelsohne s i e h t, was diese sehen m ö c h t e n.

Ich selbst empfand immer bisher als Deutscher eine

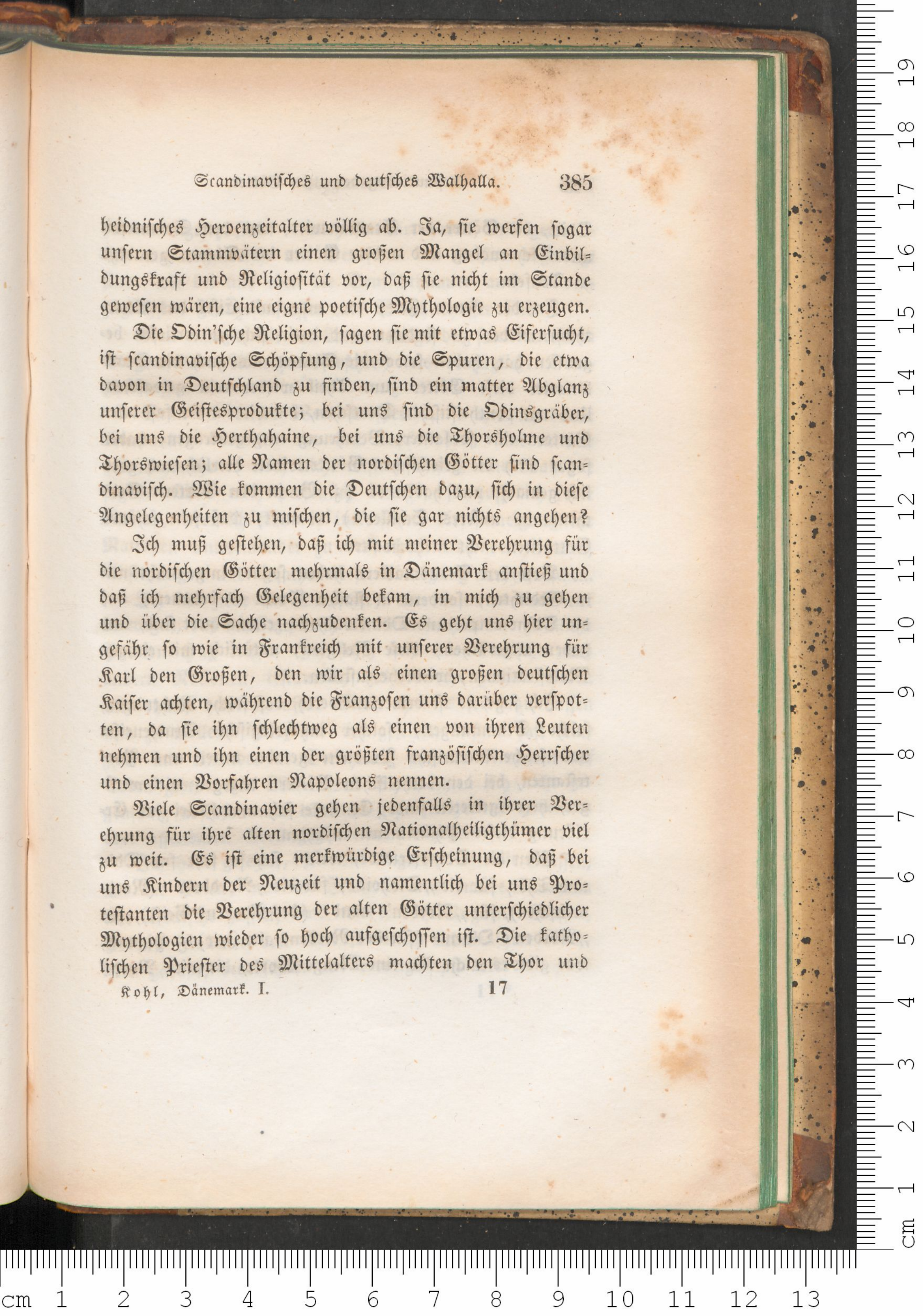


gewisse Verehrung für Hertha, für ihren Sohn Thor und Alles, was damit zusammenhing. Diese Verehrung hatten mir meine deutschen, am Rhein und am Main gebornen Lehrer eingepflanzt, indem sie uns lehrten, daß diese alten schönen und bedeutungsvollen Mythen eine Ausblüthe der Phantasie und des gottesfürchtigen Gemüthes der alten Germanen seien. Ich erinnere mich, daß wir Gymnasiumsschüler einer kleinen Gesellschaft für deutsche Lectüre und Sprache, die wir, etwa sieben vertraute Freunde, stifteten, den Namen Walhalla (Halle der Seligen) gaben, und damit glaubten, einen recht echt deutschen Namen gefunden zu haben.

Zu meiner größten Verwunderung wurde ich aber hier in Dänemark, wo ich nun anfing, dänische Schriften über nordische Mythologie zu lesen und mich mit Scandinaviern über diese Gegenstände zu unterhalten, sehr unangenehm aus meinen Träumereien erweckt, an denen ich ganz bona fide mein übriges Leben weiter gesponnen hatte.

Viele Scandinavier wollen uns Deutsche gar nicht in Walhalla dulden und ihre Walkyren machen ganz böse Gesichter, wenn wir auch verlangen, von dem wilden Eber mitzuessen und von dem süßen Meth mitzutrinken, die in Walhalla servirt werden. Die Scandinavier lachen etwas in den Bart, wenn wir uns einbilden, daß jene nordische Mythologie auch mit unser Werk sei, und wenn wir uns brüderlich mit ihnen darauf etwas zu gute thun wollen.

Das kräftige Heroenzeitalter, welches in der Odin'schen Götterwelt verherrlicht und apotheosirt ist, wollen nur sie allein durchlebt haben und sie sprechen uns ein solches

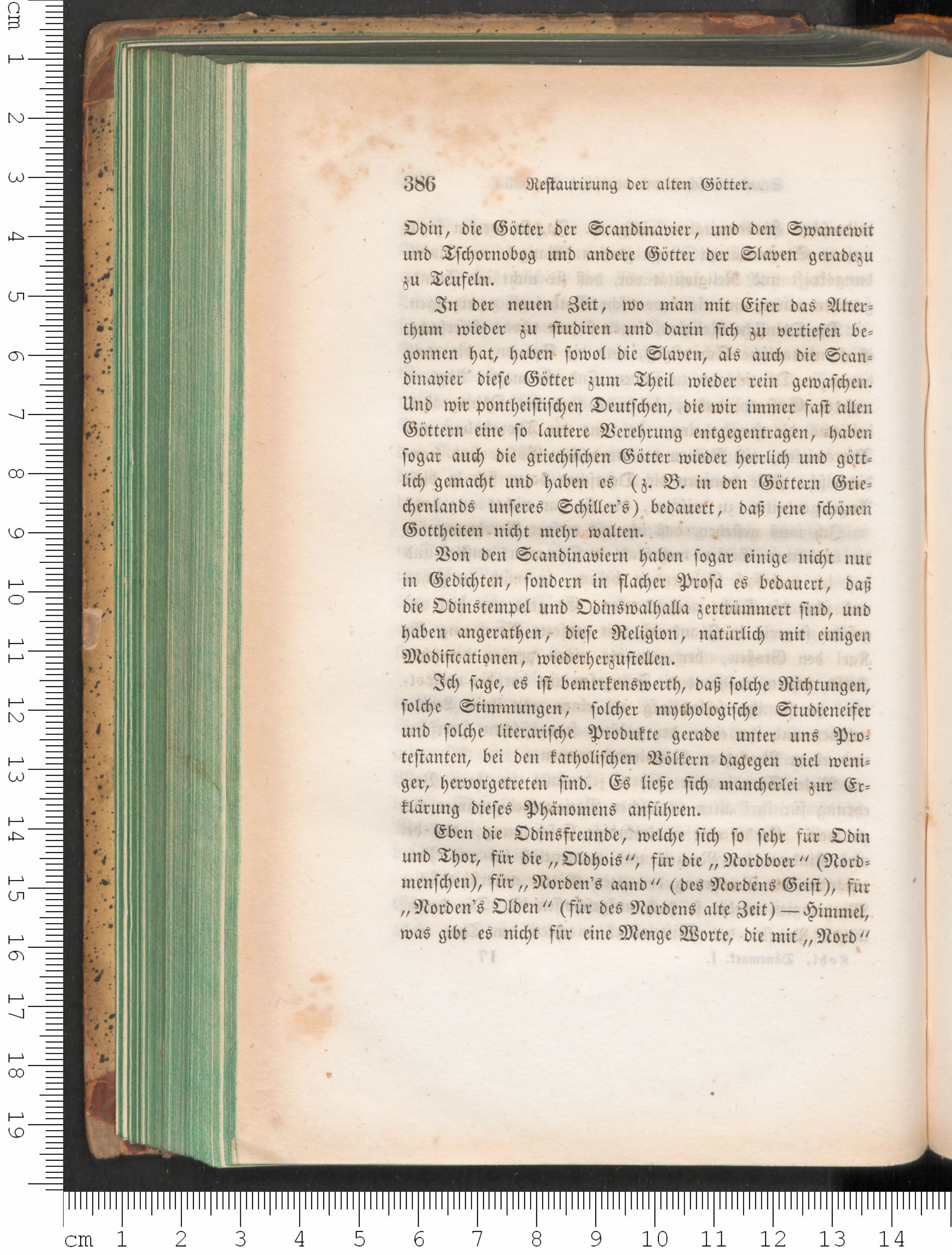


heidnisches Heroenzeitalter völlig ab. Ja, sie werfen sogar unsern Stammvätern einen großen Mangel an Einbildungskraft und Religiosität vor, daß sie nicht im Stande gewesen wären, eine eigne poetische Mythologie zu erzeugen.

Die Odin'sche Religion, sagen sie mit etwas Eifersucht, ist scandinavische Schöpfung, und die Spuren, die etwa davon in Deutschland zu finden, sind ein matter Abglanz unserer Geistesprodukte; bei uns sind die Odinsgräber, bei uns die Herthahaine, bei uns die Thorsholme und Thorswiesen; alle Namen der nordischen Götter sind scandinavisch. Wie kommen die Deutschen dazu, sich in diese Angelegenheiten zu mischen, die sie gar nichts angehen?

Ich muß gestehen, daß ich mit meiner Verehrung für die nordischen Götter mehrmals in Dänemark anstieß und daß ich mehrfach Gelegenheit bekam, in mich zu gehen und über die Sache nachzudenken. Es geht uns hier ungefähr so wie in Frankreich mit unserer Verehrung für Karl den Großen, den wir als einen großen deutschen Kaiser achten, während die Franzosen uns darüber verspotten, da sie ihn schlechtweg als einen von ihren Leuten nehmen und ihn einen der größten französischen Herrscher und einen Vorfahren Napoleons nennen.

Viele Scandinavier gehen jedenfalls in ihrer Verehrung für ihre alten nordischen Nationalheiligthümer viel zu weit. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß bei uns Kindern der Neuzeit und namentlich bei uns Protestanten die Verehrung der alten Götter unterschiedlicher Mythologien wieder so hoch aufgeschossen ist. Die katholischen Priester des Mittelalters machten den Thor und



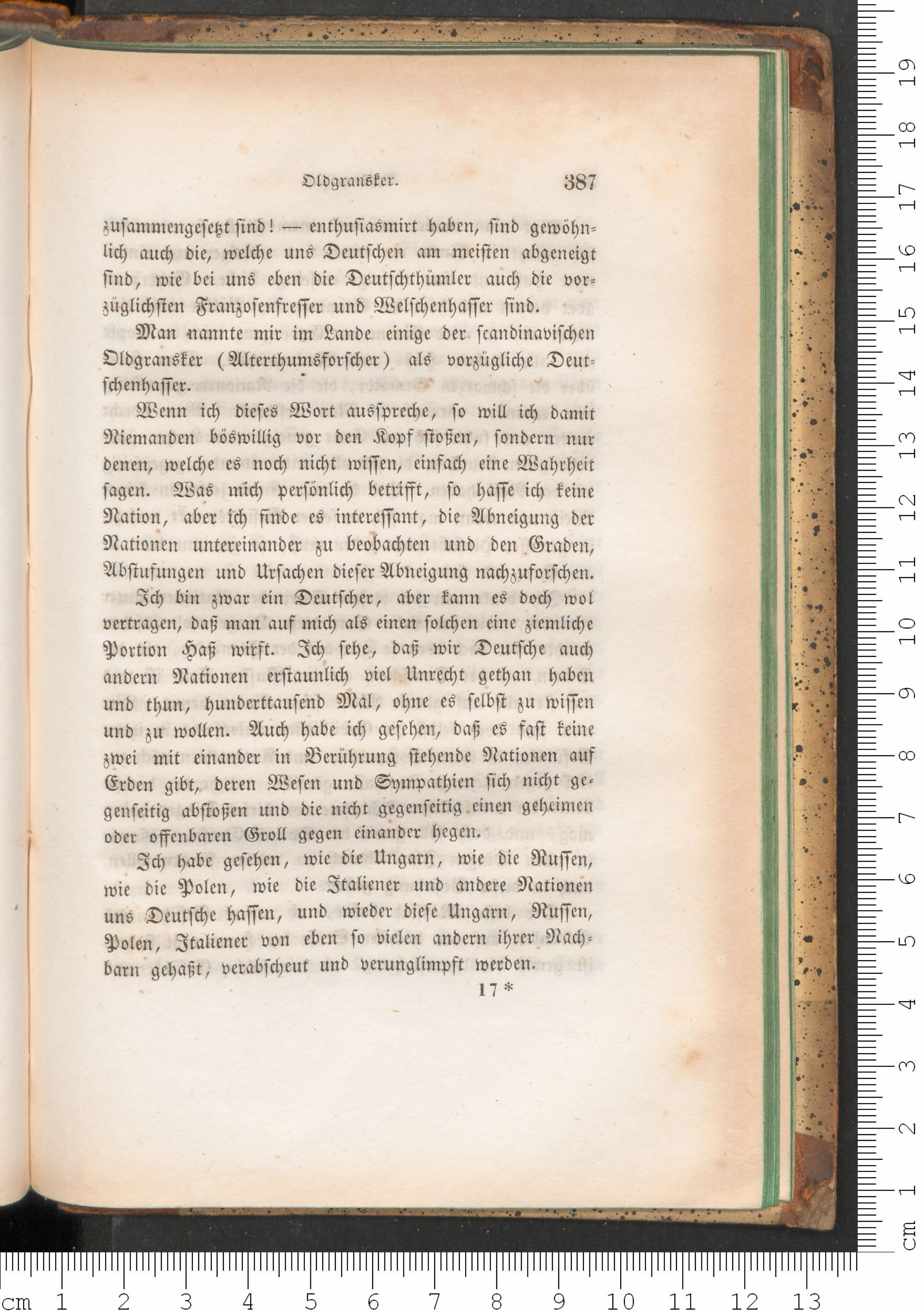
Odin, die Götter der Scandinavier, und den Swantewit und Tschornobog und andere Götter der Slaven geradezu zu Teufeln.

In der neuen Zeit, wo man mit Eifer das Alterthum wieder zu studiren und darin sich zu vertiefen begonnen hat, haben sowol die Slaven, als auch die Scandinavier diese Götter zum Theil wieder rein gewaschen. Und wir pontheistischen Deutschen, die wir immer fast allen Göttern eine so lautere Verehrung entgegentragen, haben sogar auch die griechischen Götter wieder herrlich und göttlich gemacht und haben es (z. B. in den Göttern Griechenlands unseres Schiller's) bedauert, daß jene schönen Gottheiten nicht mehr walten.

Von den Scandinaviern haben sogar einige nicht nur in Gedichten, sondern in flacher Prosa es bedauert, daß die Odinstempel und Odinswalhalla zertrümmert sind, und haben angerathen, diese Religion, natürlich mit einigen Modificationen, wiederherzustellen.

Ich sage, es ist bemerkenswerth, daß solche Richtungen, solche Stimmungen, solcher mythologische Studieneifer und solche literarische Produkte gerade unter uns Protestanten, bei den katholischen Völkern dagegen viel weniger, hervorgetreten sind. Es ließe sich mancherlei zur Erklärung dieses Phänomens anführen.

Eben die Odinsfreunde, welche sich so sehr für Odin und Thor, für die „Oldhois“, für die „Nordboer“ (Nordmenschen), für „Norden's aand“ (des Nordens Geist), für „Norden's Olden“ (für des Nordens alte Zeit) — Himmel, was gibt es nicht für eine Menge Worte, die mit „Nord“



zusammengesetzt sind! — enthusiasmirt haben, sind gewöhnlich auch die, welche uns Deutschen am meisten abgeneigt sind, wie bei uns eben die Deutschthümler auch die vorzüglichsten Franzosenfresser und Welschenhasser sind.

Man nannte mir im Lande einige der scandinavischen Oldgransker (Alterthumsforscher) als vorzügliche Deutschenhasser.

Wenn ich dieses Wort ausspreche, so will ich damit Niemanden böswillig vor den Kopf stoßen, sondern nur denen, welche es noch nicht wissen, einfach eine Wahrheit sagen. Was mich persönlich betrifft, so hasse ich keine Nation, aber ich finde es interessant, die Abneigung der Nationen untereinander zu beobachten und den Graden, Abstufungen und Ursachen dieser Abneigung nachzuforschen.

Ich bin zwar ein Deutscher, aber kann es doch wol vertragen, daß man auf mich als einen solchen eine ziemliche Portion Haß wirft. Ich sehe, daß wir Deutsche auch andern Nationen erstaunlich viel Unrecht gethan haben und thun, hunderttausend Mal, ohne es selbst zu wissen und zu wollen. Auch habe ich gesehen, daß es fast keine zwei mit einander in Berührung stehende Nationen auf Erden gibt, deren Wesen und Sympathien sich nicht gegenseitig abstoßen und die nicht gegenseitig einen geheimen oder offenbaren Groll gegen einander hegen.

Ich habe gesehen, wie die Ungarn, wie die Russen, wie die Polen, wie die Italiener und andere Nationen uns Deutsche hassen, und wieder diese Ungarn, Russen, Polen, Italiener von eben so vielen andern ihrer Nachbarn gehaßt, verabscheut und verunglimpft werden.

Sitzt man immer nur auf einem Fleck, so entwickelt sich zuletzt in Einem ein reiner und tüchtiger und einseitiger Haß und eine tüchtige einseitige Liebe. Geht man aber herum und hört die Stimmen der Völker über einander ab, so wird Einem am Ende ganz wirr im Kopfe von alle diesem Haß- und Rachegeschrei. Man stutzt über die schwarzen Gemälde, die die Nationen gegenseitig von einander entwerfen. Man erschrickt. Man horcht weiter und fühlt sich am Ende geneigt zum Lachen über diese guten Leutchen, die sich alle unter einander gegenseitig bei der Nase haben. Und da man einem jeden in seiner Weise und wenn man sich in seinen Gesichtspunkt versetzt, in gewisser Hinsicht recht geben muß, so gewinnt man sie am Ende alle lieb.

Ich denke mir bei diesem Streit der Nationen unter einander, wie der liebe Gott diese Dinge wol ansehen möchte, der doch eben so gut auf der Franzosen, als der Dänen, als der Deutschen, als der Russen Seite ist und der sie alle auf gleiche Weise seine Kinder nennt. Wie weit sind doch selbst die Gebildetsten unter uns in ihren Gefühlen, in ihren Sympathien und Antipathien noch zurück gegen diejenige Anschauungsweise, welche der höchste Leiter der menschlichen Schicksale von diesen Dingen haben mag, und doch soll gewiß der Spruch Christi, daß wir in allen Dingen Ihm ähnlich zu werden streben sollen, auch in dieser Beziehung gelten.

Der beste Maßstab dafür, ob unsere Gefühle und Gedanken auf der höchsten Stufe der Humanität stehen, ist gewiß die Untersuchung, ob wir solche Gefühle und

Gedanken auch wol dem höchsten Wesen unbeschadet seiner Majestät beilegen könnten. Sind sie ganz göttlich, so sind sie auch ganz human.

Rund um die Buchenparks von Lethraborg liegen nun die Grabhügel der alten Könige Dänemarks herum, einige noch von den Buchen beschattet, andere auf kahlen Landrücken, andere mitten in der Ebene oder an den Ufern des kleinen Leirebaches hin. Es sollen im Ganzen beinahe hundert sein. Die alte Königsresidenz war also, so zu sagen, in einer Wolke von Grabhügeln eingehüllt, welche von den Königswohnungen aus überall sichtbar waren.

Man muß den Tod in jenen Zeiten, da man seine Monumente so mitten ins Feld legte, nicht so gescheut haben, wie jetzt, wo man dieselben gern an einen versteckten Ort hinbringt. Die alten dänischen Könige wohnten, so zu sagen, mitten auf dem Todtenacker ihrer Vorfahren, so wie die alten ägyptischen Könige in Memphis, welche auch die Trauerpyramiden ihrer Vorväter aus den Fenstern ihres Palastes beständig vor Augen hatten.

Der vornehmste von jenen Hügeln ist der, den man den Grabhügel des Königs Dan nennt. Dieser Dan soll einer der ältesten Könige von Dänemark gewesen sein und den Beinamen „Mykillati", d. i. der Prächtige, gehabt haben; vielleicht nicht, weil er selbst so prachtvoll war, sondern weil die alten dänischen Chronikenschreiber ihn in ihrer Phantasie mit so vieler Pracht ausstaffirten.

Einige unterscheiden von diesem Dan Mykilati oder Mikillati noch einen ältern König Dan, der, wie Einige

sagen, lange Jahre vor Christi Geburt geherrscht haben soll. Er soll die Könige Angel und Freso zu Brüdern gehabt haben, und nach ihm sind die Dänen benannt, so wie nach Angel und Freso die Angeln und Friesen. Es ist eine Sitte bei allen Völkern, wenn sie sich ihren Ursprung und ihren Namen und ihre Verwandtschaft mit andern Völkern nicht zu erklären wissen, dann die Existenz von mythologischen Personen zu erdichten, die entweder Brüder oder Vettern von einander und die Stammväter der Völker gewesen sein sollen.

Nach Andern wieder ist Dan Mykilati derselbe König Dan, von dem Dänemark den Namen bekam. Er lebte so circa circiter um das Jahr 200 nach Christi Geburt. Er soll zuerst den alten Gebrauch, die Todten zu verbrennen, in Dänemark abgeschafft und befohlen haben, sie hinführo zu beerdigen. Mit ihm schloß also das Zeitalter der Verbrennung oder das, was die Dänen „Bruna Old“ (Brennalter) nennen, und sein Hügel ist daher vielleicht der erste und älteste Grabhügel (Oldhoi) dieser Art im Lande.

Als ich den Fuß auf den Gipfel seines Hügels setzte, war ich froh, daß ich mir wenigstens einbilden konnte, bis zu dem allerersten Ursprunge und Anfange eines alten Gebrauchs gekommen zu sein.

Die Quellen aller Dinge sind fast eben so schwer zu entdecken als die des Nils, und man freut sich immer, wenn man zu den ersten aus dem Boden hervorspringenden Tröpfchen eines weit hinfließenden Stromes gelangt. Daher hätte ich auch noch so gerne meinen Fuß auf den

Hügel desjenigen Königs gesetzt, welcher der urälteste und der anfänglichste in Dänemark gewesen sein soll, nämlich des Königs Skiold, von dem das Geschlecht der ältesten dänischen Könige die Skioldunger, so wie die ältesten schwedischen Könige von Ynge die Ynglinger genannt wurden. Er, Skiold, soll der Erbauer von Leire gewesen sein und sein Grab wird auch noch gezeigt bei Skioldenäsholm, nicht weit von Leire. Leider konnte ich aber nicht dahin kommen.

Der Bischof Münter beschreibt in der besagten Abhandlung ziemlich genau, auf welche Weise es bei der Beerdignng des Königs „Dan des Prächtigen" herging. Der König, sagt er, habe seinen Grabhügel selbst, als er sich dem Tode nahe fühlte, errichten lassen, und habe dann angeordnet, daß sein Leichnam mit großem Pompe daselbst sollte beerdigt werden, und zwar sitzend auf seinem Pferde wie der alte Ritter Cid, in seinem königlichen Ornate, mit seinem Wappen und sonstigem königlichen Staat. Seine Verwandten folgten ihm weinend und das ganze Land war in Trauer.

Der Verfasser spricht dabei in einem Tone so großer Hochachtung von Dan Mykillati, fast als wäre er einer der Hofleute dieser Majestät gewesen, ungefähr so, als wenn der Hofmann eines kurz verstorbenen Königs erzählte: „Seine Majestät geruhten zu befehlen, daß Sie zu Pferde beerdigt würden" u. s. f.

Dies Beugen und diese Ehrerbietung vor einer Majestät, von der es noch sehr problematisch ist, ob sie überhaupt wirklich einmal auf Erden noch anderswo als in

dem Gehirne des Saxo Grammaticus existirt habe, nimmt sich wirklich sehr komisch aus und steht einem Gelehrten unserer Tage gar nicht recht an.

Weil Dan Mykillati zu Pferde begraben wurde, so nennen die Leute der Umgegend auch noch heutiges Tages seinen Hügel den „Hestebierg", den Pferdeberg. Mir kam es entschieden aber so vor, als wäre der große Hügel, welchen man mir als den Hestebierg zeigte, nicht künstlichen, sondern natürlichen Ursprungs und als sei etwa nur ein kleinerer künstlicher Hügel ihm auf den Gipfel gesetzt.

Der Pferdehügel, eigentlich gibt es zwei Pferdehügel, einen kleinen und einen großen („store" und „lille Hestebierg"), liegt an dem einen Ende von Leire; an dem entgegengesetzten Ende liegt der Hügel des Königs Harald Hildetand, ebenfalls eines bekannten dänischen Königs, der in jener großen weitberrühmten Schlacht gegen die Schweden auf der Haide bei Brovalla umgekommen sein soll. Er hat einen kleinen bescheidenen Hügel, der rund herum mit Steinen sehr sorgfältig besetzt war.

Mein verehrter Begleiter sagte mir, daß diese Steine erst in neuerer Zeit wieder so hingelegt seien, und zwar in Folge einer Verordnung, welche bessere Erhaltung aller Alterthümer des Landes und namentlich dieser alten Grabhügel anbefiehlt. Der Ackerbau griff diese alten ehrwürdigen Nationalmonumente immer sehr an und zerstörte sie mehr und mehr. Die Steine um die Hügel herum wurden weggenommen und zu Gebäuden verbraucht. Die Hügel selbst wurden weggegraben oder niedergepflügt.

Jene Verordnung stellt diese Hügel nun in ganz Dänemark unter königlichen Schutz und es ist daher Aussicht, daß man nicht mehr so rücksichtslos mit ihnen umgehen werde.

Ich wollte gern wissen, ob bloß die Antiquare oder ob auch das Volk diese Hügel mit den Namen der alten Könige benannte. Wir traten daher in die erste beste Hütte in der Nachbarschaft ein, in welcher wir einen Schmidt bei der Arbeit fanden. Ich bat ihn, mir zu sagen, wie er und die Leute in der Gegend jene Grabhügel nannten, und er antwortete mir, indem er seinen Hammer bei Seite setzte, geschwind, „man nenne ihn allgemein Harald Hildetand's Hoi (Hügel)". Darf man demnach, wie es wol keinen Zweifel leidet, annehmen, daß nicht die Antiquare und Schriftsteller dem Volk diesen Namen in den Mund gelegt haben, und daß das Volk diesen Namen in treuem Gedächtniß bewahrt und von Mund zu Mund tradirt hat, so wäre hier denn ein Beispiel einer mehr als tausendjährigen Tradition, denn Harald Hildetand (Harald Kriegszahn) soll im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt gelebt haben.

Drei andere Grabhügel werden die Mosenbierge (Morasthügel) genannt, ein anderer wieder der Grüdehoi (Kesselhügel), weil man einen Kessel in ihm entweder gefunden hat oder vermuthet.

Es ist nicht möglich, daß das heutige Troja bescheidener aussehen kann wie jetzt die alte Königsstadt Leire aussieht. Man zeigte mir einen Bauernhof, wo man vermuthet, daß ehemals auf demselben Boden ein königlicher Palast gestanden. Andere wollen wenigstens die königlichen Stallungen

dorthin verlegen, und der oben angeführte Alterthumsforscher läßt sich bei der Beschreibung der Einrichtung dieser Stallungen auf einige interessante — ob auch sachgemäße und wahre? — Details ein.

Dieser Bauerhof soll noch jetzt Kongsgaard „der Königshof" genannt werden. In diesem selben Residenzstaube, den sonst die Hufe der ritterlichen Streitrosse droschen, wälzen sich nun die Schafe und Schweine von ein paar armen Bauern.

Wäre es nicht ein so gräßliches Wetter gewesen, daß wir bald wieder die ruhige Atmosphäre des lethraborgschen Parks und des Schlosses hätten suchen müssen, so hätte ich wol gern noch einige andere Grabhügel der Nachbarschaft besucht. Denn ich muß gestehen, daß ich, obwol ich nicht mit denjenigen nordischen Gelehrten, welche in der alten dänischen Vorzeit in Folge einer, durch allzueifrigen Patriotismus in ihnen erzeugten Clairvoyance alles gar zu deutlich erblicken, symphatisire, so interessire ich mich doch im höchsten Grade für die alten, so äußerst merkwürdigen dänischen Königssagen, und ich kann mich, wie wol viele historische Laien, nicht entschließen, denjenigen Forschern Beifall zuzuklatschen, welche wie Niebuhr in Bezug auf Rom, wie Dahlmann in Bezug auf Dänemark, wie mancher englische Geschichtschreiber in Bezug auf die alten irischen und schottischen Königssagen, mit dem großen unbarmherzigen Messer der Kritik alles Fleisch bis auf den Knochen wegschneiden. In dem Bade, was diese Männer verschütten, steckt gewiß auch manches Kind. Es sind Wolken, das ist wahr, allein in den Wolken ist

sicherlich ein Kern. Es wird bei vielen unserer Geschicht=forscher sehr Mode, Alles, was nicht sogenannte wohl=verbürgte, verbriefte und beurkundete Geschichte ist, ohne Weiteres über die Klinge springen zu lassen.

Wenn nur nicht diese wohlverbürgte Geschichte selbst noch wieder so vielfach dunkel und zweifelhaft wäre!

Die dänischen Königssagen, wie sie uns bei den Is=ländern und bei den in seinen Beichten von der alten Urzeit minder geschätztem Saxo Grammaticus vorgetra=gen werden, sind so äußerst interessant, so lebendig, so dra=matisch, so lehrreich, daß ich mir wol denken kann, wie es dem Patrioten, der sich mit ihnen vertraut gemacht hat, schwer wird, nicht an Alles zu glauben. Zugleich widersprechen sie sich aber so oft, daß auf der andern Seite ein gründlicher Forscher, der auf festem Boden wur=zeln will, gewiß leicht geneigt wird, sie allesammt fahren zu lassen.

Beide, der unparteiische, kaltherzige, gründliche For=scher, wie der leichtgläubige, enthusiastische Patriot, gerathen auf Abwege. Dieser malt die Portraits seiner fabelhaften Könige alle ab und hängt diese verehrungswürdigen Ange=sichter in seinem Studirzimmer auf; weiß genau, wie sie gekleidet waren, wie sie lebten, wie es in ihren Stallungen aussah, wie es bei ihren Begräbnissen herging. Jener reißt Alles in Stücken und wirft die Stücke in den Wind.

Können nicht historische Berichte der Masse nach wahr sein, wenn sie es auch in ihren speciellen Details vielleicht nicht sind? Wenn auch alle diese, die Harald Hildetand's — diese Dan's, die Prächtigen — diese Vermund's, die Weisen —

diese Frode's, die Stillen — diese Skiold's, ja diese Odin's und Thor's nicht alle gerade die und die Söhne und Töchter gehabt, die und die Provinzen beherrscht, die und die Siege erfochten, in dem und dem Jahre gestorben, so und so begraben sind, wie dies Alles in den alten Sagen angegeben wird: so ist es doch wichtig, zu wissen, was die Sagen von ihnen erzählen, wie sie sie schildern; denn nicht jedes Volk hat solche prachtvolle Traditionen, und das Volk, was dergleichen besitzt, hat vermuthlich doch eine Geschichte und eine solche Geschichte gehabt, die den Sagen wenigstens dem Geiste nach ähnlich sah.

Ist Wahrheit und Dichtung in einen solchen Knäul verwickelt, daß man sie nicht mehr von einander scheiden kann, so sollte man nicht das ganze Knäul wegwerfen, sondern sollte dies Knäul als Das geben, was es ist, als ein Knäul.

Ein Geschichtschreiber soll seine Geschichte nicht bloß da anfangen, wo die klare Sonne der Geschichte selbst über den Horizont hervorsteigt, sondern er soll auch den Charakter und das Wesen der langen Dämmerung, die ihr vorhergeht, genau darstellen und die dunkeln Lichtstreifen so weit hinaus verfolgen als nur möglich, so wie ein Geograph die Schilderung der Flüsse nicht da erst anfangen soll, wo sie in die Ebenen hinabsteigen. Er soll vielmehr auch in die Gebirge hinaufsteigen und die kleinste Quelle verfolgen, ja wo möglich mit Bohrer und Grube bis zu den unterirdischen Wasserbassins hinabgehen, aus denen die Quellen hervorkommen.

Ich muß gestehen, ich beneide die Dänen um ihre

alten Königssagen, besonders auch deswegen, weil sie wenigstens eine sehr alte Geschichte und eine sehr frühe politische Existenz der Dänen beurkunden.

Ich weiß nicht, bei welchem deutschen Schriftsteller ich einmal gelesen habe, daß die ganze Existenz eines dänischen Staates eigentlich ein bares Wunder sei. Dieses Volk säße da in geringer Anzahl auf seinen kleinen Inseln, ohne überhaupt eigentlich nur ein ordentliches bestimmtes Vaterland zu besitzen; erhübe sich in einigen Zeiten der Geschichte, sich mächtig aufblasend, zu großem Ansehn und Macht und sänke dann wieder in Bedeutungslosigkeit zusammen. Von jeher habe es so übermächtige Nachbarn gehabt, daß dieselben eigentlich nur hätten sagen können, Dänemark solle nicht mehr existiren, und es würde aufgehört haben zu sein.

Jener Schriftsteller machte diese Bemerkungen in etwas spöttischem Tone. Ich möchte sie auch machen, allein ohne Beifügung von Spott. In der That, die lange Existenz des dänischen Staats ist ein bares Wunder, das ohne Zweifel nicht dem bloßen Zufall, sondern dem ausdauernden und kernigen Charakter dieser Nation zugeschrieben werden muß.

Es ist ein ausgemachtes Faktum, daß der dänische Thron einer der allerältesten, wo nicht der älteste, nie umgestürzte Thron in Europa sei, und daß das dänische Volk seine Independenz besser und länger bewahrt habe, als alle andern Völker Europas. Die britischen Inseln sind von den Römern, von den Sachsen, von den Dänen, von den Normännern verschiedene Male erobert und lange be-

herrscht, und ihre Bewohner sind zu verschiedenen Malen so zu sagen, von Kopf bis zu Fuß umgeschmolzen und umgewandelt, und das englische Staatsgebäude, so wie es jetzt existirt, ist etwa 700 Jahre alt.

Die pyrenäische Halbinsel wurde von den Römern, von den Gothen, von den Mauren erobert und beherrscht, und das jetzige Staatsgebäude in Spanien und Portugal ist noch bei Weitem nicht so alt, wie das von England. Wir Deutschen sind zwar auch nie dauernd unterjocht worden, doch sind alle unsere Staaten und Königsthrone, wie sie jetzt dastehen, von Oestreich und Preußen angefangen, sehr neuen Ursprungs. Die italienischen Throne sind etwas älter, doch stammen sie auch meistens alle aus der letzten Hälfte des Mittelalters. Der russische Thron, so wie er sich aus dem Großfürstenthum Moskau nach der Abschüttelung des Jochs der Mongolen entwickelte, ist kaum 400 Jahre alt.

Schweden und Norwegen wurden sehr lange von Dänemark aus beherrscht und haben keine ununterbrochene Reihe von Königen. Irland und Schottland wurden mit England vereinigt, und haben als besondere Staaten längst zu existiren aufgehört.

Für das älteste Königreich in Europa wird gewöhnlich Frankreich ausgegeben, das nun schon seit Clodwig's Zeiten fast 1400 Jahre existirt und eine fast ununterbrochene Reihenfolge von einheimischen Königen zählt. Doch wurde dieser Staat von Fremden, nämlich von Deutschen auf gallischem Boden gestiftet, und es entstand aus den alten Galliern und den eingewanderten Franken ein Misch-

lingsvolk, die Franzosen. Auch war die Hälfte von Frankreich eine lange Zeit von den Engländern besetzt.

Die Dänen nun haben vor allen diesen Nationen den Vorzug voraus, daß ihr Vaterland nie von Fremden dauernd erobert und besessen wurde, daß sie seit ewigen, oder wenigstens seit unvordenklichen Zeiten von eigenen einheimischen Königen beherrscht wurden, und daß ihr Staatswesen, so wie es jetzt existirt, mindestens seit Gorm dem Alten, der alle kleinen dänischen Theilkönigreiche zu einem Staate vereinigte, d. h. seit dem Anfange des neunten Jahrhunderts dasteht und sein Thron daher mit dem französischen in Bezug auf das Alter mindestens rivalisiren kann.

Deutsche Kaiser, deutsche Reichsfürsten, namentlich die Grafen von Holstein, dann schwedische und norwegische Könige drangen zwar mehrfach mit siegreichen Waffen in Dänemark vor, aber sie behielten das Land doch nie auf so lange Zeit, daß eine völlige Vermischung der Einheimischen mit den Ausländern stattgefunden und daß nicht immer noch ein dänischer König wenigstens in einem Theile des Reichs auf dem Throne gesessen und die Feinde bald wieder vertrieben hätte. Der einzige wesentliche Theil von Dänemark, den man hierbei ausnehmen muß, sind die schonenschen Provinzen im südlichen Schweden, welche nun schon seit längerer Zeit an Schweden gefallen sind.

Die fremden Könige, welche ins Land kamen und über Dänemark herrschten, wie Oluf von Norwegen, Erich aus Pommern, Christoph aus Baiern, Christian aus Oldenburg, waren doch insofern nicht ganz fremde, als sie

wenigstens von der Mutterseite mit dem alten Königsstamm zusammenhingen, und als sie auch nicht mit Gewalt der Waffen, sondern in Folge einer Wahl der Stände ins Land kamen.

Selbst der von Frankreich und Napoleon erregte Sturm, der so viele Könige rund um Dänemark herum von ihrem Throne stieß und sogar Schweden eine völlig fremdartige Dynastie gab, ließ in Dänemark die alte Dynastie und den alten Staatszustand. Die vorübergehenden Eroberungen in Dänemark, welche Schweden oder Deutsche machten, betrafen doch nur Jütland, und von den dänischen Inseln kann man sagen, daß sie höchstens nur einen Feind haben durchpassiren oder auf Flotten vorüberziehen sehen, nie aber von Fremden besessen und in ihren politischen Zuständen wesentlich umgestaltet sind.

Im Superlativus gilt dies von der uralten dänischen Insel Seeland, und dieser Landstrich kann in dieser Beziehung jeden andern Landstrich in Europa herausfordern. Ich weiß zwar wol, daß im Ganzen genommen, mit dieser unvordenklichen Independenz und Ursprünglichkeit des Landes nicht viel für die Gegenwart gesagt ist; denn man sieht gerade das von allen europäischen Ländern am häufigsten eroberte und unterjochte Land, nämlich England, eben jetzt in der größten Selbständigkeit, Originalität und Unabhängigkeit sich bewegen, während es andere, nie eroberte Länder gibt, die weder so großen Einfluß üben, noch so große Originalität besitzen, sondern längst von andern, ihrer Ursprünglichkeit gewissermaßen durch eine friedliche und durch ganz leisen Einfluß ausgeübte Er-

oberung verlustig gegangen sind. Indeß wollte ich doch jenen Umstand in so helles Licht setzen, als ich es vermag, weil es höchst wahrscheinlich ist, daß er doch auch jetzt noch für die Gegenwart nicht ganz ohne praktische Bedeutung ist.

Namentlich glaube ich mir ein gut Theil von dem eigenthümlich starken Nationalgefühl, welches alle Dänen beseelt und welches alle Fremden an ihnen bemerkt haben wollen, aus jenem Umstande erklären zu können.

Die Dänen waren von jeher ein wenig zahlreiches Volk und haben von einem geringen Gebiete, aus ihren kleinen Sunden und Belten, wie eine Bombe aus der Kanone hervorfahrend, die Welt mit Heldenthaten und Schrecken angefüllt. Sie glauben sich jetzt von Andern häufig übersehen und nicht so beachtet, wie sie es verdienen, und dies bewegt dann Einige zu Zeiten, etwas mehr als nöthig ist, in die alten Hörner zu blasen, die sie von Odin und Skiold ererbten. Fangen sie an, diese Goldhörner an den Mund zu setzen, so erinnern sie Einen dann an das „Dänengeld", das England einst bezahlte, wie das deutsche Reich das Türkengeld — an die „Dänennoth", von der befreit zu bleiben in vielen Ländern Europas die Leute regelmäßig jeden Sonntag den lieben Gott baten; an König Dannaast (der Dänen Stärke), an Königin Dannabod (der Dänen Trost), an das Dannawirke (der Dänen Wall) und an eine Menge solcher Wortcomposita mit Danna, die mir von Anfang herein in der dänischen Sprache sehr auffielen und die, däucht mich, wie auch das noch jetzt häufig in Gelegenheitsgedichten auf Frauen

gebrauchte Wort „Dannaquinde" (edles Dänenweib), alle für das besagte prononcirte Nationalgefühl sehr bezeichnend sind.

Den Umstand, daß Dänemark nie erobert wurde, kann man nicht dem Verhältniß zuschreiben, daß das Land ein Inselreich ist. Dies beweist das andere europäische Inselreich, England, welches doch so oft unterjocht ward. Dem Zufall und Glück kann man es doch auch nicht zuschreiben. Man muß daher wol auch dem Volke eine besondere Energie zugestehen.

Als einen kleinen Nachtrag zu dem Capitel von den Grabhügeln mag ich übrigens noch bemerken, daß ich hier in Lethraborg wiederum einen Hügel sah, der als Familienbegräbniß benutzt wurde. Einer der Grafen Holstein aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich und seinen Nachkommen einen Oldhoi zum Grabe erkoren. Er hatte ihn mit Bäumen umstellen und mit Steinen umsetzen lassen. Ein kreisrunder Weg führte um den Hügel herum und ein Schlangenweg auf seinen Gipfel. Die Särge waren ohne Vorrichtung eines Gewölbes, bloß in die Erde des Hügels hineingelassen, und nur auf dem Gipfel des Hügels las man auf einigen mit Epheu umrankten Steinplatten, wer hier ruhe.

Ich glaube, es war der Erigent der Grafschaft, welcher seinen Nachfolgern diese würdevolle, ernste und ehrwürdige Grabstätte, die mir besser als alle Marmormonumente gefiel, errichtet und hinterlassen hatte, „damit sie hier", wie es in der Inschrift ungefähr hieß, „eine noch viel süßere Ruhe genießen möchten, als auf ihrem Schlosse ihnen je zu Theil werden würde".

Man erzählte mir, daß dieser Herr schon bei seinen Lebzeiten gewohnt gewesen sei, auf dem Gipfel jenes Grabhügels, unter den ihn überschattenden Bäumen zu arbeiten. Er habe dort im Freien gewöhnlich gelesen, geschrieben und auch seinen Untersassen dort Audienz gegeben und Besuche empfangen. Alle solche kleine Umstände haben etwas Charakteristisches für das Leben in diesem Lande. Anderswo, wo es keine Oldhois gibt, kommt ein solches Geschäftslokal ober Audienzzimmer nicht vor.

Lethraborg besaß sonst eine sehr ausgezeichnete Gemäldesammlung. Es sollen später viele vortreffliche Gemälde in andere Hände gekommen sein. Allein auch jetzt noch fand ich alle Gemächer mit sehr interessanten Kunstschätzen gefüllt: mit Gemälden, mit Schnitzwerken aus Holz, Elfenbein und Metall, die zum Theil bewunderungswerthe Meisterstücke waren. Unter den Gemälden fiel mir besonders ein Denner auf, der des Malers alte Mutter vorstellen sollte. Es schien mir einer der schönsten Köpfe zu sein, den ich je von diesem Meister gesehn, und namentlich bemerkte ich, daß er durchaus nicht in der gewöhnlich so weichlichen und so ängstlich genauen Manier desselben ausgeführt, sondern viel lebhafter und kräftiger gehalten war. Uebrigens mag Denner seine alte Mutter wol öfter gemalt haben, da sie auch noch anderer Orten gezeigt wird.

Ein anderes Gemälde gefiel mir, weil es von einem dänischen Maler aus dem vorigen Jahrhundert herrührte und das Innere einer dänischen Bauernwohnung sehr lebhaft und gemüthlich vorstellte. Es war ein Bauer, der, vom Markte zurückkehrend, in seine Stube eintritt. Er

hat seinem Kinde ein hölzernes Pferdchen in der Stadt gekauft und überreicht es dem Kleinen, der, laut aufjauchzend, mit beiden Händen darnach greift. Der Bauer ist in seinen Schafpelz gehüllt und hat noch die Spuren von Schnee und Unwetter, durch das er sich zum heimischen Herde hindurchgearbeitet hat, auf dem Rücken und an den Schuhen, die deutliche Fußtapfen auf dem Zimmerboden zurücklassen.

Die Mutter des Kindes, sein Weib, schenkt ihm zur Erquickung und Belohnung, indem sie freundlich zum Kinde und seinem Pferdchen hinunterblickt, ein Glas Schnaps ein.

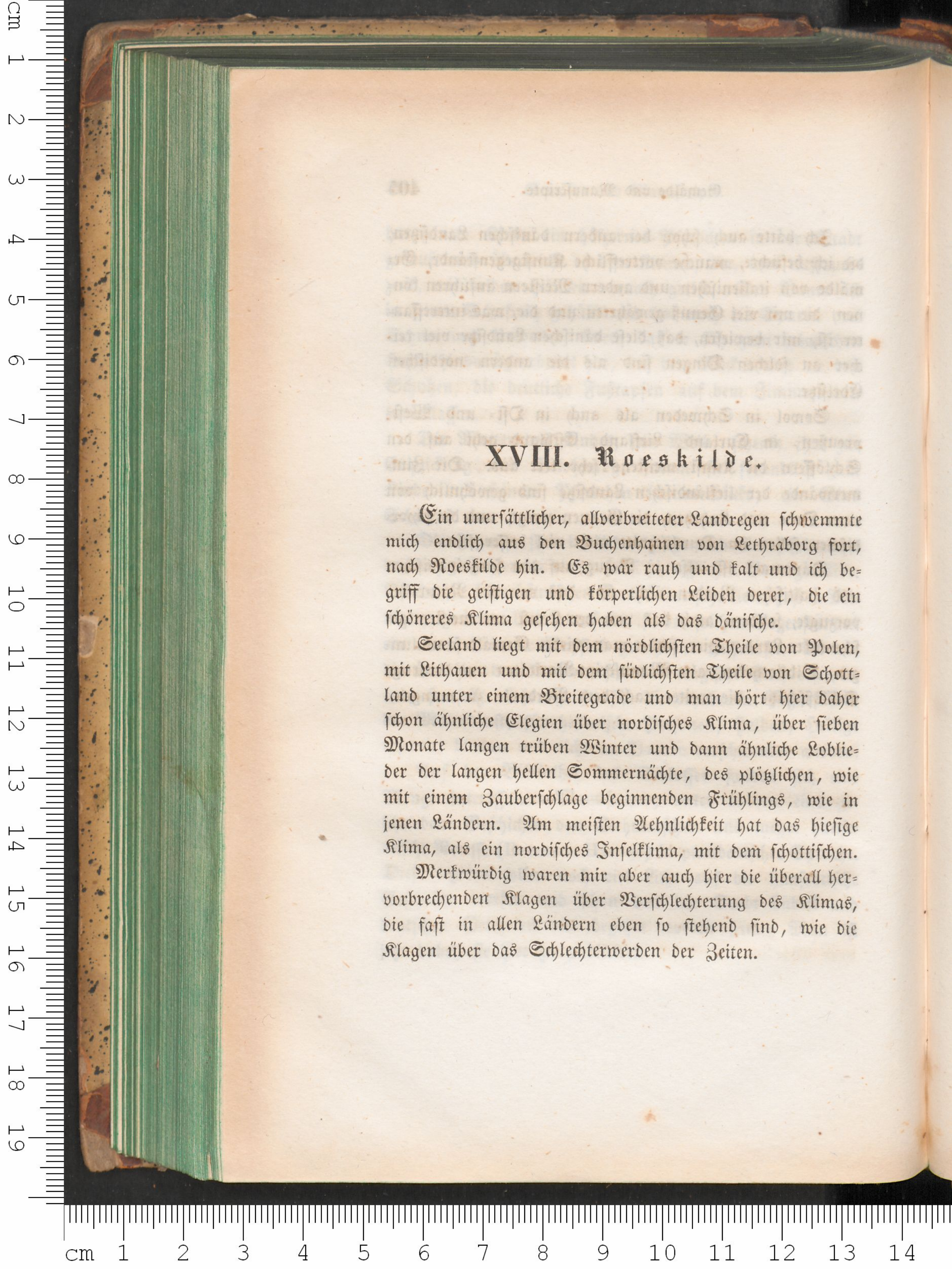
Die Figuren sind in Lebensgröße und dies scheint mir der einzige Fehler bei diesem sonst so trefflichen Genregemälde. Ostade hat seine bäurischen Genrebilder sehr klein, fast in Miniatur gemalt. Und jedenfalls ist bei solchen Gegenständen ein etwas kleinerer Maßstab gewiß der passendste. So wie die Griechen den Kothurn für das tragische Fach reservirten, so sollte Lebensgröße für die erhabenen Gegenstände der Malerkunst, für historische Personen, Helden, Heilige reservirt bleiben und nicht an Bauern verschwendet werden.

Auf der Bibliothek des Schlosses fanden sich eine Menge interessanter Manuscripte; unter andern eine geschriebene Geschichte von Dithmarschen und mehre hanseatische Recesse (Recessus Hansae) in plattdeutscher Sprache. Diese letztern sollen noch viel Licht auf die hanseatische Geschichte werfen und schon von der Stadt Lübeck und deutschen Gelehrten viel begehrt worden sein. Man ist jetzt dabei, sie hier zu publiciren.

Ich hätte auch schon bei andern dänischen Landsitzen, die ich besuchte, manche vortreffliche Kunstgegenstände, Gemälde von italienischen und andern Meistern anführen können, die mir viel Genuß gewährten und die, was interessanter ist, mir bewiesen, daß diese dänischen Landsitze viel reicher an solchen Dingen sind als die andern nordischen Edelsitze.

Sowol in Schweden als auch in Ost- und Westpreußen, in Curland, Liefland, Esthland geht auf den Schlössern die Kunst meistens sehr leer aus. Die Zimmerwände der liefländischen Landsitze sind gewöhnlich von einer Oede und Kahlheit, die Grauen erregt, und die schwedischen sollen im Durchschnitt nicht viel besser sein.

Dänemark ist also in Bezug auf den scandinavischen und baltischen Norden nicht nur das von der Natur bevorzugte, sondern auch das von der Kunst am meisten geschmückte Land. Hier findet man wieder Gemäldesammlungen, Bibliotheken, alte Manuscript-Raritäten und derartige Schloßschätze, die weiter nach dem Nordpole zu mangeln.



XVIII. Roeskilde.

Ein unersättlicher, allverbreiteter Landregen schwemmte mich endlich aus den Buchenhainen von Lethraborg fort, nach Roeskilde hin. Es war rauh und kalt und ich begriff die geistigen und körperlichen Leiden derer, die ein schöneres Klima gesehen haben als das dänische.

Seeland liegt mit dem nördlichsten Theile von Polen, mit Lithauen und mit dem südlichsten Theile von Schottland unter einem Breitegrade und man hört hier daher schon ähnliche Elegien über nordisches Klima, über sieben Monate langen trüben Winter und dann ähnliche Loblieder der langen hellen Sommernächte, des plötzlichen, wie mit einem Zauberschlage beginnenden Frühlings, wie in jenen Ländern. Am meisten Aehnlichkeit hat das hiesige Klima, als ein nordisches Inselklima, mit dem schottischen.

Merkwürdig waren mir aber auch hier die überall hervorbrechenden Klagen über Verschlechterung des Klimas, die fast in allen Ländern eben so stehend sind, wie die Klagen über das Schlechterwerden der Zeiten.

Da ich schon länger darauf aus bin, mir Notizen über die Gründe zu sammeln, aus denen man eine Verschlechterung des Klimas folgert, so will ich auch die Gründe, welche man mir hier zuweilen anführte, wiedergeben.

Zuerst hat man Nachrichten davon, daß in alten Zeiten an verschiedenen Stellen in Dänemark Wein gebaut worden sei und daß nun von den alten Weinbergen keine Spur mehr ist, so wie man bekanntlich auch im südlichen England, z. B. auf der Insel Wight, in Preußen, Brandenburg und in Sachsen denselben Umstand der Abnahme oder der völligen Ausrottung des Weinbaues in gewissen Strichen für denselben Beweis anführt. Dann will man wissen, daß Schwalben, Störche und andere Zugvögel jetzt viel später im Lande ankommen als ehemals, und endlich sollen in frühern Zeiten auf allen hiesigen Landsitzen fast nur Kamine im Gebrauch gewesen sein, die man nun als keineswegs hinreichend zur Erwärmung der Zimmer hält.

Ich will dies vorläufig bloß so dahingestellt sein lassen. Doch könnte man in Bezug auf den letzten Punkt bemerken, daß unsere Vorfahren, als in solidere und dickere Stoffe gekleidet und dann auch als thätigere und energischere Leute, vielleicht die Kälte weniger empfanden als wir, bei denen so viele baumwollene und andere dünne Kleider Mode geworden sind.

Die Stadt Roeskilde, an der äußersten Spitze eines langen, sonderbar gestalteten Armes des Isefjords gelegen, präsentirt sich mit ihrem eleganten, hohen, zweithürmigen

Dome vortrefflich. Ihre geographische Lage kann am besten mit der von Odense in Fünen verglichen werden.

Wie Odense für Fünen, so hat Roeskilde für Seeland eine mehr oder weniger centrale Lage. Roeskilde ist daher auch der Mittelpunkt des ganzen seeländischen Wegenetzes, denn von hier gehen strahlenförmig Chausseen nach allen Hauptküstenstädten Seelands aus, nach Kallundborg, Korsoer, Helsingoer, Kiöge, Kopenhagen, Skjelskioer ꝛc., welche Städte eben so im Kranze und in fast gleichen Abständen an der Küste von Seeland herumliegen, wie die Städte Svendborg, Faaborg, Assens ꝛc. an der Küste von Fünen.

Roeskilde wird daher auch von den dänischen Militärs als der Centralpunkt aller etwaigen militärischen Operationen zur Vertheidigung Seelands betrachtet, so wie sich Odense zu verschiedenen Zeiten als das militärische Operationscentrum für Fünen erwiesen hat.

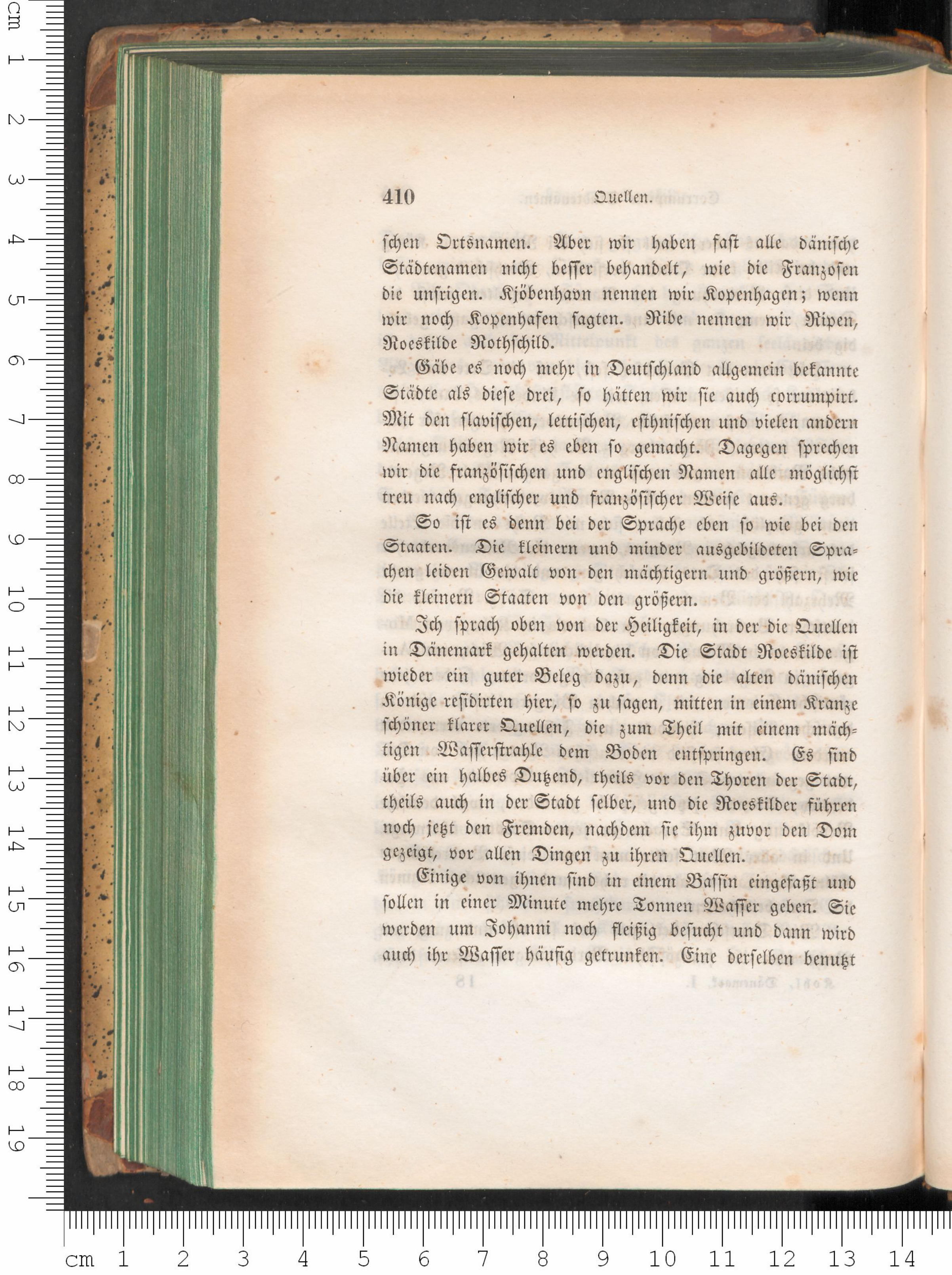
Eine andere Aehnlichkeit zwischen Roeskilde und Odense besteht in Folgendem: Von Norden her bricht der größte fünensche Meerbusen, der odenser Fjord, mitten ins Land hinein und in der Nähe seiner südlichen Spitze liegt Odense. Auf ganz ähnliche Weise bricht der größte seeländische Fjord, der Isefjord, von Norden her mitten ins Land hinein und an der südlichsten Spitze seines östlichen Armes, des roeskilder Fjords, liegt Roeskilde.

Die Stadt hat ihren Namen von dem alten dänischen Könige Roe, der sie am Ende des fünften Jahrhunderts hier in einer schönen, fruchtbaren und quellenreichen Gegend gebaut haben soll. „Kilde" heißt Quelle, Roeskilde also so viel als König Roe's Quelle. Die Deutschen

haben daraus aber, weil sie sich bei Roes keinen König und bei Kilde keine Quelle vorstellten, Rothschild gemacht. Und diese Verdrehung des Namens behalten selbst die Dänen, wenn sie mit uns deutsch reden, ganz geduldig bei.

Hält man den Grundsatz fest, daß die Orte und Lokalitäten so heißen müssen, wie die Kinder des Landes sie nennen, so muß man solche Namensverdrehungen für ungehörig halten. Regensburg z. B. heißt Regensburg und nicht Ratisbonne und muß in der ganzen Welt Regensburg genannt werden. Die Namensverdrehungen werden dann gesetzlich und stellen sich mit Recht an die Stelle des ursprünglichen Namens, wenn die Namensverdreher selbst sich des Orts bemächtigen und die überwiegende Mehrzahl der Bewohner ausmachen. So z. B. sind die deutschen Verdrehungen von Colonia in Köln, von Moguntiacum in Mainz, von Vindobona in Wien, von Augusta in Augsburg nun gesetzlich geworden, seitdem jene römische Colonien mit deutschen Bürgern besetzt und in deutsche Kaiser-, Handels- und Festungsorte verwandelt wurden. Eben so sind die deutschen Namen der von Dänen gegründeten Städte Hadersleben, Apenrade aus Haderslev, Abenraa jetzt gesetzlich geworden, weil deutsche Bevölkerung und Sprache in jenen Städten überwiegt. Und in aller Welt sollte man nun diese Verdrehungen Köln, Apenrade ꝛc. als die rechten und eigentlichen Namen der Orte beibehalten.

Wir Deutschen beklagen uns so oft und zwar mit Recht über die französischen Verdrehungen unserer deut-



schen Ortsnamen. Aber wir haben fast alle dänische Städtenamen nicht besser behandelt, wie die Franzosen die unsrigen. Kjöbenhavn nennen wir Kopenhagen; wenn wir noch Kopenhafen sagten. Ribe nennen wir Ripen, Roeskilde Rothschild.

Gäbe es noch mehr in Deutschland allgemein bekannte Städte als diese drei, so hätten wir sie auch corrumpirt. Mit den slavischen, lettischen, esthnischen und vielen andern Namen haben wir es eben so gemacht. Dagegen sprechen wir die französischen und englischen Namen alle möglichst treu nach englischer und französischer Weise aus.

So ist es denn bei der Sprache eben so wie bei den Staaten. Die kleinern und minder ausgebildeten Sprachen leiden Gewalt von den mächtigern und größern, wie die kleinern Staaten von den größern.

Ich sprach oben von der Heiligkeit, in der die Quellen in Dänemark gehalten werden. Die Stadt Roeskilde ist wieder ein guter Beleg dazu, denn die alten dänischen Könige residirten hier, so zu sagen, mitten in einem Kranze schöner klarer Quellen, die zum Theil mit einem mächtigen Wasserstrahle dem Boden entspringen. Es sind über ein halbes Dutzend, theils vor den Thoren der Stadt, theils auch in der Stadt selber, und die Roeskilder führen noch jetzt den Fremden, nachdem sie ihm zuvor den Dom gezeigt, vor allen Dingen zu ihren Quellen.

Einige von ihnen sind in einem Bassin eingefaßt und sollen in einer Minute mehre Tonnen Wasser geben. Sie werden um Johanni noch fleißig besucht und dann wird auch ihr Wasser häufig getrunken. Eine derselben benutzt

man jetzt zur Errichtung und Versorgung einer Wasser-heilanstalt, die ich im Bau begriffen sah.

Die Aussichten aus der Nachbarschaft von Rothschild auf den Fjord sind reizend. Derselbe erweitert sich in der Nähe der Stadt zu einem großen breiten Bassin, das drei Meilen im Umfang hat. Man sieht Dörfer und Kirchthürme an seinem Ufer liegen. Im Wasser selbst zeigen sich grüne Inseln und hie und da das weiße Segel eines kleinen Schiffes. Weiter hin verengt sich der Fjord zu einem Strom und verbindet sich in dieser Gestalt mit dem Isefjord. Buchenwäldchen schmücken hie und da seine Küsten.

Wie alle dänischen Fjorde in einer sehr merklichen Verschlemmung begriffen sind, so ist es auch dieser Fjord. Er war zuletzt nur noch für ganz kleine Schiffe zugänglich. In neuerer Zeit hat man die schlimmsten Stellen ausgraben lassen und ihn nun für Schiffe, welche sieben Fuß tief gehen, fahrbar gemacht.

Ein Herr, welcher hierbei besonders thätig war, sagte mir, daß man bei dieser Gelegenheit in dem Boden des Wassers eine Schicht von Austernschalen durchgraben habe. Diese Austernschicht wäre quer durch den Fjord hindurch-gestrichen. Die Austernschalen hätten ganz dicht übereinandergepackt gelegen und zwar mehre Fuß tief. Wie tief, könnte man nicht sagen, da man nur nöthig gehabt habe, drei Fuß tief einzugraben und damit noch nicht auf die Grenze der Bank gestoßen sei. Man habe sie in einer Breite und Länge von mehren Hundert Fuß durchschnitten. Aber sie ginge wahrscheinlich noch sehr weit unter dem

Boden fort. Die Sache ist um so merkwürdiger, da jetzt in diesem Meere weit und breit nirgends mehr Austern hausen.

Der Isefjord (der Eis-Busen), zu dessen Gewässern auch, wie gesagt, der roeskilder Fjord gehört, ist einer der berühmtesten und in alten Zeiten gepriesensten Fjorde hier in Dänemark und überhaupt im Norden, obwol man in Deutschland und weiter im Süden wenig davon weiß. Allein Deutschland ist nicht der Ort, wo man leicht die Gesichtspunkte gewinnen könnte zur Beurtheilung dessen, was hier am Kattegat herrlich und berühmt ist. Der beste Standpunkt dafür ist immer Island, Grönland, Norwegen. Und wer in Dänemark reist, muß in Gedanken sich wenigstens häufig in jenen nordischen Stand- und Gesichtspunkt stellen.

Die isländischen Sagen sprechen viel vom Isefjord und von den Dingen, die da passirt seien, und wenn sie davon erzählen, so ist es ungefähr, als wenn wir von dem Golf von Neapel oder Genua sprechen. Da hier durch den Isefjord von uralten Zeiten her der Eingang zu dem Centrum von Seeland und zu der Hauptstadt des Landes war, denn auch Leire lag nicht weit von einer der südlichen Spitzen dieses Fjords, in den der Leirebach mündete, so mußten natürlich hier wol die Hauptflotten des Reiches liegen, und da Roeskilde zugleich große und berühmte Centralmessen besaß, so mußte auch der Haupthandelshafen hier sein.

Der Isefjord ist hier in Dänemark eben so klassisch wie der Frith of Forth in Schottland, der nach Stirling,

Linlithgow, Edinburgh und den andern klassischen Orten Schottlands hinaufführte.

Noch näher liegt der Vergleich mit dem Mälarn, der nach Stockholm bringt, und mit dem Christianiafjord in Norwegen, der zu den ehemaligen und jetzigen Hauptstädten des Landes Opslo und Christiania führt.

Hier in dem Isefjord liefen mehr als ein Mal die Norweger in ihren alten Kämpfen mit den Dänen ein, um sie in dem Herzen ihres Landes anzugreifen. Hier passirten ehemals ähnliche Dinge, Entführungen und Zerstörungen der Flotten, Bombardements der Hauptstadt (freilich wol nur mit Steinen und Pfeilen), wie später im Sunde vor Kopenhagen.

Hier lief der gegen seinen Vater, König Harald Gormson, empörte Sohn, Svend Gabelbart mit einer Flotte ein und lieferte seinem Vater eine Schlacht, in Folge deren der verwundete König, dem verrätherischen Sohne das Reich hinterlassend, starb.

Hier in den Isefjord segelten auch die von Rom zurückkehrenden beiden roeskilder Domherren im elften Jahrhundert ein, welche das Haupt des heiligen Lucius brachten. Hier fiel diese Männer das seit alten Zeiten im Fjord hausende Meerungethüm an, drohte sie zu verschlingen, wurde aber durch den Anblick des Kopfes des Märtyrers gebändigt und verschwand auf ewige Zeiten in den Tiefen des Meeres.

Selbst in den Gesängen Ossians wollen manche Dänen mehre Beschreibungen von einer entlegenen Insel und

einem Meerbusen finden, die sie auf den Isefjord, auf Seeland und auf die leireschen Könige deuten.

Auch die Hanseaten kannten den Isefjord sehr wohl. Denn auf den beiden großen Messen, welche ehemals jährlich in Roeskilde abgehalten wurden, waren sie und überhaupt die Deutschen die vornehmsten Handelsleute. Während der Mälarn, der Frith of Forth und die andern genannten Fjorde sich noch bei frischem Leben erhalten haben, ist der Isefjord nun ganz vergessen und zu einem verödeten Hafen ausgestorben. Die Melancholie, welche von den Feldern vor Leire und Roeskilde, von dem es heißt: Hic seges, ubi Troja fuit ausgeht, zieht sich auch noch über die jetzt so stillen und idyllischen, einst so lebendigen und heroischen Ufer der Gewässer des Isefjords hin.

Wie der helgolander Felsen im Meere, so steht mitten in dieser hübschen Gegend am Isefjord die roeskilder Domkirche. Alles ist rund umher von der Fluth der Zeit nivellirt, keine Spur mehr von den königlichen Wohnungen der Knuds und Svends und Haralde und kaum eine von den 26 andern Kirchen und Klöstern, welche die Stadt in ihrer Blüthezeit geziert haben sollen.

Der Dom allein ist wie ein Felsen fast völlig und, wie es scheint, durch ein Wunder erhalten, als das einzige Zeugniß der Existenz einer Königsstadt, mitten unter den niedrigen Häusern der kleinen, jetzt 3000 Einwohner zählenden Stadt stehen geblieben.

Es ist entschieden die schönste Kirche in Dänemark sowol, als überhaupt im ganzen scandinavischen Norden.

Harald Blaatand stiftete die Kirche. Kanuth der Große legte aber in so fern den Grund zu dem jetzigen Gebäude, als er das Kirchenvermögen bedeutend vermehrte und dadurch den König Svend Estridson später in Stand setzte, die nöthigen Summen auf ein solches Gebäude zu verwenden. Es wurde unter ihm und seinen Nachfolgern vierzig Jahre lang daran gebaut und 1084 stand das Gotteshaus so fertig, wie es jetzt nach 800 Jahren noch steht.

Es ist wirklich merkwürdig, daß alle großen alten Kathedralen Dänemarks, nämlich der Dom von Ripen, der Dom zu Viborg in Jütland, die Kathedrale von Lund, die Kirche von Ringstedt, die odenser Kirche, die Kathedrale von Roeskilde ohne Ausnahme entweder am Ende des elften oder am Anfange des zwölften Jahrhunderts gebaut sind. Sie sind alle nahe an 800 Jahre alt und mithin um ein Beträchtliches älter als die größten Kathedralen in Deutschland.

Dabei sind sie so vortrefflich, obwol meistens nur aus Backsteinen gebaut, daß sie alle, so zu sagen, in ganz jugendlicher Frische dastehen. Sie zeigen daher auch alle in ihrer Bauart den ältesten, reinsten und einfachsten gothischen Styl. Das dreizehnte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert beschenkte Dänemark mit keiner einzigen großen Kathedrale.

Es gibt keine Kirche und ich glaube überhaupt kein Gebäude in Dänemark, das in jenem zierlich geschmückten, an Bildhauerzierath so reichen Spitzbogenstyl, wie unsere Dome von Köln, Straßburg, Freiburg, Antwerpen, Rouen und zahllose andere Kirchen in Deutschland,

Frankreich und England gebaut ist. Wie erklärt man sich diesen merkwürdigen Umstand?

Wie kommt es erstlich, daß Dänemark, welches doch das Christenthum später empfing als wir, gleich in dem zweiten christlichen Jahrhundert seiner Geschichte so große Gebäude aufführte, während unsere Hauptdome erst 400 oder 500 Jahre nach der Zeit, wo wir das Christenthum annahmen, emporstiegen? Wie kommt es ferner, daß die Dänen sich dann dabei beruhigten und nach diesem ersten lebhaften Anlaufe stehen blieben und im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nichts Großes mehr zur Ehre Gottes ausführten? (Die schönen Kirchen Kopenhagens sind aus einer viel spätern Zeit.)

Ich werfe diese Fragen bloß auf, ohne eine genügende Antwort darauf finden zu können. Doch mag in Bezug auf den letztern Punkt wol das Baumaterial, dessen die Dänen in ihrem Lande habhaft werden konnten, eine Hauptrolle mitspielen. Die Dänen hatten in ihrem eignen Lande einen großen Mangel an Steinbrüchen und namentlich fanden sie wenig Sandstein und andere solche bildsame Felsarten, welche der spätern geschmückten gothischen Bauart sehr förderlich und durchaus nöthig waren. Sie konnten nur Ziegelsteine und Granitblöcke zu ihren Gebäuden benutzen und vermochten es daher aus diesem Umstande nicht, der weitern Entwickelung und spätern Ausartung des gothischen Baustyles zu folgen. An Macht und Reichthümern fehlte es ja sonst auch den spätern Bischöfen und Klöstern Dänemarks nicht.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Kirche

von Roeskilde sich auch im Laufe der langen Jahrhunderte, die sie nun steht, vieles am Zeuge hat flicken lassen müssen. Die beiden spitzen Thürme, welche sie zieren, wurden zu verschiedenen Zeiten aufgesetzt, einer unter Erich dem Pommer und einer unter Christian IV. Mehre kleine Vorhäuser und Kapellen wurden unter verschiedenen Königen hinzugefügt. Ja, man kann sagen, es sei fast kein König von Dänemark und auch kaum ein Bischof von Roeskilde gewesen, der in der Kirche von Roeskilde nicht etwas Neues gebaut oder etwas Altes umgebaut und gebessert habe.

Namentlich stammen fast alle die Gräberkapellen, welche der Kirche angehängt sind und mit ihr in Verbindung stehen, aus sehr verschiedenen Zeiten und sind daher auch in sehr verschiedenem Geschmack gebaut, so daß, wenn man in die Kirche eintritt und den Blick zuerst auf alle diese verschiedene Abtheilungen des Gebäudes fallen läßt, man glaubt, in ein zu einem Ganzen verschmolzenes Complex verschiedenartiger Kirchen oder Tempel zu blicken. Dort blickt man durch runde Bögen in eine Kapelle im Renaissancestyl, hier fallen die Lichtstrahlen auf die weißen Säulen einer Kapellenpforte im italienischen Geschmack. In der Mitte, über dem Ganzen einigend schwebend, erhebt sich das alte majestätische Domgewölbe und sein schöner Chor.

Das Ganze ist von einem Reichthum und einer Fülle des historischen Interesses, wie wenige andere Kirchen in Europa.

Da Roeskilde das dänische Persepolis ist, da es die

verblichenen Könige in seinen Mauern versammelt, so sind die vornehmsten Kirchen Europas, welche man hier in Vergleich ziehen muß, die Kirche von St. Denis in Frankreich, die Westminsterabtei in London, die St. Veitskirche auf dem Hradschin in Prag, die Ladislauskirche auf dem krakauer Schloßberge und endlich die Grabkirchen auf dem Kreml in Moskau.

Ich versammelte in Gedanken alle diese europäischen Königs-Grabtempel, die ich gesehen hatte, um mich herum, mit denen die roeskilder Kirche den Vergleich sehr wohl aushält. Die Grabmonumente der russischen Zaaren, sowol die in den moskauischen Kirchen als die neuern in der Peter- und Pauls-Festungskirche in Petersburg, stehen in Bezug auf Ausschmückung hinter denen aller übrigen Königsgeschlechter Europas bei weitem zurück. Sogar die Gräber der Chane der Tartaren in ihrer alten krimschen Hauptstadt sind viel zierlicher. Es ist von den Zaarengräbern in der That nichts zu melden.

Die Gräber und Grabmonumente der Kaiser von Oestreich sind natürlich viel kunstreicher, doch zeichnen auch sie sich durch nichts Besonderes aus. Es ist weder eine große Menge von ihnen auf einem Haufen versammelt, noch ist ihre Grabkirche so gebaut, so geziert und so gelegen, daß man sie zu den schönsten königlichen Grabkirchen Europas zählen könnte.

Die Grabgewölbe der Könige von Preußen haben ebenfalls ein viel zu geringes Interesse, weil sie nur noch wenig Staub eines noch sehr jungen Königsgeschlechts umfassen.

Die Königsgräber in St. Denis in Frankreich würden

wol zu den allermerkwürdigsten gehören, wenn die französische Revolution hier nicht allen Staub und alle Asche vermischt und verworfen hätte. Hier ist alles jetzt neu und wenig Echtes.

Die deutschen Kaiser sind alle leider sehr zerstreut und zersplittert. Doch sind einige ihrer vornehmsten Ruhestätten in Prag, im Dom zu Speier, in Aachen, in Inspruck und andern Orten herrlich, und wäre Alles so concentrirt wie anderswo, so würden diese deutschen Kaisergräber alles Andere überwiegen, eben so wie das deutsche Volk, wenn es einig wäre, alle andere Völker überflügeln würde.

Die Westminsterabtei ist wol in Bezug auf Bauart des Gebäudes, in Bezug auf die Fülle und Menge der Monumente eine der ersten Mausoleensammlungen Europas. Doch übertrifft die Grabkirche der polnischen Könige auf dem hohen Schloßberge in Krakau, wo sie alle, von dem ersten der Piasten bis auf die letzten, Sobiesky und Poniatowsky, ruhen, fast sämmtliche übrigen, wenigstens durch ihre magnifike Situation auf der Spitze eines Berges, mitten in einer weiten Ebene, vis à vis der höchsten Spitzengruppe der Karpathen.

Die Ruhestätte der dänischen Könige hält wol, sowol in Bezug auf Geschmack, Pracht und Anzahl der Monumente, welche sie enthält, als auch in Bezug auf die Fülle der historischen Erinnerungen, welche beim Anblick dieser Monumente in der Seele aufsteigen, als endlich auch in Bezug auf Schönheit und Großartigkeit des ganzen Gebäudes, in der Lage desselben an der westlichen Spitze des Isefjords in der fruchtbarsten Centralgegend

der Insel Seeland den Vergleich mit allen übrigen genannten königlichen Ruhestätten aus, und man schwankt, ob man ihr den Lorbeer oder einer andern geben soll.

In der That, für einen Liebhaber der Geschichte und für einen Freund der Sensationen, welche diejenigen Erdflecke in uns erregen, auf denen die Manen der Könige schlummern, ist dies wieder eine Stelle in Europa, die zu den ausgezeichnetsten gehört!

Die dänischen Könige und Königinnen sind in allen Theilen der Kirche vertheilt. Einige liegen in besondern, ihnen bestimmten und nach ihnen benannten Kapellen, andere in Souterrains, andere in der Nähe des Hochchors und Altars und andere in den Mauern und Pfeilern der Kirche selbst.

Die letztern, die in den Pfeilern und Wänden vermauerten, sind die ältesten, und die in eignen Kapellen meistens die jüngern. Ich habe sonst nirgendwo die Leichen der Könige, es sei denn, daß sie zugleich Heilige und Märtyrer waren, auf diese Weise in den Kirchenwänden vermauert gesehen. Und ich muß daher glauben, daß es bloß dänische Sitte sei.

Auch diese Art von Beerdigung hat in ihrer Weise wieder etwas Großartiges. Für jeden Pfeiler ein König. Die Leichname ständen, sagte man mir, aufrecht in der Wand. Sie scheinen daher gewissermaßen mit dem Gemäuer verschmolzen. Und wenn man nun die Pfeiler emporstreben und sich oben entfalten sieht, so kann man sich einbilden, daß die Könige selbst, in riesenhafte Säulen verwandelt, zur Ehre Gottes das Dach emportrügen.

So steht Harald der Blauzahn, der Gründer der Kirche und Residenz in Roeskilde, dieser gefeierte Held des im Norden siegenden Christenthums, der von den letzten Asadürkern (Verehrern der Asen), den fast noch mehr gefeierten Helden der untergehenden Odinsreligion im Jahre 991 getödtet wurde, in dem nordwestlichen Pfeiler des Chors. Sein Pfeiler ist mit Malereien versehen, die sein Portrait mit den Emblemen des Sieges des Christenthums über das Heidenthum zeigen.

In einem andern Pfeiler der König Sueno oder Svend Estridson, der einer der größten Kirchenbauer seiner Zeit war und dem auch dieses Gebäude seine Existenz verdankt. Dann die Königin Margaretha Fredkolla, die Gemahlin des dänischen Königs Niels, die eine große Wohlthäterin der Kirche war. Und endlich der berühmte roeskildesche Bischof Wilhelm, mit dessen energischer Beihülfe König Sueno den Bau der Kirche zu Stande brachte.

Dieser Bischof war ein Freund zugleich und Gegner des Königs Sueno, in derselben Weise, wie jener Bischof von Mailand ein Freund zugleich und Gegner des Kaisers Theodosius war. Es ereignete sich zwischen Beiden in Roeskilde ganz etwas Aehnliches, wie zwischen jenen Beiden in Mailand.

Sueno ließ einmal einige seiner Edelleute, die seinen Zorn gereizt hatten, in der Kirche, wo sie eben beteten, überfallen und niedermachen. Hierüber wurde der Bischof Wilhelm, sein Freund, so empört, daß er dem Könige, als er zum Gebet in die Kirche kam, in sein Priestergewand gekleidet, entgegenging und ihm den Eintritt wehrte,

ja ihn sogar, als Sueno nichts desto weniger eintreten wollte, mit seinem Hirtenstabe vor die Brust stieß und ihn einen Mörder schalt. Die Hofleute wurden darüber entrüstet und griffen zu den Schwertern. Der König aber, der eigentlich ein guter Herr war, so daß er nicht nur in seiner Grabschrift in der Kirche „Regum Decus“ und an „Tugend groß“ genannt wird, sondern der auch von den norwegischen und dänischen Chroniken als ein verständiger und guter Herr geschildert wird, der eine besondere Gabe gehabt hätte, sich die Gunst der Leute zu erwerben — die Könige und Männer damaliger Zeit waren eben in der Art gut und großmüthig wie die Löwen, und man darf es ihnen nicht zu hoch anrechnen, wenn sie einmal in einem bösen Augenblicke ein Paar ihrer Räthe, Minister und Edelleute zermalmten — der König Sueno also, sage ich, wehrte seinen Hofleuten, denn da er seinen Freund Wilhelm, einen Bischof ohne Furcht und Tadel, im Namen Gottes zürnend und muthig zwischen den gezückten Schwertern dastehen sah, ergriff ihn plötzlich die Reue über seine That.

Er begab sich, von Gewissensbissen gepeinigt und von der Majestät der Kirche geblendet, in seinen Palast zurück, legte seine königlichen Zierathen ab, zog grobe Kleider an, ging mit bloßen Füßen zur Kirche zurück und warf sich vor der Kirchenthüre in den Staub nieder.

Als die Messe angegangen war, ging Einer in die Kirche und meldete dem Bischofe, in wie kläglichem Zustande der König vor der Kirchenthüre liege. Der Bischof befahl, daß man mit dem Gesange innehalten sollte. Er

ging zum Könige hinaus, nahm ihm das bußfertige Bekenntniß seiner bösen That und Reue ab, tröstete ihn dann, wischte ihm die Thränen von seinen Augen, befreite ihn von dem Kirchenbanne und befahl dann der Geistlichkeit, in Prozession vor dem barfüßigen und barhäuptigen Könige einherzugehen.

Drei Tage nachher wiederholte der König in seiner gewöhnlichen königlichen Tracht das Bekenntniß seiner schlimmen That und das Versprechen seiner Besserung noch einmal öffentlich vor allem Volke und machte der Kirche große Geschenke.

Es ist wirklich bemerkenswerth, daß man in der Geschichte fast jeden europäischen christlichen Staates, in der deutschen Kaisergeschichte, in der polnischen Geschichte, selbst in der Geschichte solcher kleinen Staaten wie Brabant, Flandern ganz ein eben solches interessantes Schauspiel zwischen einem solchen heldenmüthigen Bischofe und einem solchen mit Blut befleckten Herrscher aufgeführt sieht.

Rußland ist vielleicht der einzige christliche Staat, der auch in dieser wie in so vieler andern Hinsicht eine Ausnahme in der Geschichte macht.

Der Bischof Wilhelm begegnete seinem königlichen Freunde noch einmal, und zwar, als er, der König, verblichen und todt im Leichengepränge aus Jütland herbeigeführt wurde. Er war dort 1076 (oder 1074) gestorben und hatte seinen Ministern auf seinem Todtenbette den Eid abgenommen, daß sie ihn zu seinem Freunde, dem Bischof Wilhelm in Roeskilde, schaffen sollten, damit dieser ihn in der Domkirche bei seinen Vorvätern beisetze.

Bischof Wilhelm ging der Leiche seines Königs entgegen und nachdem er ihn beigesetzt, starb er so schnell darauf, daß man fast sagen könnte, er sei mit seinem königlichen Freunde zugleich ins Grab gestiegen.

Betrachtet man die in den Wänden vermauerten Könige und ihre Beziehungen zu der Kirche, so scheint es, daß in der Regel die Ehre einer solchen Vermauerung in den Wänden doch nur denjenigen zu Theil wurde, die als besondere Wohlthäter oder Stifter der Kirchen angesehen werden konnten.

Auf dem Boden des hohen Chores selbst, der 25 Fuß höher ist als der Boden der Kirche, stehen vier sehr geschmückte Marmorsarkophage für Christian V., Friedrich IV. und ihre Gemahlinnen, und unter dem Hochchore vierundzwanzig Prinzen und Prinzessinnen, die Kinder verschiedener Könige. Sie liegen in langen Reihen neben einander. Doch vermögen sie den Liebhaber der Geschichte nur wenig zu fesseln.

Es gibt in dieser Gegend der Kirche hinter dem Altare einen größern Magnet, der ihn an sich zieht und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nämlich der einsame und einfache Sarkophag und die Statue der Königin Margaretha, der großen Semiramis des Nordens.

Es ist wirklich wunderbar, wie selbst im Tode und sogar in ihren Monumenten noch gewöhnlich die wahrhaft großen Menschen sich von den übrigen ausscheiden und durch irgend etwas Besonderes auszeichnen. Bei außerordentlichen Charaktern ist alles außerordentlich, ihr Leben, ihre Thaten, ihre Schicksale und selbst ihre Leichensteine.

Die Königin Margaretha ist die einzige allein regierende Königin, welche Dänemark gehabt hat. Erst seit 1660 sind auch die Frauen gesetzlich zur Nachfolge auf dem dänischen Throne berechtigt. Vor dieser Zeit war Dänemark eine Art von Wahlreich und die Wahl mochte daher in der Regel auf einen Mann fallen. Bei Margarethen waren die Umstände besonders. Sie führte nämlich zuerst die Regierung unter ihrem unmündigen Sohne König Olaus V., und da sie sich tüchtig zum Regimente erwies, so wurde sie dann, als jener letzte Sprößling der alten nordischen Könige jung verstarb, zur Königin erkoren.

Sie wurde bekanntlich die Stifterin der großen scandinavischen Union und genießt, wie ein schwedischer Schriftsteller sagt, bei den Dänen, deren Macht und Namen sie auf den höchsten Gipfel brachte, eine solche Berühmtheit, daß sie in Dänemark fast für eine Heilige gehalten wird.

Was äußere Macht und weite Länderherrschaft betrifft, so kann man in Dänemark drei große Könige hauptsächlich zusammenstellen, nämlich Kanuth den Großen, Waldemar den Sieger oder den Zweiten und Margaretha.

Zu der Zeit dieser drei großen Herrscher breitete sich die dänische Herrschaft in drei verschiedenen Richtungen aus. Unter Kanuth dem Großen über England hin; unter ihm umfaßte die dänische Monarchie England, Dänemark und Norwegen. Unter Waldemar dem Sieger nach Südosten über alle südlichen und östlichen Küstenländer der Ostsee; sein Reich umfaßte wenigstens eine Zeitlang die Länder Esthland, Liefland, Kurland, Preußen,

Pommern, Mecklenburg, einen Theil von Brandenburg und ganz Nordalbingien. Und endlich unter Margarethen nach Norden; sie fesselte alles scandinavische Land an den Thron von Dänemark und hielt es fest, so lange sie lebte.

Man kann also sagen, daß das kleine Volk der Dänen zu verschiedenen Zeiten der Geschichte der Reihe nach sowol alle Lande, welche rund um die Ostsee herumliegen, als auch diejenigen, welche rund um die Nordsee herumliegen (mit Ausnahme der Niederlande) mehr oder weniger lange besessen haben. Dessen kann sich kein anderes Ost- oder Nordseevolk rühmen, in so weit als Ruhm bei solchen Dingen ist.

Ich habe einen großen Theil dieses Gebietes durchreist und habe die Traditionen, die man von diesem merkwürdigen Volke in Rußland hat, an Ort und Stelle vernommen, bin auf dem Schlachtfelde von Wolmer gewesen, wo sie die gegen sie vereinigten Heiden besiegten, und dann wieder im fernen Westen, dem mit ihrem Namen erfüllten Irland, wo sie als Heiden gefürchtet waren und wo noch in diesem Augenblick der Name der Dänen in jedes Mannes Munde ist. Auf diese Weise habe ich ein großes Interesse für jenes kleine Volk geschöpft, das so viele Energie und Unternehmungsgeist besaß und seine Waffen in so fern entlegene Gebiete trug.

Der Königin Margaretha Nachfolger, Erik der Pommer, ließ ihr das Monument, das hier im roeskilder Hochchore steht, aufrichten. Es ist ein einfacher viereckiger Sarkophag, auf dem die Marmorstatue der Königin lang-

gestreckt mit gefalteten Händen liegt. An den Seiten des Steines sollen noch Basreliefs gewesen sein, die aber jetzt nicht da waren. Erinnere ich mich recht, so waren sie nur zeitweilig weggenommen.

Die Statue der schlafenden Königin machte auf mich einen tiefen Eindruck und ich sagte zu meinem Begleiter, daß mir dies das beste Marmorbild schiene, was ich noch bisher in der Kirche gesehen habe. „Das hat Thorwaldsen auch gesagt", erwiderte er mir, „und ich habe ihn oft lange an diesem Monumente stehen sehen. Er hatte es in seiner Manier, wenn ihm etwas sehr gefiel, so konnte er ganz lange dabei stehen. Gewöhnlich ganz stumm. Zuweilen sagte er auch wol: Das ist sehr gut, sehr gut! Größere Ausbrüche seines innern Enthusiasmus habe ich nicht von ihm vernommen. Und auf Erklärungen, warum es gut sei, ließ er sich dann fast nie ein. Gefiel ihm etwas nicht, so schüttelte er bloß den Kopf und ging bald weg".

Thorwaldsen ist in Dänemark natürlich eine Art Diktator in Kunstsachen und fast nie unterlassen die Cicerones in den dänischen Kirchen oder Kunstsammlungen, Einem die Stücke besonders anzuzeigen, bei denen Albert Thorwaldsen stillgestanden, die er lange stumm angesehen hat, oder bei denen er in seine sehr aphoristischen Bewunderungsformeln ausgebrochen ist.

Die schlafende Margaretha erinnerte mich sehr an die schlafende Königin von Preußen von Rauch. Von beiden Statuen geht eine wundersam freundliche und wohlthuende Ruhe aus, die bei der Margaretha auf den, welcher ihre Lebensgeschichte gegenwärtig hat, eine um so größere Wir-

kung hat. Das Leben dieser energischen, kriegerischen und rastlosen Königin war bis zum letzten Athemzug unruhig bewegt, denn sie gab, von den Wellen geschaukelt, ihren Geist auf — am Bord eines Schiffes.

Uebrigens starb die Königin in ihrem 59. Jahre und mag daher wol schwerlich damals noch so hübsch und jugendlich gewesen sein, wie ihr panegyrisirender Bildhauer sie dargestellt hat. Freilich kann man es in Frage ziehen, ob man die großen Helden und Heldinnen auf ihren Gräbern so darstellen müsse, wie sie auf dem Todtenbette aussahen, oder so, wie sie sich in der größten und frischesten Blüthe und Kraft ihres Lebens zeigten und wie sie dem Gedächtniß der Nation immer vorschweben werden. Uebrigens erscheint Margaretha nun hier auch in Marmor sehr weiß und mädchenhaft und doch soll sie in der Wirklichkeit etwas dunkel und sehr mannhaft ausgesehen haben, so daß schon ihr Vater, König Waldemar, von ihr gesagt haben soll, die Natur habe sich bei seiner Tochter versehen und ein Wesen von männlichem Geschlechte in weibliche Hülle versetzt.

An dem Grabe der Margaretha fiel mir, indem ich an die andern Königinnen dachte, die man mit ihr vergleichen könnte, ein, wie doch fast die meisten als Souveraine herrschenden Königinnen Frauen von ausgezeichneten Geistesgaben gewesen seien, und wie unter den souverainen Königinnen lange nicht so viele unbedeutende Charaktere vorkommen als unter den Königen.

Man zähle doch einmal alle Königinnen der Welt zusammen und auf der andern Seite alle Könige. Und

es wird sich finden, daß es viel mehr „rois faitneants“, viel mehr Herrscher mit den Beinamen „der Einfältige“, „das Lamm“*), „der Dicke“ ꝛc. und dagegen viel mehr Königinnen mit dem Prädikate „die Große“ gibt.

Die Dänen hatten, wie gesagt, nur Eine Königin und das war die große Margaretha. Die Schweden hatten ihre geistreiche, energische und mannhafte Christine. Bei den Russen finden wir die neueste Semiramis, Katharina II., und unbedeutend waren Katharina I., Anna und Elisabeth auch nicht. Die Engländer haben ihre große Jungfrau Elisabeth und charakterlos waren und sind auch ihre Anna und Victoria nicht. Die Schotten haben ihre geistvolle Maria Stuart, die, wenn auch nicht durchweg große, doch wenigstens außerordentliche Geistesgaben besaß. Auch Johanna von Neapel war ein außerordentliches Weib.

Man denke ferner an die östreichische Kaiserin Maria Theresia, die einzige, welche die Oestreicher gehabt haben, an Isabella von Spanien. Ja, man gehe bis in die ältesten Zeiten hinauf. Zenobia war die einzige Kaiserin, welche in Palmyra herrschte, und sie war ein ausgezeichnetes Weib. Die Babylonier haben keine andere als eine große Kaiserin gekannt, nämlich Semiramis, und Tomyris, die einzige von der Geschichte genannte Königin der Massageten, war die Besiegerin des Cyrus.

In der That, man möchte die Frage aufwerfen, ob es in der Geschichte eine einzige völlig eigenschaftslose, energie-

*) Es gibt einen König „Erik das Schaf“ (Erik Lam) in Dänemark.

lose, nichtsthuerische Königin gegeben hat. — Vielleicht erklärt sich der Umstand daher, daß die Menschen sich im Ganzen nicht gern von Weibern regieren lassen und daß daher immer nur die ausgezeichneten zur Herrschaft durchdringen können. Vielleicht werden die herrschenden Frauen durch das Neue der Sache ungewöhnlich angeregt, wenn sie das Scepter in die Hand bekommen, und strengen alle ihre Kräfte an, ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Vielleicht werden eben so auch die ritterlich gesinnten Völker, wenn sie, was ihnen selten passirt, eine Frau zur Herrscherin erhalten, zu ungewöhnlichen Anstrengungen und Opfern angeregt.

Unter den Seitenkapellen, welche die Ruhestätten der übrigen Könige enthalten, fällt zunächst am meisten in die Augen die Kapelle Friedrich's V., zu der schon 1772 der Grund gelegt, die aber erst 1825 vollendet wurde. Sie ist die größte von allen Kapellen, von denen übrigens keine sehr klein ist, und enthält die Grabmäler der letzten Könige von Dänemark aus dem vorigen und diesem Jahrhundert. Die Marmorsarkophage, welche an den verschiedenen Wänden der Kapelle stehen, sind mit einer außerordentlichen Fülle von Sculpturarbeit, von allegorischen Figuren und Bildsäulen geschmückt. In der Mitte der Kapelle stehen eine Menge mit schwarzem Sammt überzogene Sarkophage verschiedener Könige, Königinnen und Prinzen. Das Ganze macht einen imposanten Eindruck, besonders, wenn man es außer Zusammenhang mit dem gothischen Dome, mit dessen Baustyl es gar nicht in Harmonie steht, betrachtet. — Aber das Einzelne der Bildhauerarbeit darf man keiner nähern Kritik unterwerfen.

Die Hauptgruppen stammen von einem Engländer Stanley und von einem dänischen Bildhauer Wiedewelt her, welcher ein Lehrer Thorwaldsen's war. Ich muß gestehen, als ich die Figuren dieser Meister ins Auge faßte, dauerte mich der schöne Marmor, der hier verbraucht war, und sie erinnerten mich lebhaft an die überladenen und schwerfälligen Statuengruppen, die man in der londoner Paulskirche und in andern englischen Kirchen sieht. Ich begreife nicht, wie Wiedewelt einen so eleganten und feinen Schüler, wie Thorwaldsen, hat bilden können. Uebrigens finde ich es noch auffallender, daß es hier in dem dänischen Westminster, das nicht blos den Königen, sondern überhaupt dem Staube und der Erinnerung aller ausgezeichneten Männer Dänemarks gewidmet ist — wo sich also die höchsten patriotischen Themas, welche ein dänischer Künstler zur Bearbeitung wählen kann, darbieten, kein einziges Werk von Thorwaldsen gab.

Wie kommt es, daß Thorwaldsen, dessen zahlreiche Werke man sonst doch überall in Dänemark trifft, gerade in die roeskilder Kirche kein Monument lieferte, das hier in dem dänischen Pantheon sowol ihn, als den, dem seine Arbeit gegolten haben würde, geschmückt und verewigt hätte.

Einige sagten mir, Thorwaldsen hätte lieber Amor und Psyche und solche heitere Gegenstände, als Grabmonumente und Portraitstatuen gemacht, zu denen er schwer zu bewegen gewesen. Allein es haben ihm ja andere Länder genug solche Trauermonumente abgepreßt. Wir haben in München das Grabmonument des Herzogs von Leuchtenberg, die

Polen haben in Krakau seine Statue des Generals Grafen Pototzki und in Warschau das Monument von Poniatowsky. Auch die Schweizer haben ein Grabmonument von ihm, noch anderer zu geschweigen. Nur die dänischen Könige entbehren des schmückenden Meißels dessen, der sich selber rühmte, aus königlichem Stamm zu sein und ein König der Künstler war.

Ein würdiger Vorwurf für Thorwaldsen wären z. B. gleich in dieser Kapelle gewiß die beiden großen Figuren gewesen, welche das trauernde Norwegen und das trauernde Dänemark darstellen, und eine allegorische Anspielung auf die gewaltsame Trennung dieser beiden Reiche enthalten. Freilich sind diese Figuren jetzt schon ziemlich bedeutungslos geworden, da jene beiden Reiche und ihre Nationen sich in diesem Augenblick eher zürnend und mismuthig als sehnsüchtig und händeringend ansehen.

Eine andere Kapelle auf derselben Seite der Kirche heißt Christian's I. Kapelle. Man sieht hier zwei sehr reich und schön geschmückte Mausoleen von Christian III. († 1559) und Friedrich II. († 1588). Sie sind von ungleich höherm Kunstwerthe als die Monumente in der vorigen Kapelle, und gehören vermuthlich zu den reichsten Königsmonumenten, die es in Europa gibt.

Beide Könige waren bekanntlich aus dem oldenburgischen Stamme, und ich bemerkte auf ihren Sarkophagen Sprüche aus der Bibel in deutscher Sprache, wie ich denn schon bei Odense solche deutsche Sprüche und Inschriften auf dortigen Gräbern deutscher Familien anführte.

Alle die ältern oldenburgischen Könige in Dänemark sprachen bekanntlich in ihrem eignen Hause meistens nur deutsch und mehre von ihnen sollen das Dänische nicht einmal gut verstanden haben. Ein Zweig des oldenburgischen Hauses wurde später nach Rußland versetzt, dort aber sieht man keine solchen deutschen Sprüche an ihren Gräbern.

Die genannten beiden Könige liegen in ritterlicher Rüstung kniend auf ihren Sarkophagen, mit gefalteten Händen zum Himmel betend, und beide Monumente sind darin, wie in andern Stücken fast ganz gleich. Tycho de Brahe soll die Zeichnung zu diesen Monumenten entworfen haben und sie sollen darnach in Italien ausgeführt sein. Ist dies wahr, so wäre mir dies eine neue Ursache zur Verehrung jenes großen Astronomen.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß solche auf ihren Gräbern, wie Friedrich II. und Christian III., im Gebete kniende oder im Todesschlummer, wie Margaretha, ruhende Todten mir besser als alle andern Stellungen, die man der Statue eines Verblichenen geben kann, gefallen. Es sind wahre, einfache, ergreifende und der Bildhauerkunst am besten anpassende Motive.

Und unsere Künstler mögen sich anstrengen, wie sie wollen, etwas Allegorisches, Poetisches und Bedeutungsvolleres herauszubringen, sie mögen ihren Helden darstellen, wie er im Begriff ist, seine irdische schwere Rüstung abzulegen (bei Thorwaldsen's Monumente zu Ehren des Herzogs von Leuchtenberg in München), oder wie er eben in das Grab hinabsteigen will, das der grinsende Tod ihm

öffnet (bei dem Monumente des Marschalls von Sachsen von Pigalle in Straßburg), oder sie mögen ihn uns zeigen, wie er zum Himmel auffährt (bei dem Denkmale von Westmacott zu Ehren der englischen Prinzessiin Charlotte in der Windsorkapelle), oder sie mögen uns bloß ihre Urne präsentiren, die von trauernden Frauen in Prozession beigesetzt wird (bei dem Monumente des Herzogs Albert von Teschen in Wien von Canova) — jene schlafenden oder betenden Herren, jene Königin von Preußen von Rauch, jene Königin Margaretha von einem Ungenannten, jene Könige Friedrich II. und Christian III. von Tycho de Brahe werden uns immer doch viel tiefer ergreifen. Wäre ich ein Bildhauer, der Sarkophage machen sollte, so würde ich immer nur zwischen jenen beiden Situationen schwanken.

Auf Friedrich's II. Mausoleum sieht man noch den deutschen Wahlspruch geschrieben, den dieser König im Leben und im Tode sich erkor: „Meine Hoffnung zu Gott allein!“ Auch liest man daneben noch einen andern Spruch dieses Königs, der auf den ersten Blick wenig zum vorigen zu passen scheint, denn er lautet so: „Treu ist Wildpret!“ Der König gebrauchte beide Sprüche bisweilen zusammen, indem er so sprach: „Meine Hoffnung zu Gott allein, treu ist Wildpret“; oder er sprach auch gelegentlich jeden besonders. Der letzte Spruch bezieht sich auf einen Hund, den Friedrich II. hatte und der Wildpret hieß und ihm sehr ergeben war. Wenn die Treulosigkeit der Menschen und des Glücks, sei es eine Verrätherei seiner Offiziere und Beamten oder eine Kabale seiner Hofleute, ihm den Kopf heiß machten, und wenn

der König so die Unbeständigkeit der Welt empfand, so pfiff er seinem Hunde Wildpret, der den Kopf auf seinen Schooß legte und zu dem er, sich beruhigend und ihm schmeichelnd, dann sprach: „Treu ist Wildpret!“

Es wurde nachher des Königs Symbolum und wenn er dasselbe mit seinem ersten Wahlspruche so zusammensetzte: „Meine Hoffnung zu Gott allein, treu ist Wildpret“, so mochte er damit wol andeuten wollen, daß man sich auf das Wesen, was zwischen der Gottheit und den Thieren in der Mitte stände, auf den Menschen, am wenigsten verlassen könne.

Man findet den Spruch: „Treu ist Wildpret“, der in Dänemark gemeiniglich so geschrieben wird: T. I. W. B. noch an verschiedenen Stellen wieder, z. B. unter andern auf den Tapeten im Schlosse Friedrichsburg, wo Friedrich's II. Hund, Wildpret, dargestellt ist und jene Buchstaben auf dem Halsbande hat.

Solche Wahlsprüche waren überhaupt bei den dänischen Königen mehr Mode als bei andern. Fast jeder hatte einen solchen. So findet man den Wahlspruch Christian's IV.: R. F. P. (Regnum firmat Pietas) noch an unterschiedlichen Gebäuden in Kopenhagen. Wie schade ist es, daß diese Sitte nicht in der ganzen Christenheit allgemein geworden und geblieben ist. Ein solcher schöner Spruch, mit dem man seine Gefühle verschwistert, kann im Leben oft als ein Stab und Stecken dienen.

Der König Friedrich II. war ein sehr frommer Herr, der seinem Wahlspruche nachlebte. Er machte selbst Auszüge aus den Psalmen, aus den Sprüchen Salomo-

nis und Jesus Sirach und gab dieselben im Drucke heraus. Auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen befindet sich noch ein Exemplar von diesem Buche, in welches der König mit eigner Hand Folgendes geschrieben hat: „Im Jahre 1584 gab ich dieses Buch Meister Hansen, meines Sohnes Christian Lehrmeister, hier auf Skandenborg zum neuen Jahr. Meine Hoffnung zu Gott allein. Treu ist Wildpret. F. II. K. zu Dänemark".

Er war der Patron von Tycho de Brahe und vielen andern Gelehrten, unterstützte Melanchthon und andere deutsche Männer, ließ die Bibel ins Isländische übersetzen und war ein so eifriger Protestant, daß er die berühmten fünfundzwanzig Artikel auffsetzte, denen zufolge alle Fremden, die nach Dänemark kamen, ein Examen über die Reinheit ihres protestantischen Glaubens bestehen mußten und in Folge deren die Dänen manche Ungastfreundlichkeit gegen arme vertriebene Andersgläubige, die bei ihnen Schutz suchten, sich selber zum Nachtheil übten. Die Art und Weise des Todes dieses frommen Königs, wie die dänischen Chronisten sie beschreiben, stimmt wol mit der gottesfürchtigen Lage, in der man den König hier auf seinem Monumente sieht, überein.

Sonderbar ist es, daß man des ersten oldenburgischen Königs, dem zu Ehren diese Kapelle genannt ist, nämlich Christian's I. Grab, gänzlich verloren und lange vergebens gesucht hat. Obgleich aus allen Nachrichten hervorging, daß er in dieser Kapelle läge, so wußte man doch schon zur Zeit Christian's IV. (vor 200 Jahren) ihn nicht zu finden und man zeigte mir eins der unterirdischen Gräber,

das man so eben ausgegraben hatte und von dem man nun glaubt, daß es das Grab Christian's I. sei.

Man hatte dazu mehre Gründe. Zuerst zeigte man mir ein Schwert, das man in diesem Gemäuer gefunden und das ganz mit dem Schwerte Christian's I., so wie man es beschrieben fände, übereinstimme, dann hatte man die Größe des in dem besagten Gemäuer befindlichen Sarges gemessen. Christian I. war ein sehr langer Mann, 3 Ellen 10½ Zoll hoch. So ist seine Länge an einem Pfeiler der Kapelle angegeben und diese Länge stimmte ganz mit jenem Sarge, den ich vor mir sah, überein.

Ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit dieser König sich an diesem Pfeiler messen ließ. Aber Peter der Große, der sich bei seinem Besuche in Dänemark auch die roeskilder Königsmonumente ansah, muß es wol bemerkt und Lust empfunden haben, seine ebenfalls nicht geringe Leibesgröße mit der des Christian zu vergleichen, denn man findet an demselben Pfeiler, jedoch mehre Zoll unter Christians Strich den von Peter dem Großen, und noch tiefer den von Friedrich VI. Peter der Große war indeß nicht bloß hier, um sich Gräber anzusehen, wie denn die Russen häufig nicht um der Ursachen willen in einem Lande sind, um derentwillen sie da zu sein scheinen. In seinem Kopfe bewegten sich ganz andere Interessen. Er träumte von der Besitznahme des Sundes für Rußland und man gibt ihm Schuld, daß er Absichten auf Kopenhagen gehabt habe.

In den Wölbungen unter einer andern mit Monumenten gefüllten Kapelle, welche Christian's IV. Kapelle

genannt wird, befinden sich einige ganz ausgezeichnete Kunstwerke. Vorerst der kupferne Sarkophag desjenigen Königs, unter dessen Regierung Dänemark durch eine der merkwürdigsten Revolutionen, welche die Geschichte aufweist, aus einem Wahlreich in ein Erbreich und aus einer beschränkten Monarchie in eine unumschränkte verwandelt wurde, nämlich Friedrich's III.

Die Inscriptionen auf dem Blatte, welches eine dabei angebrachte Figur in der Hand hält, sind merkwürdig. Es heißt darin unter andern: „Hereditariam primus accepit potestatem, id est cives omnes in Regno suo effecit liberos“ (Er nahm zuerst die Erbgewalt an, d. h. er machte alle seine Bürger im Reiche frei).

Seine Gemahlin hat eine eben so prachtvolle Kupferkiste. Sie sollen beide von einem holländischen Meister herrühren. Ich sah nie etwas Schöneres, und es wäre wol der Mühe werth, sie aus dem dunkeln Gewölbe, worin sie stehen, zum Genusse der Liebhaber, zur Zierde der Kirche und zur Bildung des Geschmacks der Beschauer, oben in den freien Raum der Kirche in ein besseres Licht hinaufzubringen.

Friedrich III. starb 1670 und mithin sind diese metallenen Sarkophage wahrscheinlich am Ende des siebzehnten Jahrhunderts gemacht. Da die schönen Monumente Friedrich's II. und Christian's III. vermuthlich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts und Margarethens Statue im funfzehnten Jahrhundert geschaffen wurden, so hat man hier denn also doch beinahe aus jeder Kunstepoche etwas, was trefflich in seiner Art ist und Herz und Sinn er-

freut. Mir scheint es zuweilen, daß auch selbst diejenigen Perioden der Kunstgeschichte, welche als die entartetsten betrachtet werden, doch nicht so schlimm waren, daß nicht noch immer in allen Landen einzelne Genies das Große und Schöne fanden und ausführten.

Mich däucht, es ist nie eine Zeit mit allen den Individuen, welche sie ihre Kinder nennt, ästhetisch vollkommen verderbt. Es gibt immer einige, die das Rechte finden und ausführen und in denen der reine klassische Geschmack fortglimmt und forterbt, eben so wenig wie es eine Zeit gibt, die ganz und gar mit Haut und Haar moralisch verfault und verderbt sei, ohne daß nicht immer noch mitten in dieser Verderbniß einige Propheten und Zeugen Gottes zu finden wären.

Unter den verschiedenen andern Personen, die in dieser Kapelle und ihren Souterrains ruhen, ist denn auch nun der ziemlich einfache Sarg des Lieblingskönigs des dänischen Volkes, nach dem die Kapelle den Namen hat, Christian's IV. Dieser König ist in Dänemark ungefähr das, was in Frankreich Heinrich IV., was in Schweden Gustav Adolph, was in Deutschland der Kaiser — ja wer ist denn gleich entschieden unser Lieblingskaiser, etwa Maximilian I.? etwa Friedrich Barbarossa? — Man sieht Christian's IV. Portrait in Dänemark so oft, wie das Heinrich's IV. in Frankreich, und er scheint mir auch selbst im Aeußern einige Aehnlichkeit mit diesem Könige gehabt zu haben. Er erscheint immer ziemlich wohlbeleibt, wie Heinrich IV., hat in seinen regelmäßigen Gesichtszügen viel gutmüthige Freundlichkeit und sogar einen Anstrich von

Jovialität. Seine Nase ist fast ganz so geformt, wie die von Heinrich IV., der zum Theil noch sein Zeitgenosse war. In Gedanken vermischen sich bei mir häufig die Züge beider Könige.

Christian IV. war auf dem Wege, auch bei uns sehr beliebt zu werden, und es fehlte nur etwas mehr Glück, so wäre er das bei uns norddeutschen Protestanten geworden, was später unter günstigern Umständen Gustav Adolph wurde. Die protestantischen Fürsten unterstützten Christian IV. noch nicht so eifrig, wie später Gustav Adolph, und er wurde von den kaiserlichen Generalen besiegt und in sein Vaterland zurückgewiesen.

Alle Umstände, Lebensverhältnisse und Charaktereigenthümlichkeiten waren ganz der Art, um Christian's Andenken bei den Dänen dauernd zu machen. Erstlich regierte er sehr lange. Denn da er schon in seinem dritten Lebensjahre zum Könige erwählt und ihm als solchem gehuldigt wurde, da er seinen frommen Vater Friedrich II. in seinem elften Jahre verlor, und da in seinem einundzwanzigsten Jahre seine Bevormundung durch den Reichsrath aufhörte, und da er endlich in seinem einundsiebzigsten Jahre starb, so hieß er König von Dänemark achtundsechzig Jahre hindurch und regierte über die Dänen sechzig Jahre, zehn Jahre unter Vormundschaft und ein halbes Jahrhundert ohne dieselbe. Es ist der einzige König von Dänemark, der sein funfzigjähriges Jubiläum hätte feiern können.

Es sind wol keine Könige bei den Völkern beliebt geworden, die nicht vor allen Dingen zwei Eigenschaften besaßen, nämlich Frömmigkeit, und männliche Tapferkeit. Beide

Eigenschaften, welche ja auch die beiden Hauptqualitäten eines Ritters ohne Furcht und Tadel sind, besaß jener König in hohem Grade. Trotz dem, daß er sein ganzes Leben hindurch sowol Wissenschaften und Künste, Gelehrte und Künstler beförderte, sogar auch selbst beständig mit der Feder thätig war, und vielfache diplomatische und freundschaftliche Correspondenzen führte, so schlug er sich doch sein ganzes Leben hindurch, selbst noch in seinem höchsten Alter, in vielen Schlachten, besonders mit den Schweden, herum, und wenn er auch nicht immer glücklich war, so zeigte er sich doch stets von persönlichem Muthe beseelt und stand in den Land- wie in den Seeschlachten immer an der Spitze.

Seine Frömmigkeit zeigte sich während seines ganzen Lebens in vielfachen Handlungen, und insbesondere auf seinem Todtenbette. Als er seinen Tod nahen fühlte und sein Hofprediger hereintrat, redete er diesen mit den Worten an: „Hier liege ich als ein Gefangener Gottes." Der Prediger ermahnte ihn, sich an Christi Verdienst in dieser Stunde festzuhalten, und der König antwortete: „O daran zweifle nicht." Worauf er dann dem Prediger wieder die Hand reichte und sagte: „Nun gilt es!" Er entschlief endlich bei völliger Vernunft sehr sanft und ohne Bewegung.

Dies Alles, sage ich, waren Umstände, welche ihm einen bleibenden Ruhm bei den Nachkommen sichern mußten.

Nicht wenig trug auch dazu bei, daß er ein großer Baumeister war. Er hat die schönsten Schlösser und Kirchen in Kopenhagen und andern Orten in Dänemark

gebaut und mehre Städte gestiftet, die noch jetzt nach ihm benannt werden. Alle seine Gebäude sind dauerhaft und in einem schönen Styl gebaut. Bauwerke sind mehr als andere Werke geeignet, den Namen eines Königs zu verewigen und sein Andenken tiefe Wurzeln beim Volke schlagen zu lassen, da sie tagtäglich dem Volke vor Augen sind und ihm den Baumeister gegenwärtig erhalten.

Bei seinen Bauten, in den Schlachten und bei allen seinen andern Verrichtungen war Christian IV. nicht nur der Anführer und Tonangeber, der den Geist und Plan des Ganzen gab, sondern er legte auch überall selbst mit Hand ans Werk. In der Schlacht war er Feldherr und Soldat, führte das Obercommando und das Schwert auf gleich geschickte Weise, bei seinen Bauten gab er die Idee und ging auch selbst auf den Gerüsten herum, den Arbeitern beizustehen, und in den diplomatischen und politischen Angelegenheiten war er fast immer sein eigener Cabinetssecretär.

Auch diese Neigung zur Selbstthätigkeit ist eine von den Eigenschaften, welche besonders wirksam sind, einen König beim Volke beliebt zu machen, da es den Leuten dabei so zu sagen handgreiflich wird, daß der König sich mit ihnen auf gleichen Fuß stellt, daß er ihre Gewerbe hochachtet, und da er Allen in allen Richtungen als ein leuchtendes Beispiel voranzugehen strebt.

Peter der Große, Heinrich IV., Gustav Adolph, Joseph II. und alle solche beliebte Nationalfürsten haben diese Tendenz gehabt und haben oft dadurch, daß sie selbst eine Furche zogen, oder mit eigener Hand zur Axt

griffen, mehr Ruhm und Liebe beim Volke erlangt, als durch wohlthätige Gesetze oder durch umfassende Staatsreformen oder Institutionen. Freilich läuft ein König, wenn er sich dieser Richtung zu sehr hingibt, dabei Gefahr, daß er das, was er der Hauptsache nach sein soll, nämlich Direktor und Tonangeber, und nicht Arbeiter, zu sein aufhört. Aber Christian IV. verstand die Kunst, beides zu rechter Zeit zu sein.

Die Könige, welche ihres Volkes Liebe erwerben wollen, müssen sich mehr bei den Massen als bei den minder zahlreichen hohen Ständen beliebt machen. Obgleich nun Christian gerade nicht nach der Liebe der Menge haschte, so begünstigte er doch auch nichts weniger als vorzugsweise den Adel, vielmehr suchte er, wie die ebenfalls bei den Dänen so hochgestellte Margaretha, die Macht des Adels einzuschränken, und zeigte sich allen Klassen des Volkes günstig.

In seinen häuslichen Angelegenheiten war er der pünktlichste und sparsamste Hausvater. Er setzte selbst für die Aufseher und Erzieher seiner Kinder eine Schrift auf, welche die detaillirtesten Anordnungen für die Regelung ihres Lebens enthielt. Diese Schrift haben wir noch, und man sieht daraus, wie der König sich nicht nur um die Morgengebete und Unterrichtsstunden, sondern auch um die Schuhe und Kleider seiner Kinder und um die Heizung oder Nichtheizung ihrer Oefen bekümmerte.

Bisher hatte Christian IV. eins der bescheidensten Mausoleen in der roeskilder Domkirche. Der jetzt re-

gierende König läßt ihm aber eine schöne geräumige Kapelle zurichten und dieselbe so ausstaffiren, daß sie ein würdiges Mausoleum für die Asche eines so ausgezeichneten Regenten werden wird.

Vor allen Dingen sollen die vier Wände der Kapelle mit Frescogemälden, welche Scenen aus dem Leben des Königs darstellen, geziert werden. Ich war so glücklich, die Vorarbeiten zu diesen Gemälden, die man schon in Angriff genommen hatte, und auch die Pläne dazu zu sehen. Es sind vier größere Wandgemälde für die vier Wände der Kapelle und mehre kleinere. Der Maler, der sie entworfen, hat dabei die soeben angedeuteten Charaktereigenschaften des Königs vor Augen gehabt und hat einige bezeichnende Scenen aus seinem Leben herausgehoben.

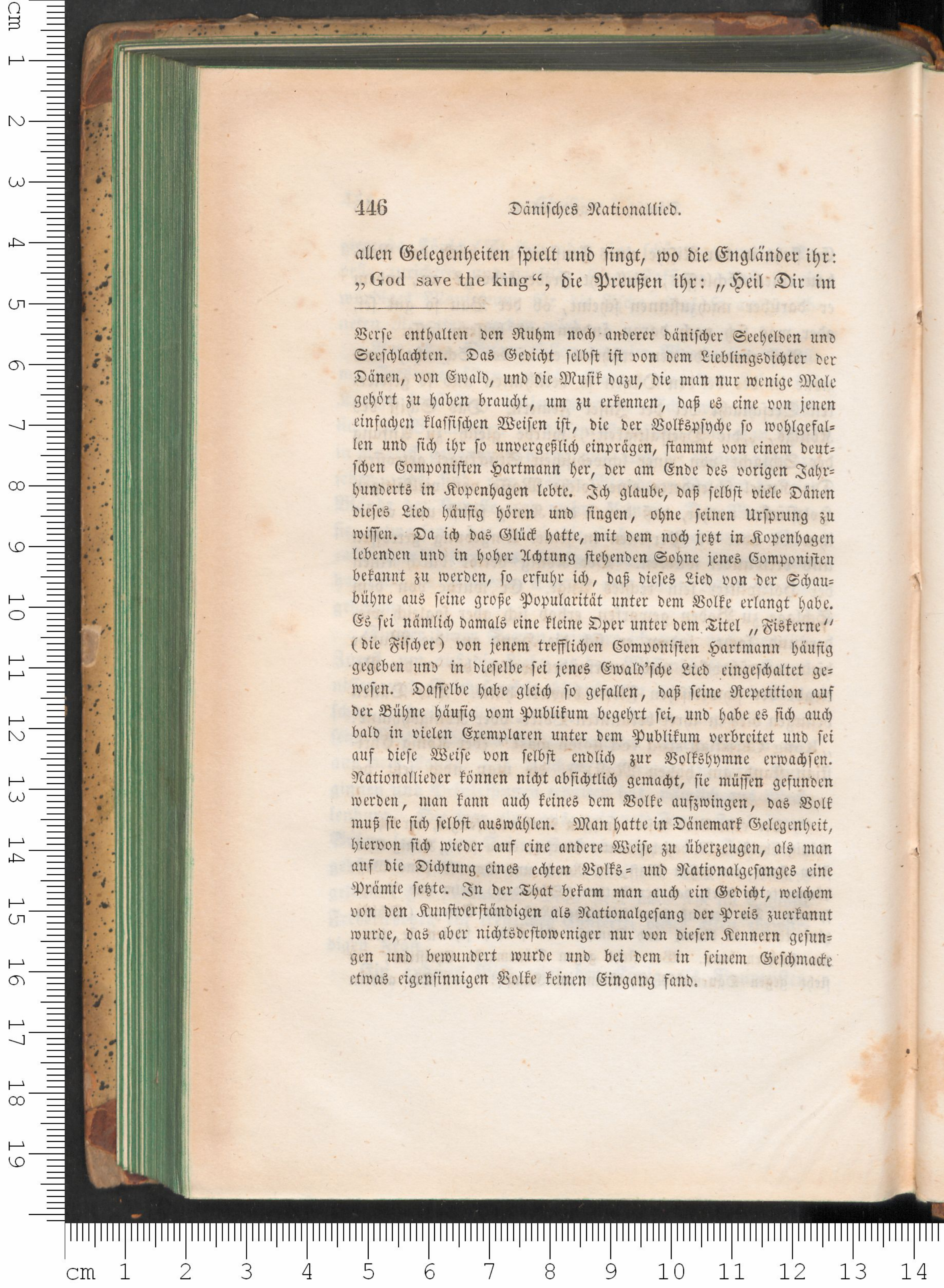
Einiger dieser Scenen erinnere ich mich noch deutlich. Zuerst, um auf die Liebe zu den Wissenschaften, Kenntnissen und Gelehrsamkeit hinzudeuten, welche der König schon frühzeitig einsog, ist er als Knabe dargestellt, wie seine Mutter Sophia ihn unterrichtet. Diese Sophia war aus dem Lande, aus welchem Dänemark so viele Königinnen und Prinzessinnen erhalten hat, nämlich aus Mecklenburg. Sie war eine ausgezeichnete Frau, stand ihrem Sohne lange zur Seite, starb in ihrem 74. Jahre und gehört ebenfalls zu den vom dänischen Volke besonders geliebten Herrscherinnen. Man sieht noch jetzt im Schlosse Frederiksborg ein treffliches Conterfei dieser alten ehrwürdigen Frau.

Ein anderes Bild zeigt den König als Baumeister.

Er steht in der Nische eines Fensters und blickt den Neubau eines Schlosses, vielleicht Frederiksborg? an, indem er darüber nachzusinnen scheint, ob der Bau so gut sei, oder was sich noch daran ändern und bessern lasse.

Auf einem dritten erscheint er in der Schlacht, und zwar in der bei den Dänen so berühmten und so gefeierten Seeschlacht bei der Insel Femern. Das Schiff des Königs, „die Dreifaltigkeit“, wurde gleich zu Anfang der Schlacht von einer schwedischen Stückkugel getroffen. Die Kugel schleuderte eine solche Masse von vielfältigen Holzstücken umher, daß davon der König selbst und außer ihm 12 oder 13 Personen in seiner Umgebung getroffen und verwundet wurden. Der König verlor durch einen der Holzsplitter sein rechtes Auge. Er wurde von dem Schlage zu Boden geworfen, erhob sich aber sogleich wieder und focht, indem er sich die Hand auf die Wunde hielt, unerschrocken und unermüdet weiter, bis er die Retirade der schwedischen Flotte bewirkt hatte. Die Dänen besingen dies in ihrer bekannten Volks- oder Königshymne: „Kong Christian stod ved hoien mast“ (der König Christian stand am hohen Mast)*), die man noch jetzt bei

*) Der erste Vers dieses dänischen Nationalgesanges, der sich auf König Christian IV. bezieht, lautet übersetzt etwa so: „König Christian stand am hohen Mast, in Rauch und Dampf; seine Waffe hämmerte so stark, daß der Gothen (Schweden) Helm und Panzer sprang. Da versank jeder feindliche Mast und Spiegel (Schiffshintertheil) in Rauch und Dampf. Es fliehe, schrien sie, jeder, der flüchten kann. Wer steht gegen Dänemarks Christian, wer steht gegen Dänemarks Christian im Kampf!“ — Die andern



allen Gelegenheiten spielt und singt, wo die Engländer ihr: „God save the king", die Preußen ihr: „Heil Dir im

---

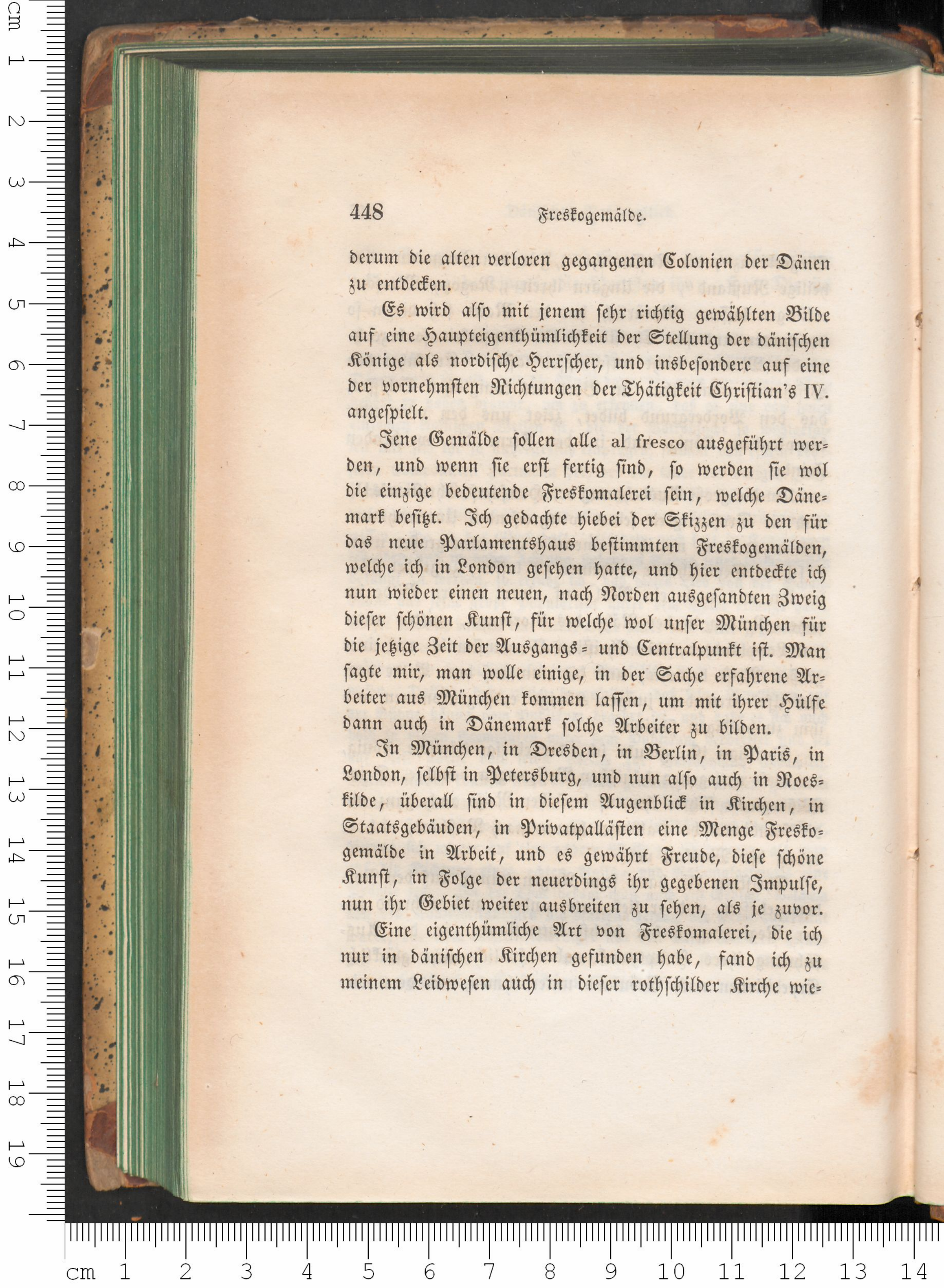
Verse enthalten den Ruhm noch anderer dänischer Seehelden und Seeschlachten. Das Gedicht selbst ist von dem Lieblingsdichter der Dänen, von Ewald, und die Musik dazu, die man nur wenige Male gehört zu haben braucht, um zu erkennen, daß es eine von jenen einfachen klassischen Weisen ist, die der Volkspsyche so wohlgefallen und sich ihr so unvergeßlich einprägen, stammt von einem deutschen Componisten Hartmann her, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Kopenhagen lebte. Ich glaube, daß selbst viele Dänen dieses Lied häufig hören und singen, ohne seinen Ursprung zu wissen. Da ich das Glück hatte, mit dem noch jetzt in Kopenhagen lebenden und in hoher Achtung stehenden Sohne jenes Componisten bekannt zu werden, so erfuhr ich, daß dieses Lied von der Schaubühne aus seine große Popularität unter dem Volke erlangt habe. Es sei nämlich damals eine kleine Oper unter dem Titel „Fiskerne" (die Fischer) von jenem trefflichen Componisten Hartmann häufig gegeben und in dieselbe sei jenes Ewald'sche Lied eingeschaltet gewesen. Dasselbe habe gleich so gefallen, daß seine Repetition auf der Bühne häufig vom Publikum begehrt sei, und habe es sich auch bald in vielen Exemplaren unter dem Publikum verbreitet und sei auf diese Weise von selbst endlich zur Volkshymne erwachsen. Nationallieder können nicht absichtlich gemacht, sie müssen gefunden werden, man kann auch keines dem Volke aufzwingen, das Volk muß sie sich selbst auswählen. Man hatte in Dänemark Gelegenheit, hiervon sich wieder auf eine andere Weise zu überzeugen, als man auf die Dichtung eines echten Volks- und Nationalgesanges eine Prämie setzte. In der That bekam man auch ein Gedicht, welchem von den Kunstverständigen als Nationalgesang der Preis zuerkannt wurde, das aber nichtsdestoweniger nur von diesen Kennern gesungen und bewundert wurde und bei dem in seinem Geschmacke etwas eigensinnigen Volke keinen Eingang fand.

Siegerkranz", die Russen ihr: „Für den Zaren und das heilige Rußland", die Ungarn ihren „Ragotzy-Marsch" erklingen lassen. Natürlich hat der Maler sich diesen so berühmten und für Christian's IV. Tapferkeit so bezeichnenden Moment nicht entschlüpfen lassen. Er führt den Beschauer unmittelbar an Bord des königlichen Schiffes, das den Vordergrund bildet, zeigt uns den verwundet kämpfenden König und in der Ferne die weichenden Feinde.

Um die große Ausdehnung der Herrschaft Christian's IV. und die Großartigkeit seiner weitgreifenden Unternehmungen anzudeuten, um ihn namentlich als einen großen nordischen Gewalthaber erscheinen zu lassen, zeigt der Maler ihn uns noch ein Mal auf einem andern Bilde im hohen Norden in der Nähe des Nordcaps, mitten unter den Lappländern, die Christian IV. einstmals auf einer großen Reise besuchte, und die nun auf dem Bilde dem ans Ufer tretenden jungen Könige entgegenkommen und ihm zu huldigen scheinen.

Christian ist, glaube ich, der einzige dänische König, der diese entlegenen dänischen Besitzungen besuchte. Seine Wißbegierde führte ihn auf derselben Reise auch ganz um die scandinavische Halbinsel herum nach Rußland, und er drang bis Moskau vor.

Christian IV. hatte seine Augen immer auf den Norden geheftet, und er ließ unter andern auch während seiner Regierung mehre höchst interessante, in der Ausführung ihres Hauptzwecks aber freilich nicht glückliche Expeditionen nach Grönland unternehmen, um dort wie-



derum die alten verloren gegangenen Colonien der Dänen zu entdecken.

Es wird also mit jenem sehr richtig gewählten Bilde auf eine Haupteigenthümlichkeit der Stellung der dänischen Könige als nordische Herrscher, und insbesondere auf eine der vornehmsten Richtungen der Thätigkeit Christian's IV. angespielt.

Jene Gemälde sollen alle al fresco ausgeführt werden, und wenn sie erst fertig sind, so werden sie wol die einzige bedeutende Freskomalerei sein, welche Dänemark besitzt. Ich gedachte hiebei der Skizzen zu den für das neue Parlamentshaus bestimmten Freskogemälden, welche ich in London gesehen hatte, und hier entdeckte ich nun wieder einen neuen, nach Norden ausgesandten Zweig dieser schönen Kunst, für welche wol unser München für die jetzige Zeit der Ausgangs- und Centralpunkt ist. Man sagte mir, man wolle einige, in der Sache erfahrene Arbeiter aus München kommen lassen, um mit ihrer Hülfe dann auch in Dänemark solche Arbeiter zu bilden.

In München, in Dresden, in Berlin, in Paris, in London, selbst in Petersburg, und nun also auch in Roeskilde, überall sind in diesem Augenblick in Kirchen, in Staatsgebäuden, in Privatpallästen eine Menge Freskogemälde in Arbeit, und es gewährt Freude, diese schöne Kunst, in Folge der neuerdings ihr gegebenen Impulse, nun ihr Gebiet weiter ausbreiten zu sehen, als je zuvor.

Eine eigenthümliche Art von Freskomalerei, die ich nur in dänischen Kirchen gefunden habe, fand ich zu meinem Leidwesen auch in dieser rothschilder Kirche wie-

der, gewisse bunte Arabesken nämlich, die das Gewölbe des Hauptschiffs der Kirche bedeckten. Sie spielten in allen Farben des Regenbogens und bestanden meistens aus so grob und grotesk gemalten Blumen und Schnörkeln, daß ich selbst von unten, aus einer Entfernung von 80 Fuß darüber erschrak.

Ich sah sie in den haderslebener, in den odenser, in den ringstedter Kirchen und diese Gewächse sind auch, wie ich durch Erkundigung erfahren habe, zu den Gewölben der soröer und anderer dänischen Kirchen durchgedrungen. Da fast alle diese Kirchen erst neuerdings ausgemalt sind, so glühen jene Arabesken überall in den krassesten und auffallendsten Farben.

Ich weiß nicht, ob es eine neue Erfindung oder eine alte dänische Sitte ist. Doch scheint es mir, daß man hiebei etwas zu weit in der Entwickelung des gothischen Pfeiler- und Baumgewölbes gegangen ist, indem man diesen Pfeilern, Stämmen und Zweigen nun sogar auch noch gemalte Blätter, Blüthen, Früchte und Zweiglein anzuhängen bemüht war. Das Schlimmste ist, daß die Sache vorläufig nun so bald nicht wegzubringen sein wird, da lange Zeit darüber hingehen kann, bis man die Kirchen einer abermaligen Restaurirung unterwerfen wird.

Der Herr, welcher die Güte hatte, mich in der Kirche herumzuführen, zeigte mir seine Bibliothek, in welcher er Alles gesammelt hatte, was in Bezug auf diese Kirche gedruckt und geschrieben ist. Und da dies eine ziemlich bedeutende Sammlung von einigen Hundert Bänden und Broschüren ausmachte, so kann man sich denken, wie weit

ich hier davon bin, das ganze Interesse, was diese Kirche dem Reisenden, Geschichtsforscher und Kunstkenner darbietet, zu erschöpfen. Es liegen hier im Ganzen 14 Könige, 13 Königinnen und ungefähr 40 Prinzen und Prinzessinnen begraben. Ich sagte schon, daß man in der Kirche auch vielfach an bedeutende Privatpersonen erinnert werde. Man findet hier entweder die Gräber oder doch die Portraits des nordischen Apostels Ansgarius, des berühmten dänischen Bischofs Absolon, der in Dänemark ungefähr im Kleinen die Rolle spielte, wie Papst Gregor VII. im Großen in der ganzen Christenheit, des berühmten dänischen Geschichtschreibers Saxo Grammaticus, der hier unter einem einfachen Steine ruht — „Todt liegt er hier", sagt die lateinische Inschrift, „er, der lebend einst so Vielen ewiges Leben gab" —, viele dänische Kirchenreformatoren, Bibelübersetzer, Schriftsteller —, berühmte Reichsräthe, z. B. der große Aristokrat Otto Krag —, viele Mitglieder der ersten Familien des Landes, z. B. der Trolles, der Krabbes —, einige ausgezeichnete Admiräle, z. B. Just Juul —, unzählige andere interessante Personen. Auch der Kunstfreund findet hier noch vieles Anziehende, z. B. einen schönen Altar mit ausgezeichnetem Holzschnitzwerke, mehre interessante Skulpturen im Chore, an der Kanzel und über den Stühlen der Canonici oder Domherren.

Um alle diese Dinge zu sehen, muß man in der Regel den Preis von 10 dänischen Mark bezahlen, der allerdings dem Reisenden anfänglich ziemlich hoch scheint, der aber gegen alle die herrlichen Genüsse, deren man

dafür theilhaftig wird, in der That nicht in Anschlag kommt.

Als ich dem Herrn, der dies Geld einzunehmen hat und der uns mit Aufopferung vieler Zeit überall begleitet hatte, das Vorschriftsmäßige einhändigen wollte, weigerte er sich das Geld anzunehmen. Ich bat ihn zwar, mit mir keine Ausnahme zu machen, da ich mit Freuden den Besitz dieser Münzen für so köstliche Anschauungen aufgäbe und jene gegen solchen Gewinn für bloßen irdischen Staub achtete. Allein er bestand darauf, er wolle nichts annehmen und bat mich, meine Münzen sobald als möglich wieder in die Tasche zu bringen, weil ihr Anblick ihm fatal sei. Ich mußte daher wol thun, was er sagte, dankte ihm für seine große Gefälligkeit, und wir gingen mit wohlwollenden Shaking hands auseinander.

Als ich den Herrn, der mich zur Kirche begleitet hatte, fragte, warum der andere das ihm zukommende Geld nicht habe annehmen wollen, sagte er mir: „Es sind zweierlei Gründe. Erstlich liebt der Mann seinen Dom und Alles, was er enthält, über die Maßen, und zweitens ist er, wie viele von uns, ein Patriot.“

„Da er nun gemerkt hat, daß Sie Alles, was er Ihnen zeigte, mit großem Interesse ansahen, und daß Sie auch Einiges von der dänischen Geschichte wußten, so sah er wol, daß Sie wirklich nicht aus bloßer Neugierde, sondern um sich weiter zu belehren, gekommen seien. Da Sie nun auch noch dazu seine dänische Interpretation verstanden und ihm auch in dänischer Sprache etwas antworten und fragen konnten, so gewannen Sie ihn

dadurch völlig für sich. Er fühlte sich geehrt, daß ein Fremdling sich die Mühe gegeben hatte, die kleine Sprache seines Vaterlandes zu erlernen, und er zeigte Ihnen nun den Dom und seine Gräber nicht mehr aus Pflichtgefühl, sondern aus Eifer und Interesse für den Dom und für Ihre Belehrung. Daher schien es ihm nicht schicklich, dafür Geld zu nehmen."

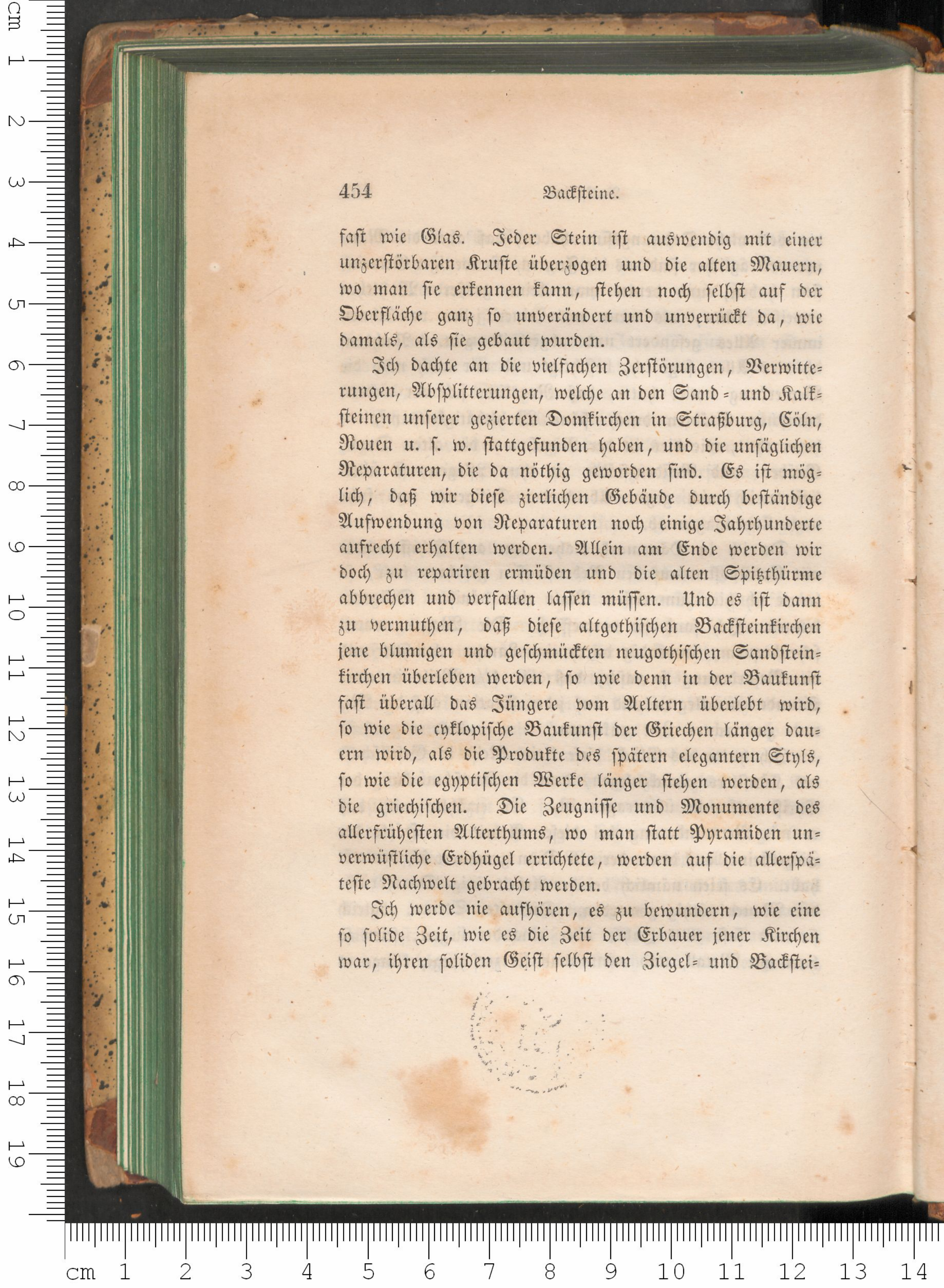
Ich führe diese kleine Geschichte an, um erstlich zu zeigen, mit welcher aufopfernden Liebe der herrliche roeskilder Dom im Stande ist, Alle die zu erfüllen, welche damit zu thun haben, und dann als einen kleinen Beweis der nordischen und dänischen Freundlichkeit gegen Gäste und Fremdlinge.

Nachdem ich noch mehre öffentliche Institute in Roeskilde besehen hatte, namentlich den Ständesaal für die Landtagsdeputirten der Inseln, in welchem so manche für die Holsteiner und überhaupt für die Deutschen verletzende und bedauernswerthe Worte ertönten; alsdann das Stadtgefängniß, in welchem man kürzlich die Wände der Gefangenenstuben mit Holz belegt hatte, weil so das Durchbrechen der Gefangenen schwerer sei als bei steinernen Mauern; mehre Wohlthätigkeitsanstalten: ein Klosterstift, ein Stift der sogenannten Taubenbrüder (Duebröder) für verarmte Prediger, Lehrer und andere gebildete Stände, ein anderes für Arme aus den allerniedrigsten Klassen und ein drittes für Arme aus der mittlern Klasse, bei welcher Besichtigung es mir wieder auffiel und bestätigt wurde, daß die Männer ihre Sachen bei weitem nicht so nett und reinlich halten als die Frauen,

die weit mehr Ordnungssinn haben, daß aber die Männer verträglicher sind als die Frauen, die weniger Gemeinsinn haben, und denen man keine größere Wohlthat erweisen kann, als wenn man einer jeden von ihnen immer Alles gesondert und abgetheilt gibt. Nachdem ich dies Alles, sage ich, besichtigt und mir auch noch die Bemerkung notirt hatte, daß Roeskilde sich vor andern dänischen Städten durch seine Wohlthätigkeitsanstalten hervorthut, wie dies in der Regel wol die alten Dom-, Gräber- und Residenzstädte zu thun pflegen, so überlieferte ich mich gegen Abend der Diligence und fuhr nach Kopenhagen ab.

Da ich in Dänemark bisher nur auf Schiffen oder mit Extraposten auf den Nebenstraßen gefahren war, so lernte ich hier zum ersten Male eine dänische Diligence kennen. Ich fand sie vortrefflich. Die Wagen waren sehr bequem, inwendig durch eine Lampe erleuchtet und die Beförderung so rasch, daß wir $1\frac{1}{2}$ Meile in einer Stunde zurücklegten und auf jeder Station auf die Minute zur rechten Zeit ankamen.

Ich hatte das Glück, diese kleine Reise in Gesellschaft des Künstlers zurückzulegen, dem die Ausschmückung der Christianskapelle übertragen ist. Er erzählte mir, daß er mit Verwunderung bei dieser Arbeit die Härte der Ziegelsteine, aus denen der alte Dom gemauert sei, bemerkt habe. Es seien nämlich bei der Arbeit einige Durchbrüche der Mauer nöthig geworden. Die alten Steine, obgleich sie nun fast 800 Jahre über einander liegen, seien so hart wie Metall, und wenn man sie zerschlüge, klinge es



fast wie Glas. Jeder Stein ist auswendig mit einer unzerstörbaren Kruste überzogen und die alten Mauern, wo man sie erkennen kann, stehen noch selbst auf der Oberfläche ganz so unverändert und unverrückt da, wie damals, als sie gebaut wurden.

Ich dachte an die vielfachen Zerstörungen, Verwitterungen, Absplitterungen, welche an den Sand- und Kalksteinen unserer gezierten Domkirchen in Straßburg, Cöln, Rouen u. s. w. stattgefunden haben, und die unsäglichen Reparaturen, die da nöthig geworden sind. Es ist möglich, daß wir diese zierlichen Gebäude durch beständige Aufwendung von Reparaturen noch einige Jahrhunderte aufrecht erhalten werden. Allein am Ende werden wir doch zu repariren ermüden und die alten Spitzthürme abbrechen und verfallen lassen müssen. Und es ist dann zu vermuthen, daß diese altgothischen Backsteinkirchen jene blumigen und geschmückten neugothischen Sandsteinkirchen überleben werden, so wie denn in der Baukunst fast überall das Jüngere vom Aeltern überlebt wird, so wie die cyklopische Baukunst der Griechen länger dauern wird, als die Produkte des spätern elegantern Styls, so wie die egyptischen Werke länger stehen werden, als die griechischen. Die Zeugnisse und Monumente des allerfrühesten Alterthums, wo man statt Pyramiden unverwüstliche Erdhügel errichtete, werden auf die allerspäteste Nachwelt gebracht werden.

Ich werde nie aufhören, es zu bewundern, wie eine so solide Zeit, wie es die Zeit der Erbauer jener Kirchen war, ihren soliden Geist selbst den Ziegel- und Backstei-

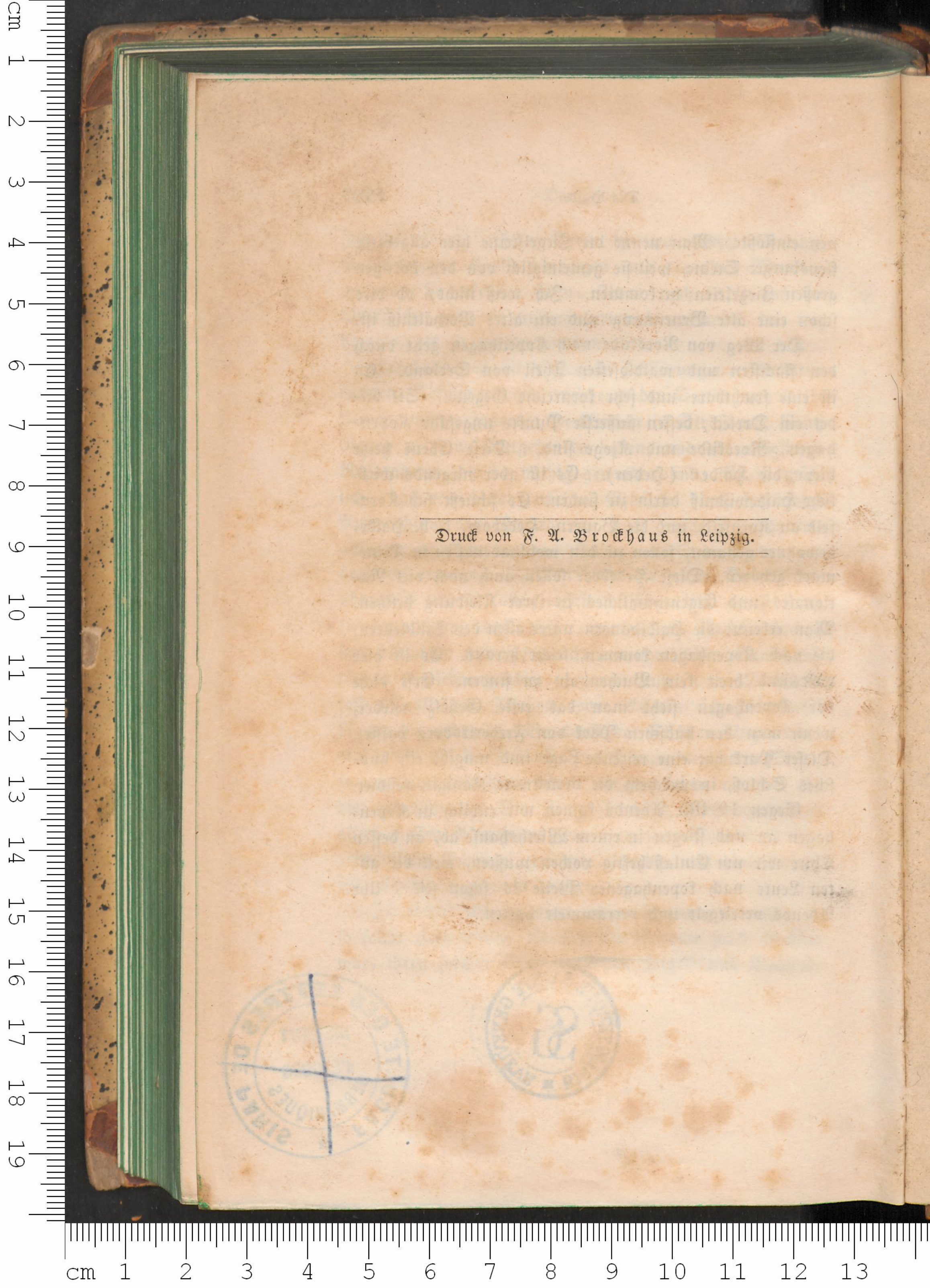
nen einflößte. Man nennt die Ziegelsteine hier allgemein flensburger Steine, weil sie gemeiniglich von den dortigen großen Ziegeleien herkommen. Ich weiß nicht, ob dies schon eine alte Benennung und ein altes Verhältniß ist.

Der Weg von Roeskilde nach Kopenhagen geht durch den flachsten und waldlosesten Theil von Seeland. Es ist eine fruchtbare und sehr kornreiche Gegend. Sie bildet ein Dreieck, dessen äußerste Punkte ungefähr Kopenhagen, Roeskilde und Kjoge sind. Diese Ebene heißt hier „die Haide" (Heden). Es ist aber nirgends wirkliche Haidewildniß darin zu finden. Es schließt sich Kornfeld an Kornfeld, und die Bauern, Hedeboer, d. h. Haidebewohner genannt, sollen zu den wohlhabendsten in Dänemark gehören. Diese Hedeboer sollen auch noch viel Nationales und Eigenthümliches in ihrer Kleidung besitzen. Man erkennt die Haidebauern unter allen den Landleuten, die nach Kopenhagen kommen, leicht heraus. Es ist hier weit und breit kein Buchenhain zu finden. Erst dicht vor Kopenhagen sieht man das erste Gehölz wieder, wenn man den hübschen Park von Frederiksborg passirt. Dieser Park hat eine reizende Lage und umgibt ein hübsches Schloß, in welchem die verwitwete Königin residirt.

Gegen 10 Uhr Abends kamen wir endlich in Kopenhagen an und stiegen in einem Wirthshause ab, an dessen Thür wir um Einlaß heftig pochen mußten, weil die guten Leute nach kopenhagener Weise es schon seit 7 Uhr Abends verriegelt und verrammelt hatten.







Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

